

FABIAN PITTRUFF

DIE PRIVATE UND DIE VERTEILTE PERSON

STUDIEN ZU PERSONALISIERUNG
UND PRIVATHEIT IN ZEITEN
DER DIGITALISIERUNG

[transcript] DIGITALE SOZIOLOGIE

Fabian Pittroff

Die private und die verteilte Person

Editorial

Die Digitalisierung der Gesellschaft eröffnet neue soziologische Forschungsfelder, beeinflusst aber auch klassische Phänomene wie Infrastrukturen, Vergemeinschaftungen und soziale Praktiken grundlegend. Die Reihe **Digitale Soziologie** bietet sowohl theoretisch-konzeptionellen als auch empirischen Untersuchungen hierzu eine gemeinsame editorische Plattform. Insbesondere versammelt sie Arbeiten, die neue, auch unorthodoxe Zugriffe auf substantielle Fragestellungen der Soziologie anbieten, die aktuelle methodische und konzeptionelle Entwicklungen aufgreifen oder innovative Methodenkombinationen nutzen. Dabei legt sie besonderen Wert auf die Diskussion der Rolle der Soziologie angesichts der digitalisierten Gesellschaft und auf die Reflexion der daraus folgenden Implikationen bspw. für Infrastrukturen und die wissenschaftliche Praxis. Die Reihe schließt deutsch- und englischsprachige Monografien und Sammelbände ebenso ein wie herausragende Qualifikationsarbeiten.

Die Reihe wird herausgegeben von Roger Häußling, Katharina Kinder-Kurlanda, Sophie Mützel, Jan-Hendrik Passoth und Andreas Schmitz.

Bei Interesse an der Publikation in dieser Reihe können die Herausgeber*innen kontaktiert werden.

Fabian Pittroff forscht als Postdoc am SFB 1567 Virtuelle Lebenswelten an der Ruhr-Universität Bochum. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Infrastrukturen der Forschung, Ethnografie des Virtuellen, Soziologie der Intelligenz, digitale Kultur und Sozialtheorien der Person.

Fabian Pittroff

Die private und die verteilte Person

Studien zu Personalisierung und Privatheit
in Zeiten der Digitalisierung

[transcript]

Der vorliegende Text wurde in ähnlicher Form als Dissertation am Fachbereich 05 Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel eingereicht und am 15.02.2022 verteidigt. Die Gutachter*innen waren Prof. Dr. Jörn Lamla und Prof. Dr. Claude Draude.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 Lizenz (BY-SA). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell, sofern der neu entstandene Text unter derselben Lizenz wie das Original verbreitet wird.

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2024 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Fabian Pittroff**

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Umschlagabbildung: Jaroslav Machacek / Adobe Stock (bearbeitet)

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

<https://doi.org/10.14361/9783839471814>

Print-ISBN: 978-3-8376-7181-0

PDF-ISBN: 978-3-8394-7181-4

Buchreihen-ISSN: 2751-3149

Buchreihen-eISSN: 2751-3157

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Für meine Mutter Karin-Ruth

Inhalt

Intro	11
1. Die Person: Elemente einer Sozialtheorie der Personalisierung	25
1.1 Intro: Die Person als Prozess	25
1.2 Erreichbarkeit: Personalisierung als Adressierung	28
1.3 Innerlichkeit: Personalisierung als Faltung	35
1.4 Kontinuität: Zwischen Außen und Innen	43
1.4.1 Sozialisation und Personalisierung	44
1.4.2 Sozialisation und Intersubjektivität	46
1.4.3 Zwei Modi der Erreichbarkeit	48
1.4.4 Infrastrukturen der Metamorphose	50
1.5 Outro: Personalisierung als Erreichbarkeit von Innerlichkeit	53
2. Die private Person: Privates und Persönliches in der vordigitalen Moderne ..	59
2.1 Intro: Die Person des Privaten	59
2.2 Praktiken der Grenzziehung	61
2.3 Semantiken der Institutionalisierung	64
2.4 Varianten des Privaten und ihre Person	66
2.4.1 Die gesplante Person	69
2.4.2 Die authentische Person	72
2.4.3 Die besondere Person	75
2.4.4 Die dezisionale Person	78
2.5 Outro: Die Erreichbarkeit der privaten Person	80
3. Digitalisierung und die Krise des Privaten	85
3.1 Intro: Digitalisierung als Krise	85

3.2	Elemente der Digitalisierung des Sozialen	87
3.2.1	Intervention: Die Teilnahme digitaler Technologien am Sozialen	88
3.2.2	Postdigitale Kultur: Struktur und Semantik der Kontrollkrise	92
3.2.3	Kontrolle der Kontrolle	96
3.3	Sorge um Privatheit: Der NSA-Untersuchungsausschuss des 18. Deutschen Bundestages (NSAUA)	97
3.3.1	Intro: Der NSAUA als Sorge um Privatheit	97
3.3.2	Topologie der Arena: Die sozialen Welten	101
3.3.3	Oszillationen der Sorge: Ereignisse und Verschiebungen	111
3.3.4	Outro: Überwachung als Krise der Kontrolle	122
3.4	Kritik an Privatheit: Die Postprivacy-Kontroverse (PPK)	123
3.4.1	Intro: Die Postprivacy-Kontroverse als Kritik an Privatheit	123
3.4.2	Die Arena der Kontroverse	125
3.4.3	Kritik der Kontrolle	129
3.4.4	Jenseits der Kontrolle	133
3.4.5	Eine postprivate Person?	135
3.4.6	Outro: Leben im Netz nach der Kontrolle	138
3.5	Outro: Die Gestalt der digitalen Krise des Privaten	139
4.	Die verteilte Person: Digitalisierung des Persönlichen	143
4.1	Intro: Beziehungsweisen der verteilten Person	143
4.2	Freundschaft und ihre Digitalisierung	146
4.2.1	Freundschaft als Modus der Personalisierung	146
4.2.2	Variabilität: Drei Dimensionen der Freundschaft	148
4.2.3	Die Digitalisierung der Freundschaft	158
4.3	Das Selfie als Personalisierungsweise	162
4.3.1	Selfies als Mittler:innen	162
4.3.2	Einbettung: Das Selfie als postdigitales Format	165
4.3.3	Methode: Autoethnografie als Zugang	167
4.3.4	Verteiltheit: Selfies in Relationen	169
4.3.5	Artifizialisierung: Der Transport des Persönlichen	174
4.4	Ökonomie des Persönlichen	183
4.4.1	Die datenökonomische Infrastrukturierung der Person	183
4.4.2	Zwischen Optionalität und Prädiktivität	184
4.4.3	Unpersönliche Personalisierung	186
4.4.4	Präparierende Prädiktion	188
4.5	Outro: Die verteilte Person	191

5. Outro: Die verteilte Person und ihre Privatheit	193
Literatur	199
Dank	229

Intro

Persönlich werden

Die Person ist mehr als ein Synonym für Mensch. Wer oder was als Person in Frage kommt, erweist sich als höchst variabel. Pflanzen, Tiere, Flüsse, Meteore oder Jahreszeiten sind nicht notwendigerweise keine Personen (Descola 2013: 60). Für einige nicht-moderne Lebensweisen ist die Person »die Form des Anderen« (Viveiros de Castro 2019: 50) schlechthin. Folgt man dem Anthropologen Philippe Descola, bestimmt der Status der Person über die Zusammensetzung der Welt, insofern dieser der modernen Trennung zwischen Natur und Kultur vorausgeht (Descola 2013: 61). Bevor die Modernen die vielen vergessenen Kontinuitäten zwischen den sorgsam unterschiedenen Welten der Natur und Kultur, der Materialität und Semantik, dem Harten und dem Sanften erfahren können (Serres 1998: 147–154; Latour 2015: 22–24), müssen sie begreifen, dass auch der Status der Person kontinuierlich ist, denn »alles Seiende lässt sich als denkend denken« (Viveiros de Castro 2019: 67).

Die Frage der Person manifestiert sich in der jüngeren Geschichte der modernen Gesellschaft nicht zuletzt im Umgang mit digitalen Technologien (Kubrick 1968; Scott 1982; Oshii 1995; Wachowski/Wachowski 1999; Garland 2014). Verhandlungen der Möglichkeit nicht-menschlicher und künstlicher Personen sind auch Ausdruck dessen, dass sich mit der Digitalisierung verändert, wie Menschen zu Personen werden. Das Persönliche wird damit eine Schlüsselkategorie des Digitalen, weil neue Elemente, Techniken und Situationen an Personalisierung beteiligt sind und das Persönliche in veränderter Weise verfügbar machen. Smartphones sind stets griffbereit und zugleich angeschlossen an globale Netzwerke, um Personen miteinander in Verbindung zu bringen und neue Formen von Nähe herzustellen. Freundschaften werden über soziale Medien gepflegt und Liebesbeziehungen über Apps angebahnt. Persönliches wird

mithilfe digitaler Technologien kuratiert, verbreitet und verwertet. Die Digitalisierung des Persönlichen ist in vollem Gange.

Eine Person zu sein bedeutet – so will ich es in diesem Buch plausibel machen –, in besonderer Weise erreichbar zu sein. Erreichbar nämlich als ein Wesen, das eine Innenwelt und eine Beziehung zu sich selbst unterhält. Personalisierung meint dann den prozesshaften Aufbau einer solchen Erreichbarkeit – umso relevanter und facettenreicher eine Person adressiert wird, desto persönlicher und intimer ist die Beziehung. Erreichbar wird dabei kein wahrer Kern, sondern eine soziomaterielle Form, eben die Person. Diese Weise der Erreichbarkeit findet neuerdings unter Beteiligung digitaler Technologien andere Mittel und Wege. Das Buch folgt im Anschluss an diese Intuition der These, dass es im Zuge der Digitalisierung zu einer Neuverteilung – einer digitalen Diffusion – des Persönlichen kommt, d.h. zum Erfolg neuer Elemente, Techniken und Situationen der Personalisierung. Die Metapher der Diffusion bezeichnet dabei nicht nur die Verteilung, sondern auch die Annäherung zwischen menschlichen Wesen und digitalen Technologien – die Digitalisierung des Persönlichen ist auch eine Personalisierung des Digitalen. Zum Einstieg in die Sache will ich drei Phasen dieser Annäherung anerkennen.

Erstens treten digitale Technologien als *persönliche Maschinen* auf. Ein kurzer Blick in die Geschichte der Computerisierung vermittelt eine Ahnung von dieser Annäherung. So war es nicht zuletzt der Erfolg des Personal Computers, der einen entscheidenden Schritt in der Digitalisierung der Gesellschaft markiert (Rammert 2016b). Dass Computer seit den 1970er-Jahren als persönlich gelten, ist kein kurioser Zufall, sondern Ausdruck jener kulturellen Strömungen, die die Entwicklung dieser Maschinen begleitete. So hatte etwa die US-amerikanische Gegenkultur der 1970er-Jahre erheblichen Anteil daran, Computer als Werkzeuge individueller Ermächtigung zu rahmen und so wortwörtlich näher zu den Menschen zu bringen (Turner 2008: 105f.). Mehr noch wirkt die Bezeichnung Personal Computer heute voreilig, denn wie persönlich Computer noch werden sollten, konnte man sich in den 1970er-Jahren noch nicht recht ausmalen. Mit dem breiten Erfolg des Smartphones setzten sich Computer durch, die um einiges persönlicher sind, und zwar selbst dort, wo PCs nie einen Platz gefunden haben – in neuen Erdteilen und in intimen Lebenssituationen (Kaerlein 2018). Schließlich lässt sich am zunehmenden Einsatz von digitalen Uhren, Armbändern, Kopfhörern und Brillen ablesen, dass die Annäherung digitaler Geräte an den menschlichen Körper noch nicht abgeschlossen ist. Diese Geschichte der Intimisierung zwischen Menschen

und Maschinen macht deutlich, wie digitale Technologien an die Situationen der Konstitution des Persönlichen heranrücken.

Zweitens ermöglichen digitale Technologien *persönliche Medien*. Während Menschen und Maschinen enger zusammenrücken, etablieren sich zeitgleich globale Plattformen, die viele Millionen von Nutzer:innen verbinden (Dijk 2013: 9ff.). Diese seit den 1990er-Jahren aufstrebenden Dienste sind persönliche Medien in zwei Hinsichten: zum einen eröffnen sie ihren Nutzer:innen einen persönlich kuratierten Zugang zur Welt, zum anderen ermöglichen sie, persönliche Fragmente aus dem Alltag zu sammeln und anderen zugänglich zu machen. Das Ergebnis ist ein persönlicher Zugriff auf die Welt einerseits und ein Zugriff auf die Person andererseits. Die großen Social-Media-Plattformen sind so zu regelrechten Infrastrukturen des Persönlichen angewachsen, sind also zunehmend am Aufbau persönlicher Erreichbarkeit beteiligt und formatieren die Weisen der Personalisierung mit.

Drittens fundieren digitale Technologien eine *Ökonomie des Persönlichen*. Vor dem Hintergrund des Erfolgs persönlicher Medien dient die Verdattung der Spuren ihrer Nutzer:innen als Rohstoff, mit dem letztere im Sinne ökonomischer Maßgaben beeinflusst werden sollen (Prietl/Houben 2018; Zuboff 2018: 311). Die Wirksamkeit dieser Personalisierungsanstrengungen bleibt vorerst unklar und sollte so lange nicht überschätzt werden. Feststeht allerdings, dass entsprechende Maßnahmen mit Vehemenz verfolgt werden. Zumindest ist gut dokumentiert, wie die Versprechungen der Datenökonomie Menschen und Maschinen zusammenbringen, in dem sie Anreize schaffen, datafiziertes Persönliches anzuziehen, zu sammeln und zu verwerten (Zuboff 2018: 293–334).

Diese Phasen der Annäherung machen deutlich, wie menschliche Wesen unter Beteiligung digitaler Technologien in neuer Weise als Personen erreichbar werden – sowohl für persönliche und intime Beziehungen als auch für staatliche oder ökonomische Institutionen. Die Intuition, dass sich mit der Digitalisierung neue Mittel und Wege der Personalisierung etablieren, führt mich schließlich zur zentralen These meiner Arbeit: Im Zuge der Digitalisierung kommt es zu einer Diffusion des Persönlichen, insofern neue Elemente, Techniken und Situationen an seiner Konstitution beteiligt sind. Digitale Technologien wirken dabei nicht als neutrale Kanäle, die das Persönliche unverändert transportieren, sondern als Mittler:innen, die notwendigerweise an seiner Genese beteiligt sind (Latour 2002: 241; Serres 2016: 24). Diese Verteilungen des Persönlichen im Zuge der Digitalisierung ist Thema meiner Arbeit.

Die Neuverteilung und der Formwandel des Persönlichen interessieren mich besonders in ihrem Verhältnis zum Privaten. Das Private – als historisch variable Institution und Set heterogener Praktiken der Grenzziehung – ist der wahrscheinlich einflussreichste Rahmen für die Entwicklung und Pflege des Persönlichen in der modernen Gesellschaft. In der Welt der Moderne stehen Privates und Persönliches in einem symbiotischen Verhältnis. Weil das Persönliche stets auf eine Innenwelt verweist und letztere in der Moderne im Privaten ihre Heimat gefunden hat, finden persönliche Beziehungen hier ein denkbar günstiges Umfeld (Elias 1997a: 354; Habermas 2013: 113; Koschorke 1999: 177; Reckwitz 2020: 70). Die Beschränkungen des Privaten schaffen spezifische Räume, innerhalb derer moderne Innerlichkeit nicht nur erarbeitet und gepflegt werden kann und soll, sondern auch für persönliche Beziehungen zur Verfügung steht. Die Frage ist dann, ob und wie die digitale Neuverteilung des Persönlichen in dieses symbiotische Verhältnis interveniert.

Digitale Technologien sind gewissermaßen berüchtigt dafür, das Private zu sabotieren. Auch wenn dieser schlechte Ruf bei genauerem Hinsehen zu unpräzise ist, sind die neuen und überraschenden Verbindungskapazitäten der digitalen Technologien dem Privaten als einer Institution der Beschränkung in der Tat entgegengesetzt. Es ist jedenfalls ein Leichtes, in der jüngeren Vergangenheit spektakuläre Fälle zu finden, in denen bewährte Grenzen des Privaten mithilfe digitaler Technologien unterlaufen oder durchbrochen wurden. So haben die Enthüllungen Edward Snowdens im Jahr 2013 gezeigt, wie umfassend staatliche Überwachungsambitionen mittels digitaler Technologien auch tatsächlich umgesetzt werden (Greenwald 2013; Greenslade 2013). Fünf Jahre später im Frühling 2018 ruft der Fall des Beratungsunternehmens Cambridge Analytica ins Bewusstsein, wie sorglos private Unternehmen mit der Möglichkeit der Manipulation ihrer Nutzer:innen experimentieren (Grassegger/Krogerus 2016; Cadwalladr/Graham-Harrison 2018). Beide Fälle markieren, wie etablierte Relationen zwischen Privatem und Persönlichem im Zuge der Digitalisierung grundlegend in Frage gestellt werden. Mächtige Akteur:innen etablieren mittels digitaler Technologien neue Formen persönlicher Erreichbarkeit, die quer liegen zu den Grenzen des Privaten. Nicht zuletzt an solchen Krisen des Privaten zeigt sich jene Diffusion des Persönlichen, der ich in diesem Buch genauer nachgehen will.

Ich fasse kurz zusammenfassend: Menschen und andere Wesen werden zu Personen, wenn sie als Entitäten mit Innenwelt adressiert werden – neuerdings unter Beteiligung digitaler Technologien und über die traditionellen Grenzen des Privaten hinweg. Diese Neuverteilung verfolge ich in meiner

Arbeit als digitale Diffusion des Persönlichen. Von besonderem Interesse ist, inwiefern diese Verteilung mit einer Entkopplung von Privatem und Persönlichem einhergeht. Mein Beitrag zu diesem Projekt gliedert sich in vier Teile, die ich den folgenden Kapiteln dieser Einleitung kurz vorstelle.

Person und Sozialtheorie

Was also ist eine Person? Oder besser: Wie kommt sie in Beziehungen der Personalisierung zustande? Meinen sozialtheoretischen Vorschlag zur Bearbeitung dieser Frage werde ich im ersten Teil des Buches darlegen (1.). Sozialtheoretisch meint hier, so gut als möglich von zeitlichen und örtlichen Unterschieden des Persönlichen zu abstrahieren, um eine allgemeine Form der Personalisierung zu bestimmen. Historische Varianten sollen damit nicht unsichtbar, sondern im Gegenteil vergleichbar werden. Mein Konzept der Personalisierung greift dafür vor allem auf zwei Theorietraditionen zurück; zum einen auf die soziologische Systemtheorie im Anschluss an Niklas Luhmann, zum anderen auf die Subjektivierungsforschung ausgehend von Michel Foucault und fortgeschrieben von Gilles Deleuze und Bruno Latour.¹ So werde ich Personalisierung als einen Prozess beschreiben, in dem Menschen und Nicht-Menschen als Entitäten erreichbar werden, die über eine Innenwelt verfügen. Eine Person zu sein bedeutet, als Wesen mit Innerlichkeit adressiert zu werden.

Ich gehe davon aus, dass Menschen sich selbst und andere auch jenseits der historischen Formation der Moderne – d.h. auch vor dem 18. Jahrhundert und außerhalb Westeuropas und Nordamerikas – in dieser Weise als Personen erfahren können (Luhmann 1995a: 150; Fuchs 1997: 68–72). Es gibt Grund anzunehmen, dass die Form der Person – verstanden als physische Erscheinung, der Interiorität zugerechnet wird – auch jenseits der Moderne Anwendung findet (Descola 2013: 181; Viveiros de Castro 2019: 45). Innerlichkeit muss sich dabei nicht notwendigerweise innerhalb der physischen Grenzen von Körpern

1 Die systemtheoretische Personalisierung und die foucaultsche Subjektivierung sind in mancher Hinsicht verwandte und komplementäre Theoriefiguren, setzten aber sicherlich unterschiedliche Schwerpunkte (Bröckling 2013: 116–121). Gemein ist ihnen jedenfalls, auf einen Essentialismus selbstbezüglicher Wesen zu verzichten und stattdessen Prozesse der Konstitution und Zurechnung an den Anfang der Analyse zu stellen. Statt Personen vorauszusetzen, gilt es den Aufbau ihrer Erreichbarkeit nachzuvollziehen.

abspielen (Strathern 1990: 275; Wagner 1991: 166) und entsprechend können die bürgerlichen Innerlichkeiten der klassischen Moderne, die bis heute nachwirken, als historische Ausnahme gelten (Taylor 1994: 330ff; Reckwitz 2020: 123ff.). In diesem Sinne spreche ich von einer Sozialtheorie der Personalisierung.

Ein erstes Prinzip meiner Sozialtheorie der Person übernehme ich aus der soziologischen Systemtheorie, nämlich die Annahme, dass Personalisierung eine spezifische Form sozialer *Erreichbarkeit* hervorbringt. Personen lassen sich in diesem Sinne als soziale *Adressen* verstehen – als Identifikationspunkte für »persönlich adressierte Erwartungen« (Luhmann 1987: 431; Fuchs 1997). Alltagsweltlich typische Formen dieser Erreichbarkeit sind persönliche Beziehungen wie Freundschaft oder Liebe. Hier sind Menschen füreinander in besonders intensiver Weise zugänglich, das Netz persönlich adressierter Erwartungen ist besonders dicht (Luhmann 1994: 14; Tenbruck 1964: 447; Suttles 2017: 73). Diese zeitgenössischen Weisen der Erreichbarkeit werden gemeinhin auch mit dem Begriff der Nähe markiert.

Die systemtheoretische Person ergänze ich weiterhin durch Ansätze der Subjektivierungsforschung. Im Gegensatz zur Systemtheorie klammern diese die mit der Personalisierung adressierte Innenwelt nicht aus, sondern ziehen ihre soziale und materielle Genese in die Analyse hinein (Foucault 1989: 12). Gilles Deleuze markiert das treffend mit dem Bild der Falte: Persönliche Innerlichkeit wird damit nicht als abgeschlossener Hohlraum gedacht, sondern als Einfaltung der Welt zu einem partiellen Innen. Ergebnis ist »nicht etwas anderes als das Außen, sondern genau das Innen des Außen« (Deleuze 2015: 134f.). Diese Linie der Subjektivierungsforschung – von Foucault über Deleuze bis hin zu Latour – hat dabei durchweg die Beteiligung materieller Komponenten an der Konstitution von Innenwelten stark gemacht (Foucault 1978: 119f; Deleuze 2015: 134f; Latour 2018: 269–296). Materialität dieser Tradition entsprechend einzubeziehen bedeutet aber ausdrücklich nicht, die Sozialität der Innerlichkeitsgenese aufzugeben, sondern im Gegenteil durch eine Ausweitung des Sozialen zu radikalisieren. Diese Herangehensweise entspricht Bruno Latours Soziologie der Assoziationen (Latour 2010: 19–32), die sich nicht auf Kommunikationen beschränkt, sondern einen grundlegenden Modus der Assoziation und Verbindung zum Gegenstand hat, der unterschiedliche Register der Wirklichkeit miteinander verknüpft.²

2 Neben der Traditionslinie von Foucault über Deleuze zu Latour wird die Materialität sozialer Wirklichkeit und Subjektivität auch in den (feministischen) Technowissenschaften stark gemacht: Donna Haraway nennt solche Verflechtungen »material-semiotic«

Persönliches und Privates

Im zweiten Teil meiner Arbeit steht das Verhältnis von Privatem und Persönlichem im Mittelpunkt, wie es sich in der vordigitalen Moderne entwickelt hat und bis heute nachwirkt. Intuitiv gehören Privates und Persönliches zusammen, die Adjektive privat und persönlich werden stellenweise synonym verwendet (vgl. etwa Reckwitz 2017: 254). Mein Ziel in diesem Teil ist es deshalb, diesem Zusammenhang mithilfe historischer und sozialtheoretischer Arbeiten zum modernen Privaten genauer nachzugehen. Die Geschichte des Privaten erstreckt sich allerdings über lange Zeiträume und umfasst unterschiedliche praktische und semantische Arrangements. So schwierig eine scharfe theoretische Abgrenzung des Privaten ist, so heterogen sind seine praktischen Ausdrucksformen (Solove 2009: 12ff.).

Grundlage meiner Untersuchung der modernen Beziehung zwischen Privatem und Persönlichem ist eine systematische, aber exemplarische Auswahl historisch-theoretischer Studien des Privaten. Ich bespreche dabei primär vier Arbeiten, um schlaglichtartig die Geschichte des Privaten und seine Verbindungen zum Persönlichen zu beleuchten. Auf diese Weise entsteht kein lückenloses Bild dieser Geschichte, aber doch ein Raster der symbiotischen Beziehung zwischen Privatem und Persönlichem. Die herangezogenen Studien sind Norbert Elias' *Über den Prozeß der Zivilisation* (1997a/b [1939]), Jürgen Habermas' *Strukturwandel der Öffentlichkeit* (2013 [1961]), Richard Sennetts *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens* (Sennett 1994 [1974]) sowie Beate Rösslers *Der Wert des Privaten* (2001). Ich habe diese Arbeiten nicht nur ausgewählt, weil es sich um klassische Positionen der Privatheitsforschung handelt, sondern auch, weil sie unterschiedliche historische Etappen in der Geschichte des modernen Privaten dokumentieren.

»Privacy gives people the freedom to be themselves«, schreibt Mark Zuckerberg, Gründer und Vorstandsvorsitzender von Facebook, in einem Beitrag zur Zukunft seines Plattform-Unternehmens (Wong 2019). Zuckerberg steht mit dieser Bestimmung des Privaten keineswegs allein, sondern drückt im Gegenteil eine verbreitete Vorstellung aus: Das Private verspricht den modernen Menschen sich selbst zu finden. Das kann freilich sehr Unterschiedliches bedeuten, aber es lässt sich doch festhalten, dass Vorstellungen des Privaten als Heimstätte des Selbst tief in der Moderne verankert sind. Wie genau, zeigt sich

(2008: 4), Karen Barad »materiell-diskursiv« (2012: 20) und Annemarie Mol »socio-material« (2010: 266).

in den oben erwähnten Arbeiten zum modernen Privaten. In jeder der vier Studien ist die Untersuchung von Grenzziehungen durch das Private mit Fragen der Selbstkonstitution verbunden. Schon in diesem Umstand drückt sich aus, wie sehr das moderne Private immer auch die Entwicklung von Innerlichkeit flankiert.

Die Konstitutionsbedingungen des Selbst im Privaten sind deshalb ein Schlüssel zum Verständnis der Beziehung zwischen Privatem und Persönlichem. Die verschiedenen Formen moderner Interiorität waren stets abhängig von Situationen des Privaten (Taylor 1994: 8; Elias 1997a: 354; Habermas 2013: 113; Koschorke 1999: 177; Reckwitz 2020: 70). Entsprechend bietet das Private günstige Bedingungen der Personalisierung im Sinne der Erreichbarkeit persönlicher Innenwelten. Die Beschränkungen des Privaten eröffnen spezifische Räume, innerhalb derer Innerlichkeit nicht nur erarbeitet und gepflegt werden kann und soll, sondern auch für persönliche Beziehungen zur Verfügung steht. Eine Rekonstruktion historischer Varianten der privaten Person ist möglich, indem Privatheiten daraufhin analysiert werden, inwiefern sie die Konstitution persönlicher Erreichbarkeit mitgestalten.

Der schlaglichtartige Durchgang durch die Geschichte des Privaten in der Moderne macht schließlich plastisch, in welcher Weise Privatheiten mit dem Persönlichen verbunden sind. Die Beschränkungen des Privaten formatieren mit, was es heißt, als Person erreichbar zu sein. Varianten des Privaten flankieren Formen subjektiver Innerlichkeit, die maßgeblich sind für die Spielräume persönlicher Erreichbarkeit. In dem Maße, in dem Innenwelten im Privaten angereichert werden, finden sich dort geeignete Bedingungen ihrer Erreichbarkeit. Die private Person hat eine differenzierte Innenwelt, einen authentischen Charakter, eine besondere Persönlichkeit und ein autonomes Individuum – und bei alle dem scheint durchweg zu gelten, dass die Person innerhalb der Grenzen des Privaten umfassender zur Verfügung steht.

Privates und Digitales

Im dritten Teil der Arbeit geht es um aktuelle Krisen des Privaten im Zuge der Digitalisierung. Nachdem ich im zweiten Teil Zusammenhänge zwischen Privatem und Persönlichem besprochen habe, steht an dieser Stelle die Frage im Mittelpunkt, wie sich die Digitalisierung zum Privaten verhält. Nachdem sich gezeigt hat, wie sehr das Persönliche in der Moderne durch das Private formatiert wird, will ich besprechen, was der historische Auftritt der Digitalisie-

rung für das Private bedeutet. Knapp zusammengefasst äußern sich die digitalen Interventionen ins Private in meiner Untersuchung vor allem in Krisen der Kontrolle, die nicht zuletzt die Grundlagen der privaten Person erschüttern, weil die Kontrollversprechen des Privaten unter diesen Bedingungen in der Praxis unterlaufen werden.

Digitalisierung verstehe ich hier als Interventionsweise und als Kulturform. Die Frage, in welcher Weise digitale Technologien an der sozialen Welt teilhaben, lässt sich mit der Techniksoziologie Noortje Marres' als Intervention beantworten (Marres 2017: 45, 61). Das bedeutet nicht, digitale Technologien würden die soziale Welt als *Deus ex Machina* auf den Kopf stellen. Intervention bezeichnet stattdessen die genuin *soziale* Existenz digitaler Technologien. Digitalisierung zu untersuchen heißt, die mitmischende Teilnahme digitaler Technologien am Sozialen nachzuvollziehen. Digitale Technologien sind mehr als Objekte, sie sind Bündel stabilisierter Praktiken (Latour 2018: 316). »Technologie ist folglich eher sozial als technisch« (Deleuze 2015: 60).

Digitalisierung umfasst außerdem eine bestimmte Kultur, also ein Set an semantischen Formen, die die Teilnahme digitaler Technologien am Sozialen vorbereitend oder nachträglich flankieren. Diese Formen verdichten sich zu übergreifenden Mustern einer *postdigitalen Kultur*. Das Präfix »post-« markiert hier nicht die Abgeschlossenheit der digitalen Transformation, sondern vielmehr den Umstand, dass die so bezeichneten Kulturformen ihre Wirkung mittlerweile auch jenseits von technisierten Situationen entfalten (Stalder 2016: 20; Cramer 2015: 21; Lovink 2019: 42). Dirk Baecker macht den Vorschlag, das kulturelle Muster der Digitalisierung mit dem Begriff der Komplexität zusammenzufassen. Gemeint ist eine Semantik der Postdigitalität, die sich dadurch auszeichnet, alle Verbindungen als selektiv und unvollständig zu verstehen (Baecker 2018: 69). Die digitale Gesellschaft ist »kulturell dort ganz bei sich [...], wo sie Dinge, Personen, Momente miteinander kombiniert, die nichts miteinander zu tun haben« (Baecker 2018: 70). Die Digitalisierung verbindet ehemals Unverbundenes (Stäheli 2021: 31ff.). Diese Doppelperspektive macht die Untersuchung für materielle und semantische Effekte sensibel und passt zur gegenwärtigen Transformationssituation, in der Neuerungen und Selbstverständlichkeiten gleichzeitig auftreten.

Ich erschließe das Feld digitaler Krisen des Privaten drauf aufbauend über zwei empirische Studien. Hintergrund ist die Annahme, dass eine allgemeine Krise des Privaten mithin in öffentlichen Kontroversen eine Form findet, insofern hier digitale Interventionen und Kulturformen als Probleme identifiziert, verhandelt und umgelenkt werden. Jedenfalls treten in beiden Situationen

neue digitale Technologien auf den Plan und ziehen die Integrität bestimmter Anteile des Privaten in Zweifel. Soziologisch aufschlussreich ist an solchen Kontroversen, was in welcher Weise als Problem erfasst wird. Ein empirisch-rekonstruktiver Nachvollzug der Aushandlungsprozesse rund um die Form eines kollektiven Problems verspricht Erkenntnisse über die Gestalt der jeweiligen Krise. Dieses Vorgehen steht in der Tradition einer pragmatischen politischen Soziologie, die bestimmte Problemfälle und deren Aushandlung in den Mittelpunkt stellt (Dewey 2016; Marres 2007; Latour 2007a; 2007b). Aus dieser Perspektive ist entscheidend, in welcher Weise kollektive Suchbewegungen nach Lösungen an- und ablaufen, wie also neue Probleme sozial erfasst und in Lösungen überführt werden.

Der erste Fall, den ich in dieser Weise untersucht habe, ist die Kontroverse im und um den *NSA-Untersuchungsausschuss* (NSAUA), mit dem der Deutsche Bundestag auf die Enthüllungen des Whistleblowers Edward Snowden zu reagieren versucht hat (Pittroff 2017a). Die Enthüllungen haben öffentlich gemacht, welches Ausmaß staatliche Überwachung in einer digitalisierten Gesellschaft annehmen kann und wie diese Möglichkeiten – mehr oder weniger erfolgreich – in die Tat umgesetzt werden. Den zweiten untersuchten Fall bezeichne ich als *Postprivacy-Kontroverse* (PPK) (Pittroff 2018). Gemeint ist eine kompakte Debatte im deutschsprachigen Raum, in der spekulativ die These vertreten wird, Privatheit sei im Zuge der Digitalisierung nicht zu retten und ihr Verschwinden möglicherweise zu begrüßen. Im Unterschied zur Kontroverse um den NSAUA versammeln sich in diesem Fall keine staatlich institutionalisierten Akteur:innen, sondern eine bestimmte postdigitale Avantgarde.

Felix Stalder (2019) schlägt vor, die Funktion des Privaten in der Moderne als Vermittlung zwischen den Möglichkeiten institutioneller Kontrolle einerseits und einem als autonom verstandenen Subjekt andererseits zu beschreiben. Weil sich mit der Digitalisierung beide Seiten dieser Beziehung änderten, könne das Private diese politische Aufgabe nicht mehr wie gehabt ausfüllen. Zum einen sei ein Zuwachs an Kontrolle durch mächtige Institutionen zu verzeichnen, zum anderen etablierten sich neue Voraussetzungen für den Aufbau persönlicher Autonomie (Stalder 2019: 106f.). Stalders Diagnose eröffnet einen guten Überblick darüber, was sich in den von mir untersuchten Kontroversen abzeichnet: Der Fall des NSAUA zeigt, wie staatliche Stellen mittels digitaler Technologien Überwachungs- und Kontrollpotentiale aufbauen, die für alle Seiten schwer zu kontrollieren sind, während die Studie zur PPK konkret macht, wie Kontrollversprechen des Privaten problematisiert und mit neuen vernetzten Personalisierungsweisen konfrontiert werden.

Damit ist die digitale Krise des Privaten nicht erschöpfend behandelt, aber doch problematische Aspekte identifiziert, die wichtige Hinweise für den weiteren Verlauf des Buches geben. Erstens wird deutlich, dass das Private im Zuge der Digitalisierung nicht allumfassend dem Untergang geweiht ist oder in Bausch und Bogen ersetzt werden muss. Vielmehr zeigt sich, dass es sich um spezifische Aspekte des Privaten handelt, die Reibungen erzeugen und möglicherweise unzeitgemäß geworden sind. Aus dieser Perspektive ist dann weniger wichtig, wie hergebrachte Privatheiten bewahrt werden können, sondern welche Formen des Privaten besser zur neuen Konstellation passen. Zweitens erlaubt die spezifische Gestalt der Krise erste Thesen zur Transformation des Verhältnisses von Privatem und Persönlichem. Wenn die Verwirklichung bestimmter Formen von Kontrolle im Zuge der Digitalisierung in Zweifel gezogen wird, destabilisiert das möglicherweise auch die Bedingungen einer privaten Personalisierung, für die Kontrolle ein entscheidendes Versprechen darstellt.

Digitales und Persönliches

Im vierten und letzten Teil des Buches geht es schließlich um neue und digitalisierte Weisen der Personalisierung. Während im dritten Teil digitale Krisen des Privaten und Verschiebungen der Grundlagen der Personalisierung im Mittelpunkt stehen, geht es hier darum, neue Elemente, Techniken und Situationen der Personalisierung zu untersuchen. Die Frage ist, ob und wie sich die Weisen der Personalisierung mit der Digitalisierung verändern. Zu diesem Zweck habe ich drei Studien zur Digitalisierung des Persönlichen angestellt: In der ersten geht es um die persönliche Beziehung der Freundschaft und ihren digitalen Wandel, in der zweiten um die Produktion und Verbreitung von Selfie-Fotografien und in der dritten um die digitale Ökonomie des Persönlichen.

Die moderne Freundschaft untersuche ich in einer Literaturstudie als typische Form persönlicher Beziehungen. Freundschaften zu pflegen erfordert und ermöglicht spezifische Weisen der Personalisierung, die Freund:innen füreinander in bestimmter Weise erreichbar machen. Mit Blick auf die Gestalt der Digitalisierung des Persönlichen ist interessant, wie sich die freundschaftlichen Weisen der persönlichen Erreichbarkeit transformieren und in Anspruch genommen werden. Freundschaft spielt eine bemerkenswerte Sonderrolle bei der Digitalisierung des Persönlichen, insofern einige ihrer Semantiken und Praktiken mit vernetzten Kommunikationsbedingungen

resonieren und Modell stehen für die Digitalisierung des Persönlichen insgesamt (Chambers 2013: 18f, 40). Es ist die Variabilität der Freundschaft, die im Zuge der Digitalisierung intensiviert und mobilisiert wird. Diese Dynamik spricht dafür, dass sich die postdigitale Personalisierung in Richtung dieser Variabilität entwickelt.

Das Thema der zweiten Studie sind Selfie-Fotografien und die Praktiken ihrer Herstellung. Selfies erscheinen als Fotografien, die Personen von sich selbst machen, um sie über digitale Netzwerke zu verbreiten (Eckel et al. 2018). Als persönliche, zur Kommunikation bestimmte und mit digitalen Technologien produzierte Abbildungen menschlicher Personen werde ich Selfies als relevante Mittler:innen des Persönlichen. Die Frage ist, welche Weisen der Konstitution persönlicher Erreichbarkeit im Produktionsprozess von Selfies aktiviert werden. Zur Beantwortung habe ich eine autoethnografische Erhebung der Herstellung von Selfies durchgeführt und mit Positionen aus der Literatur abgeglichen. Aus dieser hochaufgelösten Perspektive zeigt sich die Konstitution und Gestaltung als mehrfach verteilt. Zum einen ist die Selfieproduktion auf lokale Komponenten wie Körper und Smartphones verteilt, die wiederum über postdigitale Infrastrukturen an Plattformen und Publika angeschlossen sind. Zum anderen ist auch die so erzielte Personalisierung verteilt, insofern ein Modus von Erreichbarkeit ins Werk gesetzt wird, der Dezentrierung über Momente der Komposition und Performanz produktiv macht.

In einer dritten Studie widme ich mich der Ökonomie des Persönlichen. Im Rahmen einer Literaturarbeit zeigt sich die Digitalisierung als datenökonomisch motivierte Infrastrukturierung der Person. Hier wird die Verteilung der Elemente, Techniken und Situationen des Persönlichen genutzt, um die Person in neuer Weise zu kanalisieren und zu konzentrieren – die verteilte Person ist hier nicht Resultat, sondern Ressource. Das macht deutlich, dass die digitale Vernetzung und Verteilung datenökonomische Kontrollanstrengungen nach sich ziehen, die auf eine Rezentrierung der Person abzielen (Ochs 2022: 435ff.). Es sind die datafizierten Spuren der Diffusion des Persönlichen, die den Rohstoff bilden, aus dem die Datenökonomie ihre Versprechen raffiniert (Zuboff 2018: 311). Dabei werden unpersönliche Weisen der Personalisierung kultiviert, mittels derer nichtmenschliche Wesen wie Computer Menschen ohne Referenz auf Innerlichkeit adressieren (Esposito 2022: 54; Baecker 2018: 59). Ergebnis sind neue Formen der Prädiktion, die Personen mit Blick auf die Zukunft zu rezentrieren versuchen.

Was ich in diesen drei Studien zur Digitalisierung des Persönlichen herausarbeite, fasse ich abschließend in der Figur der *verteilten Person* zusammen. Die verteilte Person markiert – im Kontrast zur privaten Person – differente Weisen der Personalisierung im Zuge der Digitalisierung. Während die private Person an bestimmte Formen des Privaten gekoppelt ist, ist die verteilte Person Folge einer digitalen Diffusion des Persönlichen, d.h. einer Verteilung der Elemente, Techniken und Situationen der Personalisierung. Die private ebenso wie die verteilte Person sind Resultat einer soziomateriell erzeugten Erreichbarkeit reflexiver Innenwelt, der Modus ihrer Konstitution unterscheidet sich jedoch. Dieser Unterschied ist das Thema des vierten Teils.

Persönlich bleiben

An dieser Stelle fasse ich den Verlauf des Buches noch einmal kompakt zusammen: Erstens mache ich sozialtheoretisch plausibel, wie Personalisierung als Aufbau einer Erreichbarkeit zu verstehen ist, die stets eine Referenz auf Innerlichkeit mitführt (1.). Personen zeichnen sich demnach dadurch aus, dass sie über ein reflexives Innen verfügen. Entscheidend für die Analyse dieser Erreichbarkeit sind die Prozesse ihrer soziomateriellen Konstitution. Ausgestattet mit diesem Konzept der Person gehe ich zweitens dem historischen Verhältnis zwischen Person und Privatem nach (2.). Privatheiten sind in der Moderne elementare Rahmen für die Entwicklung und Pflege von Innerlichkeit und formatieren als solche entscheidend die Möglichkeiten der Personalisierung. Was eine Person und ihre Erreichbarkeit ausmacht, wird in der Moderne klassischerweise durch das Private bestimmt. Mit dem Auftritt der Digitalisierung gerät das Private jedoch in eine Krise, die ich im Rahmen dieser Arbeit anhand zweier Kontroversen genauer untersuche (3.). In den zwei Fallstudien scheint die digitale Krise des Privaten im Kern als eine Kontrollkrise auf. Staatliche Institutionen leisten sich digital gestützte Überwachungsprozesse, die sich einer demokratischen Einhegung entziehen. In eine Krise gerät letztlich das Versprechen einer kontrollierenden Person, die ihre persönliche Erreichbarkeit souverän gestaltet. Viertens gehe ich der Einbindung des Persönlichen in neue postdigitale Situationen nach (4.). Die Effekte dieser Digitalisierung des Persönlichen – untersucht in drei Studien zu Freundschaft, Selfies und Datenökonomie – fasse ich schließlich in der Figur der verteilten Person zusammen, die sich dadurch auszeichnet, dass sie in variable persönliche Beziehungen eingebunden ist, die jeweils aus heterogenen Elementen und

Momenten zusammengesetzt sind. Während die private Person auf ein Zentrum hin ausgerichtet ist, sind die Elemente, Techniken und Situationen der verteilten Person dezentral verstreut.

Mit diesem Vorgehen hoffe ich schließlich die Figur der verteilten Person und ihre dezentrierte Existenz plausibel zu machen. Meine These besagt nicht, dass es zu einer großen historischen Ablösung der einen Personalisierungsweise durch eine andere kommt. Etablierte Formen, Techniken und Situationen des Privaten werden – wenn überhaupt – nicht von heute auf morgen ihre Bedeutung verlieren. Aber auch abgesehen von historischer Trägheit schließen sich die private und die verteilte Person nicht aus. Die These der Diffusion des Persönlichen besagt in dieser Hinsicht nicht mehr und nicht weniger, als dass das Private seine Zentralstellung in Sachen Personalisierung verliert. Die verteilte Person ersetzt die private nicht, sondern das gesellschaftliche Personalisierungsregister erweitert sich.

Im Schlussteil der Arbeit will ich mich deshalb auch mit der Frage beschäftigen, welche Probleme und Lösungen aus dieser Diagnose folgen. Zu diesem Zweck kehre ich noch einmal zum Privaten zurück. Bis hierhin habe ich die Privatheiten der Moderne als formative Rahmen des Persönlichen besprochen, die im Zuge der Digitalisierung in eine Krise geraten und dabei ihre prägende Kraft für das Persönliche verlieren. Zeitgleich lösen sich die Konstitutionsprozesse des Persönlichen vom Privaten ab und finden in der verteilten Person eine Alternative. Gerade deshalb lohnt es sich über neue Formen des Privaten nachzudenken, die zu einer verteilten Personalisierung passen. Jedoch muss die Frage nach dem Privaten auf eine bestimmte Weise gestellt werden: Ziel muss nicht sein, etablierte Privatheiten um jeden Preis zu bewahren, sondern stattdessen zu erkunden, welche Formen des Privaten in der Lage sind, die verteilte Person zu schützen, falls sie denn des Schutzes bedarf. So ausgerichtete Überlegungen zum Effekt der verteilten Person stellen nicht nur die Frage nach Problemen und Lösungen, sondern eröffnet auch die Möglichkeit zu einem Beitrag zur Fortentwicklung des Privaten.

1. Die Person: Elemente einer Sozialtheorie der Personalisierung

1.1 Intro: Die Person als Prozess

Im ersten Teil der Arbeit steht die Frage im Mittelpunkt, wie Menschen – und unter Umständen auch andere Wesen – zu Personen werden. Die Art, wie diese Frage gestellt ist, verrät schon eine wichtige Prämisse, unter der ich mich mit der Genese von Personen beschäftige. So gehe ich grundsätzlich davon aus, dass Personen nicht einfach in der Welt vorkommen, sondern in sozialen und materiellen Prozessen hervorgebracht werden. Prozesse der Konstitution an den Anfang der Untersuchung zu stellen ersetzt dann die Frage, *was* Personen sind, durch eine Analyse dessen, *wie* Wesen zu Personen werden (Luhmann 1992: 63). Auf den folgenden Seiten geht es mir deshalb darum, mithilfe soziologischer Theorien zu beschreiben, wie die Konstitution von Personen vonstattgeht. Die Kurzversion dieser Beschreibung lautet, Personen entstehen in einem Prozess, in dem sie als Wesen mit reflexiver Innenwelt erreichbar werden. Diesen Prozess nenne ich Personalisierung.

Die angestrebte Skizze einer Sozialtheorie soll am Ende ein Werkzeug sein, um Fragen der Personalisierung, wie sie aktuell etwa in digitalisierten Situationen brisant sind, mit einem erweiterten Blick zu bearbeiten. Personalisierung, so wie ich sie hier vorstelle, ist mehr als eine Methode zur Anpassung von Dingen oder Diensten an bestimmte Personen, sondern ein basaler Modus menschlicher Sozialität, der in vielen unterschiedlichen Lebensbereichen wirksam ist. Das Phänomen der Personalisierung in dieser Weise theoretisch zu verallgemeinern, birgt sicherlich die Gefahr, Spezifisches unsichtbar zu machen, bietet aber zugleich die Chance, Vergleichbarkeit herzustellen. Ein allgemeines theoretisches Konzept kann etwa greifbar machen, wie dieselbe soziale Form in unterschiedlichen Situationen eingesetzt wird, sei es als eine Methode zur Manipulation von Nutzer:innen, sei es in Beziehungen der

Freundschaft oder Liebe. Ein in dieser Weise weiter Begriff von Personalisierung kann unterschiedliche Instanzen der Personalisierung in Beziehung setzen und dadurch Gemeinsamkeiten und Unterschiede erklären helfen.

Eine universelle Theorie der Person ist im Rahmen dieser Arbeit – und vermutlich auch darüber hinaus – ein unrealistisches Anliegen. Mein Ziel ist stattdessen, in Auseinandersetzung mit theoretischen Positionen, einige Elemente einer Sozialtheorie der Personalisierung zu identifizieren, die meine eigene – und im besten Fall auch fremde – Forschung anleiten können. Eine sozialtheoretische Herangehensweise bedeutet, so weit als möglich vom historischen Formwandel des untersuchten Phänomens zu abstrahieren, um synchrone oder diachrone Differenzen vergleichbar zu machen. Ich sage bewusst »so weit als möglich«, weil ein Blick in die Geschichte deutlich macht, dass Phänomene, wenn überhaupt, nur schwer von ihrer historischen und sozialen Situierung isoliert werden können. Ich will deshalb kursorisch die historische Reichweite einer Sozialtheorie der Person ausloten. Zu diesem Zweck lohnt sich ein Blick in die anthropologische Forschung, um zu prüfen, ob es sich bei der Form der Person um ein Phänomen handelt, das auch jenseits der zeitlichen und räumlichen Grenzen der Moderne wirksam ist. Diese grobe Prüfung im Verhältnis zu den Orten und Zeiten der Moderne schafft zumindest einen grundlegenden Eindruck von der möglichen Reichweite einer Sozialtheorie der Person.

Tatsächlich ist die Person und ihre Form kein unwichtiges Thema in der anthropologischen Diskussion. Ich möchte hier insbesondere den französischen Anthropologen Philippe Descola nennen, der die These vertritt, die Identifizierung von Wesen als Personen gehöre zu den elementaren Weisen menschlicher Welterfahrung (Descola 2013: 176). Menschen würden generell, so Descola, sich selbst und anderen eine von ihrer jeweiligen Körperlichkeit unterschiedene Innenwelt zuschreiben (Descola 2013: 181). Descola dient dabei der Term der Interiorität als Sammelbegriff für eine ganze Reihe von Eigenschaften, die verschiedentlich mit Konzepten wie Geist, Bewusstsein, Subjektivität oder Reflexivität beschrieben werden. Bei allen Unterschieden liege dabei jeder dieser Varianten von Interiorität eine basale Form der Selbstwahrnehmung als diskrete Entität zugrunde (Descola 2013: 183). Es sei evident, so auch Marcel Mauss, »daß es niemals ein menschliches Wesen gegeben hat, welches abgesehen von dem Gefühl seiner Körperlichkeit keinerlei Sinn für seine zugleich geistige wie körperliche Individualität gehabt hätte« (Mauss 2010: 225). Die Möglichkeit, menschliche und nicht-menschliche Wesen als Personen zu adressieren, scheint also über die zeitlichen und örtlichen Grenzen der Mo-

derne hinauszugehen, solange ihnen die grundlegende Form der Interiorität zugeschrieben wird. Wie diese Personalisierung darüber hinaus formatiert ist, ist hoch verschieden (Descola 2013: 184).

Anthropologische Forschungen offenbaren außerdem einige – aus moderner Sicht – ungewöhnliche Formen der Personalisierung. So müssen Personen etwa keineswegs immer Menschen sein. Global gesehen können auch andere Wesen zu Personen werden, wenn ihnen eine entsprechende Interiorität zugerechnet wird. So dokumentiert der brasilianische Anthropologe Eduardo Viveiros de Castro in Untersuchungen amerindianischer Kulturen, wie Nicht-Menschen, Tiere und Pflanzen zu Personen werden, insofern ihnen Innerlichkeit in Form einer eignen Perspektive auf die Welt unterstellt wird (Viveiros de Castro 2019: 45). Weiterhin zeigen die Forschungen von Marilyn Strathern und Roy Wagner auf Basis von Beobachtungen in Melanesien, dass Personen sich nicht auf die Hüllen ihrer Körper beschränken müssen, wie es der modernen Vorstellung entspricht, sondern sich als »Dividuen« – also verteilte Wesen – auf Beziehungen und Gegenstände ausdehnen können (Strathern 1990: 275; Wagner 1991: 166). Aus dieser Perspektive erweisen sich beispielsweise die bürgerlichen Innerlichkeitsvorstellungen der klassischen Moderne als historische Varianten einer allgemeinen Interiorität (Taylor 1994: 330ff; Reckwitz 2020: 123ff.).

Der Blick über den Tellerrand der Moderne ermöglicht schließlich einerseits die begründete Vermutung, dass es sich bei der Form der Person nicht um ein exklusiv modernes Phänomen handelt. Andererseits zeigen die anthropologischen Untersuchungen auch, wie unterschiedlich Personalisierungen ausfallen können, weil Personen weder menschlich noch auf körperliche Hüllen beschränkt sein müssen. Ein Konzept der Person, das auf die Erreichbarkeit einer reflexiven Innenwelt abstellt, scheint demnach nicht grundlegend inkompatibel mit diesen Erkenntnissen über nicht-moderne Personalisierung und darf deshalb mit einer gewissen Gültigkeit über die Moderne hinaus rechnen – einen Verdacht den im Übrigen auch die von mir noch ausführlicher diskutierten Theorien der Person hegen (Luhmann 1995a: 150; Fuchs 1997: 68–72). Gewonnen sind so zumindest die Umrisse einer Generalisierbarkeit der Personalisierung, auch wenn sich die folgenden Untersuchungen im Großen und Ganzen auf die zeitlichen und räumlichen Grenzen der Moderne beschränken werden.

Im Folgenden will ich nun genauer entfalten, was es bedeutet, die Genese von Personen – also den Prozess der Personalisierung – als den Aufbau von Erreichbarkeit einer reflexiven Innerlichkeit zu fassen. Meine sozialtheoreti-

sche Skizze erfolgt dabei in drei Schritten: Im ersten Schritt will ich mithilfe systemtheoretischer Positionen plausibel machen, dass Personalisierung als eine Form kommunikativer *Erreichbarkeit* zu verstehen ist, die sich dadurch auszeichnet, dass sie Wesen als soziale Adressen formiert und ihnen dabei eine reflexive Innenwelt unterstellt. Im zweiten Schritt greife ich einen Strang der Subjektivierungsforschung auf, um Konzepte zusammenzubringen, die die Beteiligung der sozialen und materiellen Welt an der Konstitution der durch Personalisierung adressierten Innenwelt beschreiben. Diese Erweiterung eröffnet die Möglichkeit zu verstehen, wie Personalisierung an der Genese adressierter Innenwelten mitwirkt. Im dritten Schritt bringe ich die besprochenen Theorieansätze in Dialog mit kritischen Überlegungen von Jürgen Habermas (1988, 1995b), um die Frage nach der Kontinuität zwischen Außen- und Innenwelt zu explizieren. Ausgehend von einer Gegenüberstellung von system- und intersubjektivitätstheoretischen Modellen der Sozialisation, soll hier geklärt werden, wie die Genese von persönlichen Innenwelten in Auseinandersetzung mit Außenwelten modelliert werden kann.

1.2 Erreichbarkeit: Personalisierung als Adressierung

Niklas Luhmann identifiziert in *Soziale Systeme* (Luhmann 1987) vier Formen von Identitäten, die in verschiedener Weise dem Sozialen dazu dienen, Erwartungen an mögliches Verhalten zu strukturieren: Personen, Rollen, Programme und Werte (Luhmann 1987: 428f.). Für meine Zwecke aufschlussreich ist dabei insbesondere die Differenz von Rollen und Personen. Rollen – eine klassische Kategorie der Soziologie – ordnen Erwartungen explizit unpersönlich: Im Umgang mit einer Augenärztin oder einem Supermarktkassierer besteht eine weitgehende Sicherheit darüber, mit welchem Verhalten gerechnet werden kann, weil die Interaktion auf beiden Seiten entlang des jeweils typischen Rollenverhaltens gerahmt ist. Relevant sind hier immer nur bestimmte Ausschnitte des Verhaltens der Beteiligten, die ebenso auch von anderen Menschen ausgeführt werden könnten.

Demgegenüber zeichnen sich Personen durch »persönlich adressierte Erwartungen« (Luhmann 1987: 431) aus, »die durch sie und nur durch sie eingelöst werden können« (Luhmann 1987: 429). Der Umfang der an eine Person gebundenen Erwartungen ist variabel und muss graduell gefasst werden: umso mehr Erwartungen, desto vielschichtiger die Person und desto persönlicher die Beziehung. Personalisierung in diesem Sinne bedeutet immer eine

Anreicherung persönlich adressierter Erwartungen, die sich gleichermaßen auf Geliebte, Freund:innen oder Nutzer:innen beziehen kann. Variabel ist die »Bandbreite« (Luhmann 1995a: 150) der Personalisierung – »für manche Zwecke reicht der [...] Körper aus, für andere nicht« (Luhmann 1995a: 150). In jedem Fall geht es um die persönlich zugerechnete Einschränkung von Verhalten, also um Entwicklung und Pflege von Erwartungen, mit denen über verschiedene Situationen hinweg gerechnet werden kann (Luhmann 1987: 575). Person zu sein bedeutet »die Notwendigkeit, der zu bleiben, der zu sein man vorgetäuscht hatte« (Luhmann 1995a: 150). Personalisierung hat aber nicht nur stabilisierende oder festsetzende Effekte, sondern lässt auch Variation zu. Menschen können abweichen von den Erwartungen, die sie selbst kultiviert haben oder die von anderen an sie gerichtet werden. Als soziales Artefakt ist die Person nicht an einen authentischen Kern gebunden und ermöglicht auch keinen Zugang zu einem noch wirklicheren Menschen hinter der Person (Luhmann 1987: 430). Gerade deshalb erlaubt die Person immer auch Abweichungen von den an sie gerichteten Erwartungen.¹ »Man kann Personen kennen – und doch nicht wissen, wie sie handeln werden« (Luhmann 1998: 1019).

Auch wenn die Form der Person vermutlich nicht an die Moderne gebunden ist, spielt sie hier doch eine besondere Rolle. Die moderne Gesellschaft zeichne sich, so Luhmann, durch eine doppelte Steigerung aus: zum einen gibt es mehr Bedarf an unpersönlichen Kontakten, zum anderen besteht die Möglichkeit besonders intensiver persönlicher Beziehungen (Luhmann 1994: 13). Im Rahmen dessen, was man dann als moderne Intimität bezeichnen kann, sind Beziehungen möglich, in denen besonders viele oder sogar alle besonderen Eigenschaften einer Person relevant werden können (Luhmann 1994: 14). Intime Beziehungen dieser Art gewinnen deshalb an Bedeutung, weil sie ein Gegengewicht zur dezentralen Struktur der Moderne versprechen. Bekanntermaßen diagnostiziert Luhmann der modernen Gesellschaft eine funktional differenzierte Struktur, d.h. eine Teilung der Gesellschaft hinsichtlich spezifischer Funktionen, die sich in teilautonomen Bereichen wie Politik, Wirtschaft oder Kunst organisieren (Luhmann 1998: 743ff.). Für die einzelnen Menschen

1 »Man kann Drogen nehmen, um die andere Seite zu erreichen, wenn das Bewußtsein aus sich heraus es nicht schafft. Man kann die Versuchung spüren, mal nicht man selbst zu sein, Urlaub zu machen, incognito zu reisen, an der Bar stories zu erzählen, die keiner prüfen kann, oder man kann schaudernd von solchem Sich-selbst-Entkommen zurückschrecken. Personsein ermöglicht beides« (Luhmann 1995a: 154).

bedeutet diese Differenzierungsform, dass sie nicht einem bestimmten Teilsystem zugeordnet werden können, sondern »sozial ortlos« werden (Luhmann 1994: 16). Diese Ortlosigkeit kann nur schwerlich allein im Rückzug auf ein isoliertes Selbst ausgeglichen werden, sondern findet vor allem in persönlichen Beziehungen ein Gegengewicht, in denen die Person nicht nur in spezifischen Ausschnitten, sondern potenziell als Ganzheit relevant sein kann. Diese Vogelperspektive bietet nur ein grobes Bild der Rolle des Persönlichen in der Moderne, vermittelt aber einen ersten Eindruck von der alltäglichen Bedeutung der Personalisierung.

Im Anschluss an Luhmann hat Peter Fuchs vorgeschlagen, Personen als soziale Adresse zu beschreiben (Fuchs 1997).² Fuchs' Vorschlag legt ebenso eine systemtheoretische Perspektive zugrunde, die alles Soziale in Kommunikationssystemen verortet, die ihrerseits *operativ* von materiellen und psychischen Prozessen abgeschottet sind (Luhmann 1987: 191f.). Das System der Gesellschaft sowie alle anderen sozialen Systeme sind zwar auf materielle, biologische und psychische Beiträge aus ihren jeweiligen Umwelten angewiesen, im Rahmen der Systemtheorie wird aber angenommen, dass diese Beiträge nicht in das interne Operationsgeschehen der in dieser Hinsicht selbstreferenziellen Systeme einwirken (Luhmann 1998: 92ff.). Es ist dieser theoretische Hintergrund operativ getrennter Systeme, vor dem die Formel der sozialen Adresse ihre spezifische Bedeutung gewinnt: Personen sind soziale Adressen, weil sie sich innerhalb sozialer Systeme als Zurechnungspunkte einer Partizipation an Kommunikation bewähren (Fuchs 1997: 60). Personen sind aus Sicht sozialer Systeme nicht nur ansprechbar, sondern auch antwortfähig. Die Identifikation von Personen geht dabei mit einer besonderen Qualität einher. Damit Personen als potenzielle Teilnehmer:innen an der Kommunikation infrage kommen, muss ihnen ein »Eigenverhältnis« unterstellt werden (Fuchs 1997: 62). Personen sind für soziale Systeme vor allem Mitteilungsinstanzen (Fuchs 1997: 73), also die Form, in der Bewusstsein in der Kommunikation vorkommt.

2 Ebenfalls in der systemtheoretischen Tradition, aber mit anderem Schwerpunkt, beschreiben Michael Hutter und Gunther Teubner die Person als soziale Adresse (Hutter/Teubner 1994: 118). Während die Form der Person für Fuchs eine »Frage des Überlebens« (Fuchs 1997: 61) ist, beschreiben Hutter und Teuber Personalisierung als eine Art Ausbeutungsverhältnis: »Personen als semantische Artefakte dienen dem Sozialsystem dazu, aus Teilen seiner Umwelt auf eine ganz besondere Weise Profit zu schlagen. mithilfe der Personifizierung ›parasitiert‹ das Sozialsystem an der Eigendynamik von autonomen – in der Regel psychischen – Umweltprozessen. Es nutzt deren Selbstkontinuierung zur eigenen Selbstkontinuierung« (Hutter/Teubner 1994: 118).

Das ist in gewisser Weise eine kommunikationstheoretische Variante der Interiorität Descolas (2013: 181): Eine Person zu sein bedeutet, als ein Wesen identifiziert zu werden, das über Reflexivität verfügt. Im Umkehrschluss müssen Personen auch hier keine Menschen sein, sondern »adressable Weltvorkommnisse (zum Beispiel Menschen, Bäume, Computer)« (Fuchs 1997: 62), die die Zuschreibung eines solchen Eigenverhältnisses tragen können. Mit dieser Metapher der sozialen Adresse fügt Fuchs der luhmannschen Theorie der Person ein nützliches Konzept hinzu. Das Bild der sozialen Adresse macht plastisch, wie Personalisierung Erwartungen durch die Bildung kommunikativer Referenzpunkte bündelt und dabei auf ein reflexives Geschehen jenseits der Kommunikation verweist. »Personalität entsteht«, so Luhmann, »wo immer das Verhalten anderer als gewählt vorgestellt wird« (Luhmann 1998: 643). Gerade dieser für die Adressierung so zentrale Verweis auf Reflexivität markiert das, was teils als Selbst oder Innerlichkeit verstanden wird.

Dieses Konzept der Person ist der theoretische Hintergrund, vor dem ich vorschlage, Personalisierung als den Aufbau von *Erreichbarkeit* zu begreifen: Erreichbar ist die Person als eine Referenz auf ein Eigenverhältnis. Dieser Prozess lässt sich mithilfe der luhmannschen Kommunikationstheorie präzisieren. Luhmann hat Kommunikation bekanntermaßen als Synthese aus drei Selektionen verstanden (Luhmann 1987: 194): ausgewählt wird erstens eine Information als Inhalt der Kommunikation, zweitens eine Form der Mitteilung und drittens wird beides in einem ebenfalls selektiven Verstehen zusammengeführt (Luhmann 1995b: 115). Kommunikation kommt also immer dann zustande, wenn verstanden wird, dass eine Information mitgeteilt wurde. Entsprechend lässt sich die Erreichbarkeit der Personalisierung als eine erfolgreiche persönliche Kommunikation beschreiben und über diese drei Komponenten genauer bestimmen. Mindestens eine der Komponenten muss sich dann durch den Bezug auf eine bestimmte Person auszeichnen, damit von persönlicher Erreichbarkeit die Rede sein kann (Luhmann 1994: 157).

Ich will die drei Komponenten der Kommunikation kurz in dieser Hinsicht durchgehen. Ein augenscheinlicher Fall persönlicher Kommunikation liegt vor, wenn die *Information* auf die Besonderheit einer bestimmten Person abstellt. Man kann über Geschmacksurteile sprechen, Stimmungen mitteilen oder Begehren äußern und all dies verweist mehr oder weniger direkt auf eine bestimmte Person und ihr inneres Selbstverhältnis. Aber auch weniger eindeutig innere Angelegenheiten (»Diese Person trägt schwarz«) können als Intentionen oder Entscheidungen auf das persönliche Selbstverhältnis zugerechnet werden. Umso persönlicher eine Beziehung, desto eher kann

dann auch jede Information persönlich zugerechnet werden. Alles, was einer befreundeten oder geliebten Person mitgeteilt wird, kann immer auch eine Information über deren persönliche Weltsicht sein und also Auskunft über deren Innenwelt geben. Umgekehrt schneiden informationelle Grenzziehungen entsprechend Erreichbarkeit ab. Wenige Sätze sind so unpersönlich wie: »Das geht Sie nichts an« (Luhmann 2014: 17).

Auch der Akt der *Mitteilung* kann sich auf eine bestimmte Person beziehen. Auch wenn die kommunizierte Information keinen direkten Personenbezug aufweist, kann die Kommunikation dennoch eine persönliche sein, weil ihr Anlass – der Umstand, dass kommuniziert wird – personenbezogen wahrgenommen wird. Unabhängig vom Thema der Kommunikation kann persönliche Erreichbarkeit bestehen, weil eine Person als eine bestimmte Person angesprochen wird. In einer Bar oder einem Club eine fremde Person anzusprechen, birgt das Risiko persönlicher Kommunikation nicht aufgrund der mitgeteilten Information (»Bist du öfters hier?«), sondern aufgrund der Tatsache, dass man jemanden anspricht. Unter Freund:innen dagegen können Inhalte fast unbedeutend sein: Scheinbar belanglose Informationen haben in persönlichen Beziehungen Belang, einfach weil sie von der befreundeten oder geliebten Person kommen (Luhmann 1994: 156).

Das *Verstehen* der persönlichen Kommunikation zeichnet sich schließlich dadurch aus, dass Information und Mitteilung auf eine bestimmte Person zugerechnet werden – Missverständnisse eingeschlossen. Man nimmt persönlich, was von anderen Beteiligten gar nicht so gemeint war. Man denkt, es war ein Flirt-Versuch, obwohl das Gegenüber nur professionell-freundlich war. Erfolgreich ist die persönliche Kommunikation, wenn persönlich an sie angeschlossen wird. Diese Perspektive hilft, den Erfolg von Dating-Apps zu verstehen, weil hier genau dieses Risiko entschärft oder zumindest verschoben wird, indem technisch vorgefühlt wird, ob die Kommunikation persönlich werden kann. In hochpersönlichen, intimen Beziehungen ist die ständig mögliche, aber potenziell ungleiche Attribution auf Personen im Verstehen anfällig für Konflikte (Luhmann 1994: 41f.). Jede Äußerung kann danach geprüft werden, inwiefern sie hinreichend Rücksicht auf die beteiligten Personen oder die Beziehung insgesamt nimmt (Luhmann 1994: 42). Deshalb können Zahnpasta-Tuben oder Geschirrspülmaschinen intime Beziehungen beenden.

Persönliche Erreichbarkeit ist also Ergebnis erfolgreicher persönlicher Kommunikation, die in der einen oder anderen Weise auf eine bestimmte Person und deren Selbstverhältnis Bezug nimmt. Freund:innen oder Geliebte

sind füreinander erreichbar, weil sie über sich selbst sprechen oder im Sprechen ihre spezifische Sicht auf die Welt füreinander zugänglich machen. Die kommunikativen Prozesse der Personalisierung lassen sich an dieser Stelle exemplarisch auf digitale Technologien beziehen, denn grundsätzlich sind diese Formen der Kommunikation natürlich auch digital möglich. Aber man darf auch an spezifische digitale Formate denken. So ermöglichen die Profile auf Social-Media-Plattformen persönliche Erreichbarkeit, nicht nur, weil sie Informationen über eine bestimmte Person für anschließende Kommunikationen verfügbar machen, sondern auch, weil sie persönlich mitgeteilt sind, d.h. von einer bestimmten Person ausgewählt wurden, um sich selbst zu beschreiben (Reckwitz 2017: 248; Pittroff 2017b).

Diese Perspektive hilft vielleicht auch Verwunderung darüber zu zerstreuen, wie viel Triviales digital mitgeteilt wird. Die scheinbare Belanglosigkeit von Statusmitteilungen über den aktuellen Gemütszustand oder Smartphone-Bilder des eigenen Mittagessens sind immer auch Angebote persönlicher Kommunikation und in diesem Sinne potenziell am Aufbau persönlicher Erreichbarkeit beteiligt. Wenn Streamer:innen sich schweigend beim Alltag am Schreibtisch filmen, Influencer:innen aus ihrem Urlaub berichten oder Podcaster:innen ohne Skript miteinander plaudern, kann das immer auch ein Versuch sein, persönliche Erreichbarkeit zu etablieren oder auszubauen. Wie oberflächlich die so etablierten Erreichbarkeiten möglicherweise sind, ist dann eine andere Frage. Jedenfalls lässt sich, wenn digitale Formate als belanglos kritisiert werden, stattdessen fragen, ob es sich nicht um Angebote persönlicher Erreichbarkeit handelt.

Im Übergang zum nächsten Kapitel will ich schließlich noch diskutieren, inwiefern es sinnvoll ist, den systemtheoretisch aufgeladenen, theoretisch voraussetzungsreichen Begriff des Eigenverhältnisses durch die Metapher der Innerlichkeit zu ersetzen. Die Begrifflichkeit eines Innen bringt sicher Probleme mit sich (Elias 1997a: 66), scheint mir aber dennoch geeignet, wenn es darum geht zu bezeichnen, was im Prozess der Personalisierung erreichbar gemacht wird. Mein Begriff von Innerlichkeit ist dabei minimal gehalten: Er bezeichnet zunächst eine nicht notwendigerweise autopoietisch gedachte Form des von Fuchs beschriebenen Eigenverhältnisses (Fuchs 1997: 62) und entspricht der von Descola eingeführten Interiorität (Descola 2013: 181), also ein basales Verständnis von Selbst und Reflexivität. Welche Formen und Grade einer Innen- oder *Außenorientierung* sich auf der Grundlage dieser Innerlichkeit entfalten, ist dann eine andere Frage (Reckwitz 2020: 53; Descola 2013: 184). Die angereicherte Innenwelt der bürgerlichen und romantischen Moderne (Taylor

1994: 330ff; Reckwitz 2020: 123ff.), das außenorientierte Angestelltensubjekt der 1950er-Jahre (Riesman et al. 2001: 19; Reckwitz 2020: 352ff.), aber auch die auf Beziehungen verteilten Dividuen Melanesiens (Strathern 1990: 275; Wagner 1991: 166) sind dann allesamt verschiedene Varianten auf Grundlage eines basalen Eigenverhältnisses, das in der Metapher einer Innerlichkeit aufgeho-ben ist. Gewonnen ist dadurch nicht nur eine größere Nähe zum Alltagsver-ständnis, sondern vor allem Anschlussfähigkeit an eine subjektivierungstheo-retische Erweiterung, die ich im folgenden Kapitel vorstellen werde.

Personalisierung in diesem Sinne zu bestimmen, macht dann aber die Frage nach dem Verhältnis von Person und Innerlichkeit brisant. Im Rahmen der Systemtheorie sind beide streng voneinander getrennt: Personen sind rein soziale Phänomene: kommunikative Referenzen auf ein psychisches System in der Umwelt des Sozialen, ein »Wiedereintritt der Unterscheidung von Kom-munikation und Bewußtsein auf der Seite der Kommunikation« (Fuchs 1997: 62). So wird die in der Personalisierung mitadressierte Innerlichkeit der Per-son in die Umwelt des Sozialen verschoben. Die Person ist sozial, die Psyche ist individuell und beide sind durch grundverschiedene Operationsstrukturen voneinander getrennt. Dabei belässt es die Systemtheorie im Großen und Ganzen bei der Diagnose, dass Personen ein Eigenverhältnis unterhalten, ohne explizit nach dessen sozialer Genese zu fragen. Diese Differenz bringt analytische Vorteile mit sich, die allerdings bei weitergehender Beschäftigung erheblich verkompliziert werden muss. Jedenfalls ist auch für Luhmann klar, dass Personen nicht ausschließlich als kommunikative Fiktionen wirksam sind, sondern auch psychische Effekte zeitigen (Luhmann 1995a: 152). Die Person verbleibt auf der Seite der Kommunikation, ist aber zugleich an der Schwelle zum benachbarten psychischen System verortet. Solche Grenzfälle operativer Trennung bei gleichzeitiger Bezugnahme behandelt die luhmann-sche Systemtheorie mit dem sperrigen Konzept der strukturellen Kopplung – »auf eine schwierige Frage antwortet ein schwieriger Begriff« (Luhmann 1998: 100). Angesichts dessen will ich vor allem Folgendes festgehalten wissen: Strukturelle Kopplung bezeichnet die Abstimmung zwischen zwei getrennten Systemen, *ohne* dass es zu einer Mischung von Systemoperationen kommt. Im Falle der Person sind es Kommunikation und Bewusstsein, die sich in der Form der Person aufeinander beziehen, ohne auf die Operationen des jeweils anderen Systems durchgreifen zu können (Luhmann 1995a: 153; 1998: 106). Für die Analyse bedeutet das, Personalisierung ausschließlich als kommunikativen Prozess zu untersuchen.

Ein solches Vorgehen ist nicht grundsätzlich verkehrt. Auch ich werde mich in dieser Arbeit auf die kommunikativen *Effekte* der Personalisierung limitieren. Was allerdings die *Konstitution* der Person und ihrer Erreichbarkeit betrifft, möchte ich einen anderen Weg gehen, indem ich die strikte Trennung von Bewusstsein und Kommunikation aufgebe, um stattdessen mithilfe der Subjektivierungsforschung weiterzuarbeiten. Diese erlaubt mir nicht nur den Ausbruch aus dem hermetischen Vokabular der Systemtheorie zugunsten einer größeren empirischen, interdisziplinären und alltagsweltlichen Anschlussfähigkeit, sondern forciert darüber hinaus eine gezielte Relativierung systemtheoretischer Grenzen zwischen Psychischem und Sozialen einerseits sowie Semantischem und Materiellem andererseits. So können die soziale Mitwirkung an der Konstitution von Innerlichkeit und die materiellen Beiträge zur Personalisierung explizit Gegenstand der Analysen werden (Foucault 1989: 12; Deleuze 2015: 135; Latour 2018: 275).³

1.3 Innerlichkeit: Personalisierung als Faltung

Entscheidender Teil der systemtheoretischen Person als Adresse ist die kommunikative Referenz auf ein reflexives Eigenverhältnis jenseits der Kommunikation, das ich im Folgenden als Innerlichkeit reformulieren werde. Die Rede von Innerlichkeit macht die Theoriesprache zwar alltagsweltlich zugänglicher, bringt sie aber auch in die Nähe bestimmter missverständlicher Konzeptionen. Wichtige Aufgabe dieses Kapitels ist es deshalb, ein Konzept von Innerlichkeit herauszuarbeiten, das solchen Missverständnissen entgegenwirkt.

3 Vgl. hierzu auch einen Aufsatz von Ulrich Bröckling (2013), der viel eher in der Tradition der Subjektivierungsforschung als in jener der Systemtheorie steht und von dieser Warte aus das systemtheoretische Konzept der Person als Adresse mit Althusser's Idee der Anrufung zusammenbringt (Althusser 1977). Bröckling nimmt die systemtheoretische Differenz von Psychischem und Sozialen durchaus ernst, verwendet sie aber vor allem als Argument für die Unmöglichkeit einer direkten Steuerung von Subjekten. Stattdessen verdeutlicht die systemtheoretische Figur der Person die »Verschränkung von Konditionierungs- und Selbstkonditionierungsprozessen«, in der Steuerung nur als das »Anstoßen von Selbststeuerungsanstrengungen« funktioniert (Bröckling 2013: 119f.). Bröckling's Interpretation ist dabei nicht zuletzt ein Beispiel für das subjektivierungstheoretische Interesse an der Relativierung der Grenze zwischen Psychischem und Sozialen.

Irreführend in dieser Hinsicht sind an erster Stelle Vorstellungen, die Innerlichkeit als einen weitgehend isolierten Bereich beschreiben. Eine solche Abgeschottetheit des Menschen von der Welt will ich im Folgenden durch Konzepte ersetzen, die Verbindungen und Übergänge sichtbar machen. Ich folge für dieses Vorhaben einer Traditionslinie der Subjektivierungsforschung, die insbesondere moderne Vorstellungen von Innerlichkeit kritisiert und stattdessen deren soziomaterielle Genese rekonstruiert, dabei aber nicht auf Metaphoriken der Innen-Außen-Relation verzichtet (Deleuze 2015: 134f.; Latour 2018: 275; Descola 2013: 181f.).

Wichtiger Ausgangspunkt solcher Ansätze sind die Arbeiten von Michel Foucault, der sich dafür interessiert hat, »welches die Formen und die Modalitäten des Verhältnisses zu sich sind, durch die sich das Individuum als Subjekt konstituiert und erkennt« (Foucault 1989: 12). Subjektivierungsforschung in dieser Tradition bedeutet immer die Untersuchung der Möglichkeiten und Bedingungen reflexiver Innerlichkeit. Aber dadurch, dass Konstitutionsprozesse im Mittelpunkt stehen, muss und kann Innerlichkeit nicht als vollkommen abgetrennter Sonderbereich gedacht werden, sondern in Relation zu einem Außen. Gilles Deleuze hat deshalb festgestellt, Foucault werde »nicht müde, die Innerlichkeit einer radikalen Kritik zu unterziehen« (Deleuze 2015: 134). In seiner Interpretation der foucaultschen Subjektivierungstheorie schlägt Deleuze dafür die Metapher der Falte vor.⁴ Innerlichkeit wird dieser Figur nach eben nicht als isolierter Hohlraum gedacht, sondern als eine Einfaltung der Welt zu einem partiellen Innen. Ergebnis sei »nicht etwas anderes als das Außen, sondern genau das Innen des Außen« (Deleuze 2015: 135). Diese Figur macht dann nicht nur deutlich, dass Innerlichkeit grundsätzlich offen und nicht abgeschottet gedacht werden muss, sondern auch, dass subjektive Innenwelten nicht vorausgesetzt werden können, sondern sich in Konstitutionsprozessen aus der sozialen und materiellen Welt ergeben. Das Ziel wäre demnach, »das Innen als Werk des Außen« (Deleuze 2015: 135) zu untersuchen.⁵

4 Foucault scheine, so Deleuze, »in seinem gesamten Werk [...] von diesem Thema eines Innen verfolgt zu werden, das nur die Faltung des Außen ist, so als ob das Schiff lediglich eine Falte des Meeres wäre« (Deleuze 2015: 135).

5 Als Kompromissvorschlag gegenüber Norbert Elias, der die Metaphorik der Innerlichkeit vehement kritisiert hat (Elias 1997a: 66) und stattdessen das Bild der »offenen Persönlichkeit« (Elias 1997a: 70) vorgeschlagen hat, ließe sich hier auch von einer *offenen Innerlichkeit* sprechen.

Was Deleuze als wiederkehrendes »Thema eines Innen« in den Arbeiten Foucaults identifiziert, bezeichnet Foucault selbst als ein durchgehendes Interesse an den Konstitutionsbedingungen des Subjekts (Deleuze 2015: 135; Foucault 2013a: 253; 2013d: 288). Dieses Interesse äußert sich in ganz unterschiedlichen Konzepten, die mit verschiedenen Schwerpunkten und für unterschiedliche Zeiten versuchen, die Möglichkeiten reflexiver Innerlichkeit in Abhängigkeit von der soziomateriellen Welt zu beschreiben. Dokumentiert ist dieses Verständnis in zahlreichen historischen Studien, die detailliert rekonstruieren, wie Subjekte aus Diskursen, Praktiken und materiellen Anlagen hervorgehen; so etwa das disziplinierte Subjekt der frühen Moderne (Foucault 2014b), das gouvernementale Subjekt des Neoliberalismus (Foucault 2006) oder die selbstsorgenden Subjekte der Spätantike (Foucault 2017). Ich werde in einige dieser Analysen noch genauer einsteigen, an dieser Stelle ist nur wichtig zu betonen, dass Foucault eine radikale Historisierung der Selbstbeziehungen betrieben hat, die sich einer vereinheitlichenden Bestimmung einer allgemeinen Form von Innerlichkeit zu entziehen versucht. Subjektivität ist hier keine natürliche Eigenschaft bestimmter Wesen oder Grundlage der Erkenntnis, sondern – wie es Ulrich Bröckling kompakt zusammenfasst – ein historisch kontingentes »Produktionsverhältnis« (Bröckling 2007: 22). Es gebe entsprechend »keine Universalform Subjekt [...], die man überall wieder finden könnte«, so Foucault, sondern Subjekte würden »durch Praktiken der Unterwerfung oder, auf autonomere Weise, durch Praktiken der Befreiung, der Freiheit konstituiert« (Foucault 2013b: 283).

Um die historisch kontingenten Konstitutionsbedingungen subjektiver Innerlichkeit zu rekonstruieren, mobilisiert Foucault unterschiedliche Konzepte, die auch im Rahmen einer Sozialtheorie der Person hilfreich sind, weil sie die soziomaterielle Genese von Innerlichkeit in Rechnung stellen. Dabei kann die Frage nach der Einfaltung der Welt zu einem Innen im Rahmen von Subjektivierungsprozessen generell aus zwei Richtungen bearbeitet werden. Der Subjektbegriff habe zwei Bedeutungen, schreibt Foucault: gemeint ist zum einen »das Subjekt, das der Herrschaft eines anderen unterworfen ist und in seiner Abhängigkeit steht«, zum anderen »das Subjekt, das durch Bewusstsein und Selbsterkenntnis an seine eigene Identität gebunden ist« (Foucault 2013c: 86). Diese Zweiseitigkeit äußert sich in der Unterscheidung zwischen Technologien der Macht einerseits, »die das Verhalten von Individuen prägen und sie bestimmten Zwecken oder einer Herrschaft unterwerfen, die das Subjekt zum Objekt machen« (Foucault 2013d: 289), und Technologien des Selbst andererseits, »die es dem Einzelnen ermöglichen, aus eigener Kraft

oder mithilfe anderer eine Reihe von Operationen an seinem Körper oder seiner Seele, seinem Denken, seinem Verhalten und seiner Existenzweise vorzunehmen, mit dem Ziel, sich so zu verändern, dass er einen gewissen Zustand des Glücks, der Reinheit, der Weisheit, der Vollkommenheit oder der Unsterblichkeit erlangt« (Foucault 2013d: 289). Es ist wichtig, sich diese Zweiseitigkeit der foucaultschen Subjektivierung vor Augen zu führen, um zu verstehen, dass in dieser, wie Ulrich Bröckling schreibt, »aktive und passive Momente, Fremd- und Eigensteuerung unauflöslich ineinander verwoben sind« (Bröckling 2007: 19).

Insbesondere der späte Foucault hat die Genese von Innerlichkeit dann schwerpunktmäßig von den Technologien des Selbst her behandelt und Subjektivierung als ein Spiel »mit verschiedenen Formen der Beziehung zu sich selbst« verstanden (Foucault 2013a: 266). Diese Schwerpunktsetzung vertieft er insbesondere im Zuge der Untersuchung bestimmter Selbstpraktiken der Spätantike: Was Foucault hier entdeckt, sind aus moderner Sicht alternative Weise der Subjektivierung, eine andere »Stilistik der Existenz« (Foucault 2017: 97). Diese antiken Formen hätten sich, so Foucault, im Zuge einer »Krise des Subjekts oder richtiger der Subjektivierung« (Foucault 2017: 129) etabliert. Ergebnis dieser Subjektivierungskrise sei eine »Kultur seiner selber« (Foucault 2017: 92), die eine Form der Selbsterfahrung ermögliche, wie sie für die Moderne untypisch sei. Die Konstitution von Innerlichkeit erfolgt hier nicht im Sinne einer »beherrschenden Kraft oder einer Souveränität über eine aufrührerische Macht«, sondern als »Erfahrung einer Freude, die man an sich selber hat« (Foucault 2017: 91). Damit dokumentiert Foucault eine spezifische historische Weise der Selbstbeziehung, nämlich die berühmte »Sorge um sich«, die später mit dem Christentum zur Aufforderung »Erkenne dich selbst« umgebogen werden sollte (Foucault 2017: 60; 2009: 15–37).

Um den sozialtheoretischen Wert dieses Vorgehens deutlich zu machen, ist es hilfreich, genau zu verstehen, inwiefern Foucault diese antiken Formen der Innerlichkeitskonstitution von zeitgenössischen Arten unterscheidet. So ginge es letzteren nicht um die Aufdeckung einer wahren und authentischen Innenwelt, sondern um die praktische Konstitution der eignen Existenz durch eine Reflexion der eigenen Erfahrungen. Foucaults Beispiel sind hier die sogenannten *Hypomnēmata* – Schreibhefte, die Teil der antiken Subjektivierung gewesen sind. Diese Hefte seien gerade nicht als intime Tagebücher im heutigen Sinn zu verstehen: »Es geht nicht darum, das Unentzifferbare aufzuschreiben, das Verborgene aufzudecken, das Ungesagte zu sagen, sondern im Gegenteil das Bereits-Gesagte zu versammeln: das zu versammeln, was man hö-

ren oder lesen konnte, und dies in einer Absicht, die nichts anderes als die Konstitution seiner selbst ist« (Foucault 2013e: 212). Sicher darf man diese antiken Formen des Selbstbezugs nicht einfach als eine Weise der Subjektivierung verstehen, die wiederhergestellt werden sollte – das wäre geschichtsvergessen. Aus der historischen Gegenüberstellung ergibt sich dagegen die sozialtheoretische Erkenntnis, dass die Konstitution von Innerlichkeit als weltzugewandter Prozess möglich und denkbar ist. Es ist auch dieser Gedanke, der in Foucaults Formel der Ästhetik der Existenz steckt, nämlich die »Idee, wonach das Hauptkunstwerk, für das man Sorge zu tragen hat, [...] man selbst, das eigene Leben, die Existenz ist« (Foucault 2013e: 210). Wenn die Beziehung zu sich selbst nicht als Enthüllung einer verborgenen Wahrheit, sondern als ein ästhetisch-kompositorischer Prozess verstanden wird, muss Innerlichkeit auch nicht als etwas Gegebenes erfasst werden, sondern als Prozess der Einfaltung der Welt zu einem offenen Innen.

Der französische Anthropologe und Soziologe Bruno Latour – wahrscheinlich der prominenteste Wegbereiter von Forschungsprogrammen unter dem Label der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) – hat den Faden einer soziomateriellen Konstitution subjektiver Innerlichkeit in innovativer und hilfreicher Weise weitergesponnen. Latour bereichert die Idee der Innerlichkeit als Falte sowohl mit seinem Konzept der *Plug-ins* (2010: 352ff.), also auch im Rahmen seiner späteren Untersuchung von Existenzweisen (2018: 269ff.). Ich gehe deshalb nicht davon aus, dass es in der Frage der soziomateriellen Genese von Innerlichkeit einen fundamentalen Bruch zwischen den Arbeiten Foucaults und Latours gibt. Vielmehr lassen sich einige der Konzepte Latours als konsequente Weiterentwicklungen verstehen. Eine Kontinuität von Foucault über Deleuze zu Latour zeigt sich insbesondere am Thema der Innerlichkeit. Während Foucault die Herstellungsbedingungen subjektiver Innerlichkeit als Selbsttechnologien thematisiert und Deleuze diese als Faltung beschreibt, nutzt Latour die Metapher der *Plug-ins* (Latour 2010: 352ff.). Die Konzepte sind keineswegs gleichbedeutend, beschreiben aber doch eine Linie des Nachdenkens über Innerlichkeit, die ich in dieser Arbeit nachzeichnen und fruchtbar machen möchte.

Zweck des Begriffs der *Plug-ins* ist Latour zufolge, eine Erklärung des Verhaltens menschlicher Akteur:innen zu ermöglichen, ohne dabei eine subjektive Innerlichkeit vorauszusetzen zu müssen (Latour 2010: 356). Ausgehend von dieser Prämisse fragt Latour nach den vermittelnden Instanzen, die »Subjektivität, Persönlichkeit und Innerlichkeit befördern« (Latour 2010: 357). Ebendiese Mittler:innen sind *Plug-ins*, d.h. all die heterogenen Komponenten, die es

möglich machen, sich selbst und anderen eine Innenwelt zuzuschreiben. Statt eine primordiale Innenwelt vorauszusetzen, gilt es aus dieser Perspektive zu untersuchen, »wie ein anonymer und generischer Körper dazu gebracht wird, eine Person zu werden: Je intensiver der Schauer angebotener Subjektivitäten, desto mehr Innerlichkeit erhält man« (Latour 2010: 359f.). Dabei macht Latour stets – in teils polemischer Abgrenzung zum angeblich passiven Subjekt der Soziologie – die ermöglichenden und ermächtigenden Momente dieser Prozesse stark. Passend dazu taucht an dieser Stelle ein positiver Bezug auf die späten Arbeiten Foucaults auf. So dokumentiere keine seiner Untersuchungen besser die »sukzessiven Schichten der notwendigen Ausrüstung« als die *Die Sorge um sich* (Latour 2010: 367, Fn 31; Foucault 2017). Was die beiden Positionen Latours Auffassung nach verbinde, sei ein Interesse daran, »jede einzelne Entität, die die frühere Innenwelt bevölkerte, aus der Außenwelt kommen lassen, nicht als negativer Zwang, der ›die Subjektivität einschränkt‹, sondern als ein positives Angebot zur Subjektivierung« (Latour 2010: 367).⁶ Hier wird deutlich, dass es nicht darum gehen muss, Innerlichkeit als irreführende Vorstellung zu entlarven. Der entscheidende Punkt ist, Innerlichkeit nicht vorauszusetzen, sondern die sozialen und materiellen Prozesse ihrer Genese in den Blick zu nehmen.

In seinem späteren Großprojekt *Existenzweisen* (Latour 2018) greift Latour diese Überlegungen zur Entstehung von Innerlichkeit auf und entwickelt sie weiter. Das Konzept der Existenzweisen erweitert dabei die Netzwerk-Methodologie der ANT in Richtung einer Anthropologie der Modernen – so der Untertitel des Buchs – im Sinne einer umfassenden Ethnografie der modernen Gesellschaft (Gertenbach/Laux 2019: 191). Latour sammelt und beschreibt zu diesem Zweck fünfzehn Modi der Existenz, die unterschiedliche ontologische »Tonalitäten« moderner Sozialität ausdrücken (Latour 2018: 76). Diese Existenzweisen sind dabei nicht nur Formen der Kommunikation oder Perspektiven auf die moderne Wirklichkeit, sondern wollen als »Artikulationen« (Latour 2018: 227) oder »Arten des Seins« (Latour 2018: 240) verstanden werden. So ergibt sich eine »Pluralität von Ontologien« (Latour 2018: 266), also eine Auffassung der Welt, in der Phänomene in unterschiedlicher Weise

6 Das bedeutet für Latour nicht, passivierende Effekte auszublenden. Sowohl die Zuweisung als auch die Aberkennung von Handlungsmacht wird durch Plug-ins reguliert: Menschen würden »dazu gebracht, ein Individuum/Subjekt zu sein, oder [...] dazu gebracht, ein Statist, eine Nicht-Entität zu sein, und zwar durch einen Schwarm anderer Existenzformen« (Latour 2010: 367, kursiv im Original).

und durch die Kreuzung unterschiedlicher Wirklichkeitsregister zur Existenz kommen. Innerlichkeit ist in diesem pluralen Universum keine Quelle für Existenz, sondern umgekehrt Effekt unterschiedlicher Wirklichkeitsmodi (Latour 2018: 404). Dabei zielen einige Existenzweisen mehr als andere auf menschliche Wesen ab und sind insofern stärker an der Produktion von Innerlichkeit beteiligt (Latour 2018: 405). Wichtig sind in dieser Hinsicht zum einen jene Existenzweisen, die Latour zur Gruppe der *Quasi-Subjekte* zusammenfasst (Latour 2018: 506).⁷ Diese sind – analog zu den Plug-Ins – »Angebote der Subjektivität« (Latour 2018: 507; 2010: 367). Im Gegensatz zum Plug-in-Ansatz, der die Hybridität der Subjektivierung betont, markiert das Konzept der Quasi-Subjekte unterschiedliche Aspekte moderner Subjektivität. Quasi-Subjekte wirken als Äußerungsregime oder Redeweisen (Latour 2018: 511), die Subjektivität ermöglichen, indem sie Aussagen einen bestimmten Status und Wert verleihen. Latour listet drei solcher Äußerungsregime auf, die »an der schrittweisen Hervorbringung der Quasi-Subjekte beteiligt« (Latour 2018: 509) sind. Dazu gehören der Modus der Politik (POL), des Rechts (REC) und der Religion (REL). Durch die Redeweisen der Politik werden Menschen »freie und autonome Bürger in einem Kollektiv«, im rechtlichen Äußerungsregime werden sie »versicherbar, zuweisbar und verantwortlich für ihre Taten« und durch die religiösen Existenzweisen werden sie zu »Personen, die anerkannt, geliebt und manchmal gerettet werden« (Latour 2018: 507).

Bevor aber die Gruppe der *Quasi-Subjekte* in dieser Weise Konsistenz stiften kann, muss eine andere Existenzweise wirken, die subjektiver Innerlichkeit konstitutiv vorausgeht. Um diese aufzuspüren, nimmt Latour »Netzwerke der Produktion von ›Innerlichkeiten‹ und ›Psychen‹« (Latour 2018: 269) in den Blick. Als auffällig gelten ihm hier die Institutionen der Psychologie, therapeutische Angebote, die pharmakologische Industrie, aber auch Praktiken des Drogenkonsums oder affektive Medienangebote – allesamt wertet Latour als Hinweis auf die Existenz materieller Netzwerke der Produktion und Transformation von Innerlichkeit. Diese Netzwerke – oder »Psychogene« – ließen »in

7 Den Quasi-Subjekten steht in der Systematik Latours die Gruppe der *Quasi-Objekte* gegenüber, mit denen wissenschaftliche, technische und ästhetische Praktiken thematisiert werden. Das Präfix Quasi- soll in erster Linie Unzulänglichkeiten der Subjekt-Objekt-Unterscheidung markieren und daran erinnern, dass Objekte immer auch subjektivierende Effekte zeitigen, insofern sie »virtuelle Positionen für künftige Subjekte« erzeugen (Latour 2018: 506). Das Konzept des Quasi-Objekts greift Latour schon in *Wir sind nie modern gewesen* von Michel Serres auf (Serres 2016: 344ff; Latour 2015: 70ff.).

ihrer Spur ausgehend vom Außen Innenwelten zurück« (Latour 2018: 271). Es sind diese soziomateriellen Gefüge, die Menschen autorisieren, »eine Psyche zu haben« (Latour 2018: 273). Wie schon die Metapher der Plug-ins unterlaufen auch die Psychogene konventionelle Vorstellungen einer autonomen Innerlichkeit und verdeutlichen die Abhängigkeit innerer Welten von äußeren Bedingungen. In gewisser Weise handelt es sich um eine konkretisierte Version der deleuzeschen Falte, durch die ein Außen zum Innen umgebogen und ausgebaut wird.⁸ Ganz im Sinn der Falte geht es nicht einfach darum, die innere Welt der Subjekte als Hirngespinnst zu entlarven, sondern um die Untersuchung der Übergänge zwischen Außen und Innen. Was es zu überwinden gelte, seien Vorstellungen eines radikalen Bruchs zwischen »der Innenwelt und der Außenwelt, dem Subjektiven und dem Objektiven, dem Immateriellen und dem Materiellen, dem Persönlichen und dem Instituierten« (Latour 2018: 275).

Mit diesem Vorgehen setzt Latour seine Untersuchung der Bedingungen von Innerlichkeit noch grundlegender an als mithilfe des Plug-in-Konzepts. Während letzteres eher von der Gruppe der Quasi-Subjekte beerbt wird, thematisiert der Zugang über die »Fabriken der Innerlichkeit« (Latour 2018: 275) mehr als die materielle und semantische Konstitution von Subjektivität. Mit Blick auf therapeutische Dispositive – verstanden in einem weiten Sinne, als alle Versuche der Behandlung⁹ – will Latour außerdem dafür argumentieren, dass die Genese von Innerlichkeit stets im Modus der Transformation

8 Ausgewiesene Inspiration sowohl für Deleuze als auch für Latour ist Gabriel Tarde (Deleuze/Guattari 1992: 298; Latour 2009: 7ff.). Er darf als früher Vertreter einer offenen, von außen kommenden Innerlichkeit verstanden werden, der in seiner programmatischen Schrift *Monadologie und Soziologie* postuliert, »das wahre Gegenteil des *Ich* ist nicht das Nicht-Ich, sondern das *mein* (Tarde 2009 [1893]: 90, kursiv im Original; vgl. auch Latour 2009). In dieser Formel steckt die Idee, menschliche Wesen nicht ontologisch als jeweils Seiendes oder Nicht-Seiendes, sondern durch jene Elemente zu bestimmen, an denen diese Wesen Anteil haben. Entsprechend sei Gesellschaft, so Tarde, »der in mannigfaltigen Formen auftretende Besitz von allen durch jeden Einzelnen« (Tarde 2009: 87). So ist dann auch der Einzelne bestimmt durch all jene Eigenschaften, die ihm durch anderen Menschen zukommen. In diesem Sinne ist der Gegenbegriff zum Ich nicht die Summe all dessen, was jenes Ich nicht ist («Nicht-Ich»), sondern die Welt in Relation zum Ich, das *Mein* als jenes, woran das Ich in seiner Komposition Anteil hat.

9 »Von den ungeschickten Redewendungen eines überschäumenden Verliebten über die Couch des Psychoanalytikers oder das Labor des Pharmakologen bis hin zu den Ritualen des Exorzismus« (Latour 2018: 281).

geschieht. Deutlich werde dies in der Praxis der Therapie, in der »ein materielles, kollektives und hochgradig institutionalisiertes technisches Dispositiv« es Menschen ermöglicht »ganz anders zu werden« (Latour 2018: 285). Für Latour ist es deshalb die Existenzweise der *Metamorphose* (MET), die für die Möglichkeit von subjektiver Innerlichkeit grundlegend ist (Latour 2018: 285). Damit gründet Latour die Genese des Selbst in der Transformation und positioniert sich erneut gegen jede Vorstellung einer gegebenen Innerlichkeit. Ich gehe auf diese Überlegungen im folgenden Teil genauer ein.

1.4 Kontinuität: Zwischen Außen und Innen

Nachdem ich die zwei Säulen meiner Skizze einer Theorie der Personalisierung vorgestellt habe, will ich im Folgenden die Relation zwischen Außen und Innen eingehender in den Blick nehmen. Ziel ist es, die besprochene Sozialtheorie durch ein genaueres Konzept der konstitutiven Verschränkung zwischen Außen und Innen zu schärfen. Den Ausgangspunkt bilden dabei Positionen der Sozialisationstheorie, weil diese explizit die Frage adressieren, wie persönliche Innenwelten in der Auseinandersetzung mit Außenwelten zustande kommen. Ich kehre deshalb erstens zu Niklas Luhmann zurück, um seine Variante von Sozialisation zu besprechen, die konzeptionell das psychische und innere Gegenüber zur Personalisierung bildet. Vor diesem Hintergrund stelle ich zweitens Jürgen Habermas' Kritik der Subjekt- und Systemtheorie vor, aus der sich eine alternative Theorie der Sozialisation ergibt, die Innerlichkeit aus intersubjektiven Prozessen heraus zu entwickeln versucht. Schließlich greife ich drittens noch einmal Angebote der Subjektivierungsforschung auf, um das Verhältnis von Außen und Innen als Kontinuität zu beschreiben. Diese Position nimmt einen Teil der Kritik Habermas' auf, bietet aber zugleich ein sozio-materiell offeneres und normativ schlankeres Modell an.

Mein Ziel für diese sozialtheoretische Skizze ist es, in der Analyse nicht bei der Auflösung des Innen im Außen (oder umgekehrt) zu verbleiben, sondern ein Konzept vorzuschlagen, das Relationen zwischen Außen und Innen als unterschiedliche Modi der Person unterscheiden kann. Der Ansatz soll einen konzeptionellen Rahmen aufspannen, der Personalisierung, persönliches Sprechen und die Etablierung persönlicher Nähe als einen soziomateriellen Prozess untersuchbar macht, in dem Innerlichkeit zugänglich und wandelbar ist. Die Verankerung der Personalisierung in der Innerlichkeit oder, mit DeCola gesprochen, *Interiorität* markiert dabei die Richtung oder Zielscheibe der

persönlichen Erreichbarkeit. Descola tut dies mit Hilfe eines bewusst »vagen Terminus« (Descola 2013: 181), um für unterschiedliche historische Formen von Innerlichkeit und Personalisierung offenzubleiben. Diese Ausrichtung soll eine Alternative gegenüber zwei populären Konzeptionen anbieten: Einerseits gegenüber einem simplen Humanismus, der Innenwelt als gegeben essenzialisiert, welches entsprechend aufgedeckt und ans Licht gebracht werden kann und muss. Andererseits gegenüber einem – neuerdings datenökonomisch digitalisierten – Behaviorismus, der Innerlichkeit für irrelevant erklärt und Personen auf ihr Verhalten reduzieren zu können meint.

1.4.1 Sozialisation und Personalisierung

Der soziologischen Systemtheorie habe ich die Annahme entnommen, dass es sich bei Personalisierung um einen kommunikativen Prozess handelt, der auf *Erreichbarkeit* abzielt. Persönlich zu sprechen – mit sich selbst oder anderen – bedeutet, ein Wesen zu adressieren (in der Moderne sind das üblicherweise Menschen), das für Kommunikation empfänglich ist, weil es verstehen und antworten kann. Zentrales Element dieser minimalen Kommunikationskompetenz ist die Annahme, dass die so adressierten Wesen über ein Selbstverhältnis verfügen und eben deshalb für Kommunikation erreichbar sind. Systemtheoretisch gesprochen referenziert persönliche Kommunikation ein unter der jeweiligen Adresse operierendes System, das eigenen Regeln folgt, aber externe Erwartungen rechtfertigt. Kurz: Die systemtheoretische Person ist ein Artefakt der Kommunikation, das auf eine reflexive Entität jenseits der Kommunikation verweist (Luhmann 2002: 29f.).

Von dieser Position aus will ich im Folgenden tiefer in die systemtheoretische Modellierung von Außen und Innen einsteigen. Die zentralen Theoriekonzepte der luhmannschen Methode lauten hier *operative Geschlossenheit* und *strukturelle Kopplung* (Luhmann 2002: 52). Innerhalb des Begriffsapparats der Systemtheorie gründet das Konzept der Personalisierung als Erreichbarkeit auf den Vorannahmen, die mit diesen Konzepten einhergehen. Operative Geschlossenheit bedeutet, dass kein Import von Elementen in ein System geschieht, sondern alle Elemente eines Systems ausschließlich aus Elementen des Systems hergestellt werden (Luhmann 1998: 92–99). Weder Kommunikation noch Bewusstsein fügen dem jeweils anderen System Elemente durch Transfer hinzu. Systeme können »Dinge der Umwelt [nicht] berühren – mit der wichtigen, aber sehr schmalen Ausnahme all dessen, was über strukturelle Kopplungen involviert ist« (Luhmann 1998: 92). Strukturelle Kopplung

ergänzt also den Begriff der operativen Geschlossenheit, insofern er die selektive Beziehung zwischen Systemen beschreibt, jedoch gerade nicht als Ineinanderwirken von Operationen oder Austausch von Elementen, sondern als hochselektive Synchronisation (Luhmann 2002: 24, 27). Folge dieser spezifischen Geschlossenheit und Kopplung ist, dass psychische und soziale Systeme jeweils eine »Innenansicht ihrer wechselseitigen Abhängigkeiten« entwickeln (Luhmann 2002: 51). An die Stelle einer Außen-Innen-Relation tritt so das Modell zweier geschlossener und gekoppelter Systemtypen – soziale Kommunikation einerseits, psychisches Bewusstsein andererseits.

Aufseiten des Sozialen sind Personen Hilfskonstruktionen, um *kommunikativ* mit der Unzugänglichkeit von Bewusstseinszuständen umzugehen (Luhmann 2002: 25f.). »Die Person kompensiert [...] für den Ausschluß des empirischen Menschen aus der Kommunikation« (Luhmann 2002: 30). Dieser Mangel muss zugleich als Entlastung verstanden werden: Personen ermöglichen es dem Sozialen, sich eine detaillierte Erfassung von »körperlichen und psychischen Operationen zu ersparen« (Luhmann 2002: 51) und von den Eigendynamiken des personalisierten Individuums abzusehen (Luhmann 2002: 28). Personen sind – so lässt sich dann zugespitzt formulieren – Menschen abzüglich dessen, »was sie als empirische Realität ermöglicht« (Luhmann 2002: 28). Personen entfalten ihre Wirkung damit ausdrücklich in Differenz zur »körperlichen Realisation des menschlichen Lebens und der bloßen Tatsache des Bewusstseins« (Luhmann 2002: 29) und zwar als »Resultat reflektierender Teilnahme an Kommunikation« (Luhmann 2002: 29f.) – sie sind »Adressen, Zurechnungspunkte, oft auch Erklärungen für Merkwürdigkeiten im Verlauf von Kommunikation« (Luhmann 2002: 30). Positiv formuliert: Personalisierung bedeutet im Sozialen, sich darauf zu verlassen, dass die adressierten Wesen mindestens potenziell über Aufmerksamkeits- und Verstehenskapazitäten in Form eines Bewusstseins verfügen (Luhmann 1995a: 153).

Wenn Personen nun in erster Linie Formen *in, aus* und *für* Kommunikation sind, bleibt die Frage erlaubt, welche Effekte sie jenseits der Kommunikation zeitigen. Wenn Personalisierung die Adressierung eines reflexiven Innen in der Umwelt der Kommunikation bedeutet, bleibt interessant, wie die Resultate der Personalisierung aufseiten des Bewusstseins registriert und in Anspruch genommen werden. Luhmann beantwortet diese Frage mithilfe der Figur der strukturellen Kopplung: Auch wenn die Person der Selbstorganisation des Sozialen entspringt, hieße das nicht, so Luhmann, »daß sie nur als kommunikative Fiktion fungierte und psychisch keine Bedeutung hätte« (Luhmann 1995a:

152). Aufseiten psychischer Systeme ermöglicht die Form Person, »am eigenen Selbst zu erfahren, mit welchen Einschränkungen im sozialen Verkehr gerechnet wird« (Luhmann 1995a: 153f.). Diese Effekte der Personalisierung aufseiten des Bewusstseins bezeichnet Luhmann als »Resultate der Sozialisation« (Luhmann 2002: 51) und damit – komplementär zur Personalisierung – als »Eigenleistungen psychischer Systeme, mit denen diese dem Umstand Rechnung tragen, daß sie ihr Leben in sozialen Zusammenhängen zu führen haben« (Luhmann 2002: 51). Sozialisation ist hier also der Name für Prozesse und Probleme aufseiten der Psyche: »In jedem Fall ist Sozialisation immer Selbstsozialisation und nicht Import von Kulturpartikeln in das psychische System« (Luhmann 2002: 52). Sozialisation ist damit schließlich als recht allgemeiner Bewusstseinsprozess in operativer Distanz zum Sozialen konzipiert. Das macht den Begriff normativ schlank, aber zugleich vergleichsweise unbestimmt: Sozialisation bezeichnet gleichermaßen jede psychische Selbstanpassung an die soziale Umwelt (Luhmann 2002: 54). Es lohnt sich deshalb, Alternativen zu diesem Begriff der Sozialisation einzubeziehen.

1.4.2 Sozialisation und Intersubjektivität

Weiterhin soll es hier um die Frage gehen, wie Außen- und Innenwelt im Prozess der Personalisierung zueinander in Beziehung stehen. Dass es sozialtheoretisch sinnvoll ist, mit einer reflexiven Innenwelt zu rechnen, habe ich oben zwar schon anhand systemtheoretischer und anthropologischer Literatur plausibel zu machen versucht (Fuchs 1997; Descola 2013), bisher jedoch ohne Beachtung von Kommunikationstheorien, die Innerlichkeit als Resultat alltagssprachlicher Interaktion rekonstruieren. Deshalb will ich der luhmanschen Position im Folgenden Jürgen Habermas' Überlegungen zur Sozialisation von Personen gegenüberstellen. Wenn ich Luhmanns schmalere Sozialisationstheorie die habermassche Alternative gegenüberstelle, hat das zum Ziel, meine eigene Theorieposition gegenüber sozialisationstheoretischen Ansätzen zu öffnen und alternative Modellierungen zu ermöglichen.

Jürgen Habermas' Überlegungen zur Sozialisation von Personen versprechen in dieser Hinsicht wertvolle Impulse. Habermas versteht Sozialisation vor allem als Prozess der Entwicklung von Persönlichkeit, welche jenes Bündel an Kompetenzen bezeichnet, »die ein Subjekt sprach- und handlungsfähig machen, also instand setzen, an Verständigungsprozessen teilzunehmen und dabei die eigene Identität zu behaupten« (Habermas 1995: 209). Sozialisation, so will ich kompakt formulieren, reproduziert die Person und ihre Persönlich-

keit über die Herstellung von Identität und Interaktionsfähigkeit (Habermas 1995: 213–217).¹⁰ Die sozialtheoretische Innovation dieser Herangehensweise besteht darin, dass Habermas mit Mead davon ausgeht, dass sozialwissenschaftliche Untersuchungen der Genese von Personen von sozialen Prozessen ausgehen können, *ohne* die »innere Phase« (Mead 1969: 46; Habermas 1995: 13) dieser Prozesse ignorieren zu müssen.

Entscheidend ist, dass diese innere Phase der Sozialisation nicht als *Reflexion* des Selbst im Außen, sondern als *Internalisierung* der äußeren Welt in das eigene Selbst beschrieben wird: Das Selbst ist nicht *Objekt* reflexiver Beobachtung, sondern findet sich als *Subjekt* der eigenen Interaktionen in äußeren Phänomenen wieder (Habermas 1995: 21). So – also von der Position der *ersten* Person aus – kann das Selbst die eigene Innenwelt abgrenzen und Initiativen ergreifen, die ihr als verantwortliche Handlungen zugeschrieben werden (Habermas 1995: 138). Der Grenzverlauf zwischen Außen- und Innenwelten wird damit nicht in der Beobachtung, sondern in der Interaktion gestaltet (Habermas 1995: 186), weshalb im Prozess der Sozialisation nicht die *Erkenntnis von Objekten*, sondern die *Verständigung zwischen Subjekten* im Mittelpunkt steht (Habermas 1988: 345). Das Selbst ist hier nicht Beobachterin von Objekten, sondern Teilnehmerin an Interaktion.

Bedingung dieses Modells einer in Interaktion verankerten Sozialisation ist eine fundamentale Verschiebung weg vom »Paradigma [...] des Selbstbezuges eines einsam erkennenden und handelnden Subjekts« (Habermas 1988: 361), hin zu einer Sozialisation der Verständigung und Intersubjektivität (Habermas 1988: 361). Die Angebote der Systemtheorie wertet Habermas dagegen als Rückschritt, weil sie in jener Tradition der Subjektphilosophie verhaf-

10 Genau genommen sind die Person und ihre Persönlichkeit eine von drei strukturellen Komponenten der Lebenswelt, denen jeweils drei Reproduktionsprozesse entsprechen (Habermas 1995: 209). Persönlichkeit ist dabei vor allem (aber nicht ausschließlich) Resultat von Sozialisation (Habermas 1995: 208). Weil es in dieser Arbeit nicht um Lebenswelt insgesamt geht, sondern spezifischer um die Frage nach der Genese von Personen und der Verschränkung von Außen- und Innenwelten, wird es legitim sein, sich auf eine Dimension der Lebenswelt – nämlich die Persönlichkeit und ihrer Reproduktion durch Sozialisation – zu beschränken und die anderen beiden Dimensionen – Kultur und Gesellschaft – an dieser Stelle unbehandelt zu lassen (Habermas 1995: 211). Der Vollständigkeit halber sei aber erwähnt, dass alle drei Reproduktionsprozesse jeweils auch einen Beitrag zu allen strukturellen Komponenten leisten (Habermas 1995: 214). Insofern will ich nicht leugnen, dass Forschungen mit einem breiteren Einbezug des Lebenswelt-Modells weitere Erkenntnisse heben könnten.

tet bleiben, die konzeptionell unsensibel für Intersubjektivität sei (Habermas 1988: 437). Habermas attestiert Luhmann einen bloßen Austausch des Subjekts durch ein für sich selbst intransparentes System, das über keine Möglichkeit einer »zentrierenden Zusammenfassung des Ganzen im Sich-Wissen« (Habermas, 1988: 431) verfüge – Ergebnis ist eine »Selbstlosigkeit selbstbezoglicher Systeme« (Habermas 1988: 432). Das aus dieser sozialtheoretischen Modellierung folgende Problem ist für Habermas nicht zuletzt ein normatives: »Weil mit der Umstellung vom Subjekt aufs System das ›Selbst‹ der Selbstbeziehung entfällt, verfügt aber die Systemtheorie über keine Denkfigur, die dem verletzenden und unterdrückenden Akt der Verdinglichung korrespondiert« (Habermas 1988: 433).

1.4.3 Zwei Modi der Erreichbarkeit

Ziel der Besprechung der beiden Begriffe der Sozialisation ist es, das Modell der Außen-Innen-Relationierung zu schärfen, das meiner Sozialtheorie der Person zugrunde liegt. Wenn Personalisierung als Erreichbarkeit von Innerlichkeit beschrieben werden soll, ist entscheidend, *auf welche Weise* Innerlichkeit erreichbar ist. Im Sinne dieser Frage stellen die besprochenen Ansätze der Sozialisation zwei mögliche Weisen der Relationierung von Außen und Innen und also *zwei Modi der Erreichbarkeit von Innerlichkeit* dar: Zum einen das *systemtheoretische Modell* autopoietischer geschlossener Systeme, die untereinander keinen operativen Austausch unterhalten, aber je eigne Innenansichten ihrer wechselseitigen Abhängigkeiten pflegen (Luhmann 2002: 51). Erreichbarkeit von Innerlichkeit bedeutet hier, im kommunikativen Außen soziale Formen aufzubauen, die im psychischen Innen bewusstseinsförmige Strukturbildungen anleiten. Zum anderen das *intersubjektive Modell* der Verinnerlichung, wonach sich Innenwelt in der Teilnahme an Interaktionen zwischen Personen ausformt (Habermas 1995: 21). Erreichbarkeit von Innerlichkeit heißt hier, dass Personen im Außen in Interaktionen verwickelt sind, anhand derer sie sich im Inneren als wirkmächtige Subjekte erleben.

Habermas' intersubjektiver Ansatz bietet wertvolle Impulse, insbesondere im Kontrast zum systemtheoretischen Modell, insofern der Fokus auf Interaktion die Spielräume der Modellierung von Außen-Innen-Relationen in Richtung einer aktiven Mitwirkung vergrößert. Betont wird so, dass die kommunikativen Akte der Personalisierung aktive Subjekte im Sinne wirkmächtiger Akteur:innen und gerade keine passiven Objekte hervorbringen. In der Folge kann dann auch Innerlichkeit als Resultat äußerer Interaktion verstanden

werden. Eine Theorie der Person unter diesen Vorzeichen hätte vor allem die Teilnahme an Verständigungsprozessen im Blick, in denen Personen die eigene und fremde Identitäten prüfen und behaupten können. Personalisierung bedeutet hier Reproduktion von Identität und der damit verbundenen Fähigkeit zur Interaktion. Die Relation zwischen Außen und Innen wird dabei nicht durch die Widerspiegelung des Selbst im Außen bestimmt, sondern durch die Verinnerlichung der äußeren Welt in das Innen des Selbst. Innenwelt entsteht so in einer Bewegung der Abgrenzung von der Position der ersten Person aus, von der aus dann Initiativen ausgehen und Verantwortungen angenommen werden können. Die Grenze zwischen Außenwelt und Innenwelt wird nicht in der Beobachtung, sondern in der Interaktion generiert und gestaltet.

Richtig ist, dass sich die Systemtheorie im Gegensatz dazu mit der operativen Trennung der Systeme eine analytische Strenge auferlegt, die es schwierig macht, mit Figuren der Teilnahme und Kontinuität zwischen Außen und Innen zu arbeiten. Zu weitgehend scheint indes Habermas' Kritik, das systemtheoretische Modell würde Personen ausschließlich objektivierend erfassen, weil mit der Operation der Beobachtung nur Reflexionen, aber keine Interaktionen erfasst werden könnten. Zwar setzt die Systemtheorie mit der Operation der Beobachtung in der Tat auf eine Methode, die auf den ersten Blick dem zu entsprechen scheint, was Habermas als bloß objektivierendes, nicht aber interagierendes – und eben deshalb zu dünnes – Subjekt kritisiert: »Unter den Blicken der dritten Person, ob nun nach außen oder nach innen gerichtet, gefriert alles zum Gegenstand« (Habermas 1988: 347). Dieser Kritik ist allerdings auch hinzuzufügen, dass die Systemtheorie mithilfe der Grundoperation der Beobachtung sowie dem Modell der operativen Geschlossenheit Entitäten identifiziert und beschreibt, die eben gerade nicht als triviale Objekte, sondern als autopoietische Systeme auftreten – als Wesen also, die sich durch ein reiches Selbstverhältnis auszeichnen. Ein autopoietisches System ist in gewisser Weise das Gegenteil eines Objekts.

Auch wenn man die Sensibilität des intersubjektiven Modells für die Entwicklung der Person in die Interaktion anerkennt, lässt sich doch sowohl für das intersubjektive ebenso wie für das systemtheoretische Modell festhalten, dass beide Erreichbarkeit gewissermaßen von innen her, über Bewegungen der Abgrenzung und Autonomisierung begreifen. Erreichbarkeit bedeutet in beiden Fällen, als eine Entität adressierbar zu sein, die antworten kann, weil sie nach eigenen Maßgaben fähig ist, mit der an sie gerichteten Kommunikation umzugehen. Und beide Ansätze müssen deshalb auf die Autonomie der Innenwelt pochen. Während Luhmann die operative Geschlossenheit zur kon-

zeptionellen Grundannahme macht, bildet selbstbestimmte Subjektivität für Habermas den normativen Horizont.

Das intersubjektive Modell ist also offen für die Mitwirkung der Person an der Interaktion, dabei allerdings stärker als der systemtheoretische Ansatz aufgeladen mit normativen Elementen unabhängiger Subjektivität und Verständigungskompetenz. Habermas' Modell ist damit voraussetzungsreicher als die bisher in dieser Arbeit mobilisierten Theorieelemente – die Kriterien gelingender Personalisierung sind höher angelegt. Das ermöglicht einerseits den »verletzenden und unterdrückende Akt der Verdinglichung« (Habermas 1988: 433) zu kritisieren, hat andererseits zur Folge, dass delegative und entmachtende Formen der Erreichbarkeit nur als gescheiterte Versuche der Personalisierung vorkommen. Dem gegenüber ist es mein Ziel, auch solche Situationen als Personalisierung erfassen zu können, in denen Identität aufgelöst und Interaktionsfähigkeit abgetreten wird.

In den folgenden beiden Abschnitten möchte ich deshalb sowohl das operative als auch das normative Modell innerer Autonomie in Richtung einer höheren Sensibilität für Kontinuitäten verschieben. Zu diesem Zweck nutze ich Konzepte von Bruno Latours (2018), die den Gegensatz zwischen Subjektivierung und Objektivierung zugunsten einer prozessorientierten Herangehensweise zu überspringen versuchen. Diese Ergänzung fördert nicht nur die theoretische Sättigung dieser Arbeit, sondern hat freilich auch Auswirkungen auf die zu erwarteten Erkenntnisse: Die daraus resultierende Sozialtheorie soll am Ende in der Lage sein, Analysen der Person anzuleiten, die über eine Gegenüberstellung zwischen trivialen Autonomie-Konzepten einerseits und einer bloßen Auflösung von Innerlichkeit im Außen andererseits hinausgehen, um stattdessen Prozesse der Verteilung und Verschränkung von Kommunikationskompetenzentwicklungen erfassen können. Kurz: Es geht um die verteilte Komposition persönlicher Erreichbarkeit.

1.4.4 Infrastrukturen der Metamorphose

Um die Kontinuitäten zwischen Außen und Innen noch einmal anders zu perspektivieren, werde ich im Folgenden zu Bruno Latours *Existenzweisen* (2018) zurückkehren. Hier spürt Latour mithin der Herstellung von Innerlichkeit nach, um zu dem Schluss zu kommen, die Unterscheidung zwischen Außen und Innen sei zu verwerfen oder zumindest zu relativieren. So heißt es scheinbar widersprüchlich: »Weil die Autonomie der Subjekte von ›außen‹ zu ihnen kommt, ist es besser, ohne Innenwelt und ohne Außenwelt auszukommen«

(Latour 2018: 265). Diesen Versuch will ich im Folgenden nachzeichnen, weil er die Skizze eines Modells soziomaterieller Kontinuität zwischen Außen und Innen enthält.

Latour lässt die fiktive Anthropologin und Protagonistin der *Existenzweisen* (2018) für dieses Unterfangen in einem ersten Schritt nach jenen Bedingungen fragen, welche die moderne Idee und Praxis von Innerlichkeit überhaupt erst möglich machen. Auf dieser Spur müsse die Forscherin »jenen Netzwerken [...] folgen, die man mit dem Terminus *Psychogen* bezeichnen könnte, denn sie lassen in ihrer Spur ausgehend vom Außen Innenwelten zurück« (Latour 2018: 271, kursiv von mir, F. P.). Im Gegensatz dazu seien die Bewohner:innen der Moderne bisher unsensibel gewesen für die »riesige Apparatur [...], die zur Fabrikation – oder Instauration – [ihres] Inneren notwendig scheint« (Latour 2018: 272). Latour dagegen erscheinen die Beispiele solcher Psychogene zahlreich; sie reichen von der Regenbogenpresse (als Affektmaschine) über Rauschmittel bis zu Therapie-Angeboten aller Art (Latour 2018: 272).

Eben in diesem Zusammenhang verwendet Latour auch den Begriff der *Infrastruktur*,¹¹ den ich gesondert aufgreifen will, weil er anschlussfähig ist an eine breitere Diskussion der Technikforschung (Bowker/Star 2000; Star 2017; Niewöhner 2014) und deshalb als begriffliche Brücke zwischen Sozialtheorie und gesellschaftstheoretischen Überlegungen dienen kann. Latour jedenfalls knüpft hier mit der Infrastruktur-Metapher an seine früheren Überlegungen unter dem Begriff *Plug-in* an, wie ich sie oben besprochen habe (Latour 2010: 352–368). Analog zum Kunstbegriff *Psychogen* soll die Rede von der Infrastruktur verbildlichen, dass eine Menge äußerlicher, mithin materieller Komponenten zusammenkommen müssen, bevor Innenwelten im modernen Sinne möglich sind (Latour 2018: 273–275).¹² Ausgehend davon – und darüber hinausge-

11 Der Begriff *Infrastruktur* kommt in den *Existenzweisen* (Latour 2018) nur spärlich vor, jedoch konzentriert an jenen Stellen, die dem modernen Verständnis von Innerlichkeit und möglichen Alternativen gewidmet sind. In der deutschen Ausgabe ist der Begriff an insgesamt fünf Stellen zu finden, wovon drei in einen Abschnitt über die moderne Idee der Psyche fallen (Latour 2018: 273–275). Zwei weitere Nennungen – jedoch in Führungszeichen und als *technische* Infrastruktur – finden sich in einem Teil über Technik (Latour 2018: 305). Die englische Ausgabe weist eine weitere Verwendung des Begriffs auf (Latour 2013: 460), die in der deutschen Übersetzung jedoch als »Stützwerk« (Latour 2018: 619) übersetzt ist.

12 Latour verwendet die Infrastruktur-Metapher scheinbar unscharf, jedenfalls nicht ohne weiteres nachvollziehbar, wenn er einerseits spricht von einer »Infrastruktur, die [die Modernen] autorisiert, eine Psyche zu haben« (Latour 2018: 273), und andererseits

hend – bildet die Infrastruktur-Metapher den Startpunkt für den Entwurf einer prozessorientierten Theorie des Selbst, die die Unterscheidung zwischen Außenwelt und Innenwelt gänzlich zu umgehen sucht.

Mit der Diagnose, die innere Welt sei im modernen Denken und Tun fälschlicherweise von der äußeren Infrastruktur ihrer Herstellung getrennt worden, kommt die Frage ins Spiel, welche Unterscheidung diejenige zwischen Äußerlichkeit und Innerlichkeit ablösen kann, um zu beschreiben, was in der Moderne als Selbst oder Psyche behandelbar ist. Latour antwortet mit dem Existenzmodus der *Metamorphose* (Latour 2018: 285) und stellt damit die Prozessförmigkeit und Wandlungsfähigkeit des Selbst ins Zentrum seiner Alternative. Die Kontinuität zwischen Außen und Innen ist demnach noch grundlegender als es die Infrastruktur-Metapher zunächst nahelegt: Die ehemalige Außenwelt liefert nicht nur semantische und materielle Komponenten des Selbst, sondern die ehemalige Innenwelt existiert nur als Passage von Einflüssen, die das Selbst unterschiedlich ergreifen und mutieren lassen (Latour 2018: 276f.) – die Existenzweise des Selbst *ist* die Verwandlung (Latour 2018: 279).

Latours Vorschlag einer Alternative für die Differenz zwischen Außen- und Innenwelt lässt sich dann als Unterscheidung zwischen *Passage* und *Entfremdung* notieren (Latour 2018: 284f, 654) – auf der einen Seite kann das Selbst von der Metamorphose getragen, auf der anderen aber auch zerstört werden. Aus dieser Perspektive geht es dann jedenfalls nicht um die Frage, wie sich Innenwelt gegenüber äußeren Einflüssen stabilisiert, sondern um die Arten und Weisen des Wandels. So bietet der Existenzmodus der Metamorphose ein Modell an, um die Wirklichkeit des Selbst in dessen Wandlungsfähigkeit zu verorten. Latour formuliert diese schwierige Denkfigur so: »Die Kontinuität eines Ichs wird nicht durch seinen authentischen und gewissermaßen ursprünglichen Kern sichergestellt, sondern durch seine Fähigkeit, getragen zu werden,

attestiert, »die Psyche der Modernen gleicht einer unterirdischen Stadt, einer materiellen Infrastruktur, einer künstlich unter Druck gehaltenen Sphäre« (Latour 2018: 274) – im ersten Bild ist Infrastruktur *Bedingung* für Psyche, im zweiten ist die Infrastruktur die Psyche. Schließlich aber schreibt Latour auch – und das werde ich als Auflösung dieser Unschärfe – gelte es »die sichtbare Stadt und ihre unsichtbare Infrastruktur gleichzeitig [zu] berücksichtigen« (Latour 2018: 275). Am Ende geht es nun eben darum, die Trennung zwischen Außen und Innen nicht als »radikalen Bruch« (Latour 2018: 275) zu behandeln, sondern »den Fabriken der Innerlichkeit« und »den Netzwerken zu folgen, die uns erlauben könnten, die Subjekte auszuhöhlen, auszuheben, auszurüsten, zu erhellen, zu unterhalten und zirkulieren zu lassen« (Latour 2018: 275).

ohne sich hinreißen zu lassen, von Kräften, die in jedem Moment in der Lage sind, es zu zerbrechen oder, im Gegenteil, sich in ihm einzurichten« (Latour 2018: 285). Ein Beispiel für diese Konstellation der Metamorphose ist die Therapie – eine materielle und kollektive Infrastruktur, die dabei helfen soll, Veränderungen des Selbst nicht als zerstörerische Entfremdung, sondern als positive Gelegenheiten des Wandels zu erfahren (Latour 2018: 288).

Schließlich deutet Latour auch an, was dieser Entwurf eines Selbst der Verwandlung für eine Theorie der Person bedeuten könnte (Latour 2018: 416f.). Ausgangspunkt ist hierfür die Diagnose einer verbreiteten Verwechslung zwischen Selbst und Person (Latour 2018: 417). Wenn es um Personen geht, so Latour, wirke nicht nur die Existenzweise des Selbst, die bestimmt ist vom »Ausnutzen von Metamorphosen, um zusammengesetzte Innenwelten zu fabrizieren«, sondern eben auch jener Modus, der »Personen produziert« (Latour 2018: 417). In der Diktion Latours ist es der Modus der *Religion* (Latour 2018: 425), dem diese Fähigkeit zukomme und den die fiktive Anthropologin bezeichnenderweise als erstes im persönlich-intimen Umgang entdeckt, also in »Interaktionen zwischen Freunden, Vertrauten, Liebenden« (Latour 2018: 417). Bei dieser Existenzweise der Personalisierung gehe es in erster Linie um die Passage von Worten, um Kommunikation also, »die das Subjekt als vereinheitlichte Person existieren lassen« (Latour 2018: 417): »Die Liebesworte haben dies an Besonderem, daß sie der Person, an die sie adressiert sind, Existenz und Einheit geben, welche diese nicht hatte« (Latour 2018: 418). Latours Ausführungen zur Kreuzung der beiden Existenzmodi der Metamorphose und der Religion bleiben am Ende zwar uneindeutig, sind aber beachtenswert in ihrer Unterscheidung zwischen Selbst und Person einerseits, sowie in ihrer Betonung der Produktion von Kohärenz im Prozess der Personalisierung.

1.5 Outro: Personalisierung als Erreichbarkeit von Innerlichkeit

Es war das Ziel dieses Teils, mithilfe soziologischer Positionen ein sozialtheoretisches Konzept zu entwickeln, das den Prozess der Personalisierung in einer Weise beschreibt, in der sich unterschiedliche Instanzen erfassen lassen. Ergebnis ist eine notwendigerweise abstrakte Bestimmung des Phänomens, die als solche den folgenden Untersuchungen als Heuristik dient. Ich will meinen Vorschlag für dieses Konzept im Folgenden kompakt zusammenfassen. Auf dem Weg zu einer Theorie der Person habe ich erstens die systemtheoretische Idee der sozialen Adresse vorgestellt. Personalisierung zeigt sich hier

als eine Bündelung sozialer Erwartungen durch die Bildung kommunikativer Referenzpunkte, Personen also, die jeweils auf ein reflexives Geschehen jenseits der Kommunikation verweisen. Damit lässt sich der *Effekt* der Personalisierung als die kommunikative Erreichbarkeit von Wesen mit Eigenverhältnis beschreiben.

Zweitens habe ich mithilfe einiger Ansätze der Subjektivierungsforschung das in der Personalisierung unterstellte Eigenverhältnis im Sinne einer offenen Innerlichkeit in die Analyse einbezogen. Subjektive Innerlichkeit ist dann nicht nur ein zugerechnetes Eigenverhältnis jenseits des Sozialen, sondern auch Ergebnis einer soziomateriellen Einfaltung der Welt zu einem partiellen Innen. Das bedeutet, die *Konstitution* der Personalisierung, also der Aufbau von Erreichbarkeit, umfasst nicht nur semantische Zurechnungsprozesse, sondern auch materielle Komponenten. Um die Effekte der persönlichen Erreichbarkeit zu erzeugen, sind soziomaterielle Prozesse der Innerlichkeitskonstitution notwendig, und umgekehrt sind Effekte der Personalisierung an der Genese von Innerlichkeit beteiligt.

Deshalb habe ich drittens die Kontinuität zwischen Außen- und Innenwelt zum Gegenstand gemacht, um letztlich für ein Modell der *Infrastrukturen der Metamorphose* zu plädieren. Dieses verweist nicht nur darauf, dass eine Vielfalt äußerlicher, mithin materieller Komponenten zusammenkommen muss, damit Innenwelten zum Tragen kommen können. Es enthält außerdem den Vorschlag, einer Sozialtheorie der Person ein prozessorientiertes Verständnis des Selbst an die Seite zu stellen, welches die Unterscheidung zwischen Außen und Innen nicht aufgeben muss, aber Innerlichkeit in ihrer Wandlungsfähigkeit gründet. Personalisierung – verstanden als soziomaterieller Verweis auf Innerlichkeit – zeigt sich so als notwendiges Gegenmoment, das es stets mit einem beweglichen Ziel zu tun hat.

Zusammengenommen gewinne ich einen sozialtheoretischen Ansatz, der Personen nicht voraussetzt, sondern ihr Auftreten als den Aufbau von Erreichbarkeit nachvollzieht. Fragen der Personalisierung in dieser Weise anzugehen hat Folgen für die darauf aufbauenden Analysen. Ich möchte deshalb an einigen Beispielen illustrieren, was dieser sozialtheoretische Hintergrund grundsätzlich für die Untersuchung empirischer Instanzen der Personalisierung bedeutet. Das soll an dieser Stelle vor allem das Verständnis des Konzepts befördern, empirisch bewähren muss es sich dann im weiteren Verlauf der Arbeit. Zum einen habe ich mit dem erarbeiteten Begriff der Personalisierung die Möglichkeit gewonnen, das Verhältnis von Privatem und Persönlichem systematisch zu untersuchen, wie es im nächsten Teil der Arbeit geschehen

wird. Während Privates und Persönliches historisch und umgangssprachlich in engem Verhältnis zueinander stehen, wird es mit diesem Konzept möglich, die beiden Phänomene zu unterscheiden. Auf einer formalen Ebene zeigt sich, dass Privates und Persönliches Ergebnisse unterschiedlicher Prozesse sind: Während Personalisierung kommunikative Erreichbarkeit erzeugt, bedeutet Privates die Etablierung kommunikativer Grenzen. Auch wenn sich diese Gegensätzlichkeit – wie ich noch zeigen werde – in der historischen Praxis nicht als Widerspruch erweisen hat, ist es hilfreich, auf begrifflicher Ebene diese Unterscheidung eingeführt zu haben.

Zum anderen habe ich mit diesem Begriff der Personalisierung ein Konzept an der Hand, das sich zur Untersuchung unterschiedlicher Fälle der Digitalisierung des Persönlichen eignet. Wenn Personalisierung als Form kommunikativer Erreichbarkeit verstanden wird, wird zugleich deutlich, dass digitale Technologien eine elementare Rolle bei der Entwicklung und Pflege persönlicher Beziehungen spielen können, wo sie eine entsprechende Erreichbarkeit herstellen und unterstützen. Über die gegenwärtige Freundschaftspflege ist beispielsweise wohlbekannt, dass digitale Technologien tief in deren alltägliche Praxis integriert sind (boyd 2019: 84; Autenrieth 2014: 180; Chambers 2013: 22). Außerdem können viele Formate digitaler Kommunikation – soziale Medien, Podcasts, Blogs, Influencer:innen – mit diesem Konzept als personalisierte Kommunikationen entschlüsselt werden, indem nachvollzogen wird, wie sie jeweils persönliche Erreichbarkeit herstellen. Ich werde im Rahmen dieser Arbeit noch zeigen, inwiefern Selfie-Fotografien in diesem Sinne als Mittler:innen des Persönlichen auftreten. Zuletzt können so problematische Entwicklungen wie plattformökonomische Versuche der Ausbeutung persönlicher Erreichbarkeit auf neue Weise erfasst werden. Denn es genügt nicht, Personalisierung als Methode der Manipulation zu entlarven (Zuboff 2018: 278–292), sie muss außerdem in ihrer Leistung für Nutzer:innen erfasst werden. Das schließt keineswegs aus, dass es sich in einigen Fällen um Schrumpfformen oder Simulationen persönlicher Erreichbarkeit handeln könnte. Meine Hoffnung ist vielmehr, dass mein Konzept der Personalisierung hilft, unterschiedliche Personalisierungsweisen zu unterscheiden.

Personalisierung in dieser Weise in den Mittelpunkt zu stellen ist nicht zuletzt ein Gegenentwurf zu Ansätzen, die individuelle Autonomie als feste Größe der Analyse voraussetzen. Auch unter zeitgenössischen Kritiken der Digitalisierung finden sich einflussreiche Ansätze, die individuelle Autonomie als normative Zielgröße formieren oder voraussetzen. Mir geht es bei der folgenden Diskussion solcher Positionen nicht darum, Autonomie schlicht als Illu-

sion zu enttarnen und anschließend in einer verschwommenen Heteronomie aufzulösen. Stattdessen will ich meinen personalisierungstheoretischen Ansatz als analytische Alternative anbieten, die einen veränderten Blick auf die Rolle und Konstitution von Autonomie mitbringt. Von einer solchen Position aus muss Autonomie weder vorausgesetzt noch verworfen werden, sondern kann als möglicher Effekt der Personalisierung untersucht werden. Dabei bleibt analytisch offen, wie Anteile der Selbst- und Fremdbestimmung in bestimmten Konstellationen verteilt sind, um mit Situationen zu rechnen, die als *polynom* bezeichnet werden könnten, insofern sie weder autonom noch heteronom strukturiert sind und Selbst- und Fremdsteuerung verschränken.

Es gibt eine fast unüberschaubare Diskussion zur sozialtheoretischen und normativen Rolle individueller Autonomie, die ich an dieser Stelle nicht umfänglich diskutieren kann. Stattdessen will ich exemplarisch an zwei einschlägigen Positionen aus der Privatheits- und Digitalisierungsforschung zeigen, in welcher Weise der Begriff der Autonomie Verwendung findet und inwiefern ein personalisierungstheoretischer Ansatz eine Alternative bietet. Dabei ist es wichtig zu betonen, dass sich meine Kritik zunächst nur auf die diskutierten Ansätze bezieht und nicht ohne Weiteres auf andere Verwendungen des Autonomiekonzeptes ausgeweitet werden kann. Aber selbst unter Generalisierungsvorbehalt ist dieses Vorgehen aus zwei Gründen wertvoll: Zum einen handelt es sich bei den diskutierten Ansätzen um einflussreiche Positionen in ihrem Feld, die als solche eine kritische Auseinandersetzung verdienen. Zum anderen hilft der Kontrast, der sich aus einer Gegenüberstellung ergibt, den von mir vertretenen personalisierungstheoretischen Ansatz zu konturieren.

Der erste Beitrag, der hier als Beispiel dienen kann, kommt von Beate Rössler. In ihrer einschlägigen sozialphilosophischen Arbeit spielt individuelle Autonomie eine essenzielle Rolle, insofern diese den titelgebenden »Wert des Privaten« (Rössler 2001) begründet. Das Private sei wertvoll, so Rössler, weil es elementar dazu beitrage, Autonomie zu ermöglichen (Rössler 2001: 139). Rössler fasst Autonomie dabei allgemein als die »Selbstbestimmung darüber, wie ich mein Leben leben will« (Rössler 2001: 99). Das meint mehr als die bloße Freiheit, irgendwie entscheiden zu können. Gelingende Autonomie schließt diesem Verständnis nach die Möglichkeit ein, Entscheidungen zu reflektieren und sie so als die eigenen, selbstbestimmt getroffenen Entscheidungen identifizieren zu können. Autonomie ist also ein subjektives Verhältnis zu sich selbst und den eignen Entscheidungen, ein »bestimmtes Sichzusichverhalten« (Rössler 2001: 102).

Eine zweite Position, die ich wegen ihrer Zentralstellung individueller Autonomie besprechen möchte, ist Shoshana Zuboffs Untersuchung zum »Zeitalter des Überwachungskapitalismus« (2018). In der wertvollen Analyse digital induzierter Geschäftsmodelle dient Autonomie als Grundlage einer umfassenden Kritik. Diese neuen Wirtschaftsformen zeichneten sich im Kern durch das Ziel einer tiefgreifenden Manipulation menschlicher Subjekte aus, denen im Ergebnis ihre individuelle Autonomie abhandenkomme (Zuboff 2018: 321). Dabei operiert Zuboff mit einem recht grob skizzierten Autonomie-Begriff, der ihr nichtsdestotrotz als unhintergehbare Bedingung menschlicher Existenz gilt. Autonomie sei – ähnlich zu Rössler – eine subjektive Fähigkeit zur Reflexion der eigenen Entscheidungen und als solche »unabdingbares und höchstes Bollwerk der Zivilisation« (Zuboff 2018: 332).

Beide Positionen haben im Kontext meiner Arbeit exemplarischen Wert, insofern sie als wirkmächtige Lösungsangebote in Digitalisierungsfragen gelten – Zuboff in ihrer Rolle als einschlägige Kritikerin digitaler Ökonomien, Rössler aufgrund ihrer normativen Begründung des Privaten, welches in digitalen Problemlagen als Abwehr mobilisiert wird. Dass beide Autorinnen dabei ein starkes Konzept individueller Autonomie in Stellung bringen, ist allerdings mit Nachteilen behaftet. Ein entsprechender Autonomie-Begriff blockiert Analysen der digitalen Gesellschaft etwa dann, wenn er sich in einem anthropologischen Essenzialismus verfängt, der die historische oder gesellschaftliche Verortung unterschiedlicher Formen von oder Bedürfnissen nach individueller Autonomie behindert (Block/Dickel 2020: 115).

Ich möchte ein Beispiel nennen: In der Digitalisierungsforschung ist bekannt, dass Nutzer:innen durch die Teilnahme an Social-Networking-Plattformen eine Steigerung ihrer Handlungsoptionen erwarten dürfen, wenn sie im Gegenzug – teils wissentlich und willentlich – persönliche Daten preisgeben und sich damit den algorithmischen Kontrollanstrengungen der Plattformbetreiber:innen anvertrauen (boyd 2014: 19; Ochs 2019a; Stalder 2011; Romele et al. 2017). Aus einer Perspektive, die Autonomie zentral stellt und diese am subjektiven Entscheidungsprozess misst, erscheint ein solches Nutzungsverhalten dann entweder als autonomer Akt oder heteronome Manipulation. Unzugänglich bleiben jedoch die soziomaterielle Konstitution sowie eine potenziell polynome Verteilung von Entscheidungs- und Handlungsmacht. Zwar weist etwa Rössler daraufhin, Autonomie gelte ihr als normative Figur, nicht als empirische Zustandsbeschreibung, und würde deshalb nur als gradueller Begriff Sinn ergeben, der nie gänzlich eingelöst sei (Rössler 2001: 119). Doch mögliche

Verschänkungen und Ko-Konstitutionen von Selbst- und Fremdbestimmung lassen sich mit dieser Gradualität nicht erfassen.

Ein zweites Beispiel: Nicht alle Problemlagen der Digitalisierung werden sich als Manipulation autonomer Individuen rahmen lassen. Alternativ besteht etwa auch die Möglichkeit, digitale Krisen gerade auf die Modellierung des Sozialen als Aggregat autonomer Individuen zurückzuführen (Bratton 2015: 252). Konkret unterstellt beispielsweise die bei der Nutzung von Plattform-Diensten übliche Praxis der informierten Einwilligung in Form einer Zustimmung zu allgemeinen Geschäftsbedingungen notwendigerweise ein autonom entscheidendes Subjekt, das fähig ist, die Lage angemessen umfänglich zu reflektieren. In der Praxis haben Nutzer:innen aber hinsichtlich der Komplexität der zur Entscheidung stehenden Situation Schwierigkeiten, dieser Unterstellung zu entsprechen, während die Dienste-Anbieter:innen dagegen von der Verantwortungsverschiebung profitieren, die eine Zuschreibung individueller Autonomie mit sich bringt (Hull 2015; Uhlmann 2020: 82f.). Problematisch ist hier nicht die Manipulation, sondern die Unterstellung der Möglichkeit von Autonomie.

Mein Konzept der Personalisierung als Erreichbarkeit bietet für solche Situationen eine alternative Herangehensweise. Formal äußert sich diese in einer Verschiebung des Ausgangspunktes: Während autonomie-orientierte Ansätze nach der Qualität subjektiven Entscheidens fragen, fokussiert ein personalisierungstheoretische Konzept den Aufbau persönlicher Erreichbarkeit. Autonomie fragt, wie entschieden wird, Personalisierung dagegen, wie adressiert wird. Mithilfe dieser Verschiebung kann über Personalisierung erfasst werden, was für die Ansätze der Autonomie verborgen bleibt; nämlich die Ebene der soziomateriellen Konstitution, auf der auch Autonomie in Prozessen der kommunikativen Zuschreibung oder materiellen Ermächtigung realisiert wird. Auf diese Weise lassen sich dann auch polynome Konstellationen beschreiben, in denen Entscheidungs- und Handlungsmacht auf unterschiedliche Akteur:innen verteilt ist. Ein personalisierungstheoretischer Ansatz beginnt nicht mit der Frage, ob die Nutzer:innen von Social-Networking-Plattformen angemessen entscheiden, sondern muss ermitteln, auf welche Weise persönliche Erreichbarkeiten zustande kommen.

2. Die private Person: Privates und Persönliches in der vordigitalen Moderne

2.1 Intro: Die Person des Privaten

Im folgenden Teil meiner Arbeit geht es um das historische Verhältnis von Privatem und Persönlichem. Nachdem ich einen sozialtheoretischen Begriff der Personalisierung gewonnen habe, kann ich mit dessen Hilfe nun fragen, welche Formen das Persönliche annimmt. Ich folge dabei der Intuition, dass Privates und Persönliches in der Moderne eng aneinander gekoppelt, aber zugleich theoretisch wenig differenziert sind (Reckwitz 2017: 254; 2020: 70).¹ Auf einer formalen Ebene und vor dem Hintergrund meiner Skizze einer Sozialtheorie der Personalisierung scheinen Privates und Persönliches zunächst gegenläufig zu sein: Während Personalisierung kommunikative Erreichbarkeit erzeugt, zieht das Private Grenzen ein. In der historischen Praxis erweist sich diese Gegenläufigkeit allerdings nicht als Widerspruch, sondern das Private tritt als wichtige Bedingung des Persönlichen auf. Durch den (privaten) Ausschluss der meisten Kommunikationen können einige wenige (persönlich) intensiviert werden (Luhmann 1994: 14). Diesem Zusammenhang möchte ich im Folgenden genauer nachgehen und daran anschließend fragen, wie das Persönliche im Rahmen des Privaten formatiert wird, d.h. wie das Private die Erreichbarkeit und Konstitution von Innerlichkeit mitgestaltet.

Die Entwicklung des modernen Privaten erstreckt sich über lange Zeiträume und umfasst verschiedene Arrangements von Praktiken und Semantiken.

¹ Andreas Reckwitz besteht ganz zurecht darauf, die moderne Intimität nicht mit spezifischen historischen Erscheinungsformen wie der bürgerlichen Ehe oder der romantischen Liebe zu verwechseln, sondern abstrakter über ihre spezifische »Kommunikations- und Interaktionsstruktur« zu beschreiben, unterscheidet dann allerdings nicht zwischen Intimität und Privatsphäre (Reckwitz 2020: 70).

Theoretische Bestimmungen des Privaten sind ebenso schwierig, wie die Praktiken des Privaten unterschiedlich sind (Solove 2009: 12; Geuss 2013: 17). Um in dieser Situation dennoch einen Eindruck der theoretischen Form und historischen Heterogenität des Privaten zu bekommen, gehe ich in diesem Teil meiner Arbeit in zwei Schritten vor. Erstens stelle ich eine Heuristik vor, mit deren Hilfe sich Varianten des Privaten als Komposita aus Praktiken der Grenzziehung einerseits und Semantiken der Institutionalisierung andererseits beschreiben lassen. Zweitens bespreche ich vier historisch-theoretische Studien zum Privaten in der Moderne entlang dieser Heuristik. Mit diesem Vorgehen kann ich nicht nur vier moderne Privatheiten skizzieren, sondern auch entsprechende Weisen der Formatierung des Persönlichen, also vier Versionen der privaten Person. Die behandelten Studien werden dabei schlaglichtartig die Geschichte des Privaten und seine Verbindungen zum Persönlichen beleuchten. Dieses Vorgehen ergibt kein lückenloses Bild dieser Geschichte, vermittelt aber einen Eindruck davon, in welcher Weise Privates und Persönliches in der Moderne aneinander gekoppelt sind. Ich habe diese vier Arbeiten ausgewählt, weil es sich um klassische Positionen der soziologischen Privatheitsforschung handelt und sie je unterschiedliche historische Etappen in der Geschichte des modernen Privaten behandeln.

Bevor ich in die Untersuchung der vier Arbeiten einsteige, will ich wie angekündigt eine Heuristik des Privaten skizzieren, die meine Analyse und Darstellung der vier Studien anleitet. Mit Heuristik meine ich ein Set an Konzepten, die ich einerseits mithilfe sozialtheoretischer Überlegungen aus der Literatur und andererseits in Auseinandersetzung mit den untersuchten Arbeiten entwickelt habe. Die Heuristik soll grundsätzlich deutlich machen, was von einer Privatheit – insbesondere in Abgrenzung zum Persönlichen – zu erwarten ist, aber auch inwiefern sich unterschiedliche Varianten des Privaten unterscheiden. Weil ich die Heuristik nicht losgelöst von den vier Studien entwickelt habe, ist diese kein deduktiver Rahmen, sondern selbst Ergebnis meiner – sicherlich kursorischen – historischen Studie des Privaten in der Moderne. Die Heuristik geht mit der These einher, dass sich in der Geschichte des modernen Privaten unterschiedliche Varianten ausgebildet haben, die in historischen Momentaufnahmen als konkrete Privatheiten festgehalten werden können. Der Begriff des Privaten bezeichnet dann das allgemeine sozialtheoretische Phänomen, während mit dem Begriff der Privatheit historische Varianten gemeint sind. In diesem Sinne gehe ich davon aus, dass jede der vier Studien jeweils eine Variante moderner Privatheit dokumentiert und die folgende Heuristik bietet einen Rahmen, der diese Varianten vergleichbar macht.

Mit meiner Heuristik mache ich den Vorschlag, Privatheiten als Arrangements aus Praktiken und Semantiken zu erfassen. Auf der einen Seite sorgen *Praktiken der Grenzziehung* dafür, kommunikative und materielle Grenzen zu etablieren, womit die negative und ausschließende Seite einer Privatheit bezeichnet ist. Auf der anderen Seite werden die disparaten Grenzpraktiken durch eine *Semantik der Institutionalisierung* zusammengezogen, die eine Privatheit mit bestimmten Möglichkeiten, Versprechungen und Werten verbindet. Die Semantik markiert dann die positive Seite einer Privatheit, weil sie auf die ermöglichenden Effekte innerhalb einer Privatheit verweist. In den folgenden zwei Kapiteln will ich diese zwei Komponenten genauer besprechen.

2.2 Praktiken der Grenzziehung

Die erste Komponente meiner Heuristik besteht darin, Privatheiten als spezifische Sets von Praktiken der Grenzziehung zu beschreiben. Dabei sind Praktiken allgemein gesprochen »a temporally unfolding and spatially dispersed nexus of doings and sayings« (Schatzki 1996: 89) sowie »das Tun, Sprechen, Fühlen und Denken, das wir notwendig mit anderen teilen« (Schäfer 2016: 12). Privatheit versammelt Praktiken, die kommunikative und materielle Grenzen etablieren und stabilisieren. Privatheiten sind keine klar umrissenen Zonen, die einer fixen Öffentlichkeit gegenüberstehen, sondern historisch variabel (Geuss 2013: 17), praktisch heterogen (Solove 2009: 12) und müssen prozesshaft aufgebaut und aufrechterhalten werden (Barth 2015: 467). Um dieser praktischen Dimension des Privaten Rechnung zu tragen, ist es hilfreich, Privatheiten nach einem Vorschlag Monika Wohlrab-Sahrs im Sinne einer »Soziologie der Grenzziehungen« zu untersuchen. Die Frage ist dann, »wie, mit welchen Mitteln und in welchen Bereichen Grenzen zwischen ›drinnen‹ und ›draußen‹ etabliert werden und wie die Sphären vor und hinter der Grenze markiert und in Szene gesetzt werden« (Wohlrab-Sahr 2011: 36). Der Blick fällt dann auf jene Praktiken, mit denen Grenzziehungen durchgeführt werden; »Praktiken des Zeigens und Verbergens, des Einlassens und Verschließens, des Hineinnehmens und Außenvorlassens« (Wohlrab-Sahr 2011: 38).

Um solche Praktiken der Grenzziehungen sozialtheoretisch zu bestimmen, hat Carsten Ochs eine Praxistheorie des Privaten entwickelt (Ochs 2019b; 2021b; 2022). Praktiken des Privaten zeichnen sich demnach durch einen doppelten Effekt aus: einerseits durch eine Beschränkung von Teilhabe, andererseits durch die Eröffnung neuer Erfahrungsspielräume (Ochs 2019b:

21f.). Teilhabebeschränkung bedeutet, dass menschlichen, nichtmenschlichen oder kollektiven Akteur:innen die Möglichkeit verwehrt wird, sich als aktiv oder passiv Erfahrende an einer Situation zu beteiligen.² Diese Momente der Beschränkung gehen aber immer mit dem Ziel einher, einen Erfahrungsraum zu öffnen, der andernfalls nicht möglich gewesen wäre (Ochs 2021b: 280). Passanten werden durch das Schließen von Türen oder das Zuziehen von Vorhängen von der Teilhabe an privaten Wohnungen ausgeschlossen, wodurch im Inneren der Wohnung anderes erst möglich wird. Klassisch bürgerlich sind das etwa Tätigkeiten des Lesens und Schreibens, die auf eine gewisse räumliche oder kommunikative Distanz angewiesen sind (Koschorke 1999: 177; Woolf 2001). Man darf aber natürlich auch an die im Kontext dieser Arbeit zentralen persönliche Beziehungen der Freundschaft oder Liebe denken, die in unterschiedlichem Maße davon profitieren, andere Beziehungen temporär auszuschließen.

So lässt sich das Private grundsätzlich als Ansammlung unterschiedlicher Praktiken verstehen, die symbolische und materielle Grenzen etablieren, um neue Erfahrungsräume zu eröffnen. Das Private ist hier also zunächst ein »Sammelbegriff zur Beschreibung vielgestaltiger Grenzziehungspraktiken« (Ochs/Büttner 2018: 36). Historische Formen des Privaten – also das, was ich Privatheiten nenne –, zeichnen sich dann durch spezifische Sets an Grenzpraktiken aus. Während die bürgerliche Privatheit des 18. Jahrhunderts beispielsweise auf Praktiken des Rückzugs setzt (Habermas 2013: 109), sind im 20. Jahrhundert Praktiken der Kontrolle typisch (Rössler 2001: 136). Praktiken der Grenzziehung erzeugen dabei selten symmetrische und gleichwertige Zonen, sondern eine private Innenseite und eine dazu relative Außenseite. Die Außenseite muss nicht zwingend öffentlich sein, denn üblich sind auch Grenzpraktiken innerhalb anderweitig privater Räume. So etwa private Wohnungen, die insgesamt gegenüber Nicht-Bewohner:innen als privat abgegrenzt sind, aber zugleich in ihrem Inneren Räume aufweisen, die jeweils gegenüber anderen Bewohner:innen derselben Wohnung als privat

2 Einen verwandten, ebenfalls pragmatistisch inspirierten Vorschlag zur Konzeption des Privaten als Praxis des Ausschlusses öffentlicher Eingriffe macht Michael Dellwing, indem er Privatheit als den praktischen Einsatz (metaphorischer) Stop-Schilder beschreibt, mit deren Hilfe Akteur:innen sich gegenüber einer Öffentlichkeit abschirmen. »People enact privacy as a social tool to detach themselves from public redescription of their activities and from the challenges of others« (Dellwing 2013: 230).

gelten (Rössler 2001: 258). Im Ergebnis entsteht so ein komplexes Geflecht sich überschneidender und ineinander verschachtelter Grenzen.

Entscheidend für Praktiken im Allgemeinen und Grenzpraktiken im Besonderen ist dabei die Beteiligung materieller und technischer Artefakte. Generell verstehen die meisten praxistheoretischen Ansätze »Artefakte als Handlungsträger und Mitwirkende an Praktiken« (Schmidt 2012: 63). Vor allem ist aber die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) dafür bekannt, die Rolle nicht-menschlicher – biologischer wie technologischer – Akteur:innen im Blick zu haben. Aus Perspektive der ANT werden Praktiken nie durch isolierte menschliche Akteur:innen realisiert, sondern stets in einem Netzwerk heterogener Mitwirkender. »Handeln«, so Bruno Latour, »ist nicht das Vermögen von Menschen, sondern das Vermögen einer Verbindung von Aktanten« (Latour 2002: 221). In den so entstehenden Netzwerken sind Kompetenzen nicht zwingend auf die menschlichen Beteiligten konzentriert, sondern manifestieren sich in einem »Prozeß des Austauschs von Kompetenzen« (Latour 2002: 221). So sind etwa Türen elementarer Teil räumlicher Grenzpraktiken, so wie Verschlüsselungstechnologien informationelle Beschränkungen ermöglichen. Die Beteiligung nicht-menschlicher Elemente – im Fall des Privaten sind das vor allem Artefakte – ist also notwendigerweise Teil der praktischen Komponente des Privaten.

Es bleibt festzuhalten, dass Praktiken der Grenzziehung elementar für das Private sind. Dem gegenüber sind aber nicht alle Grenzpraktiken Teil einer Privatheit. Es gibt Praktiken, die Grenzen etablieren, ohne als Praktiken des Privaten zu erscheinen, so etwa das Einsperren von Personen in Gefängnissen oder das Aussperren aus VIP-Bereichen. Es gibt deshalb keine Privatheitspraktiken an und für sich, sondern immer nur Grenzpraktiken, die unter bestimmten Bedingungen zu einer Privatheit versammelt werden. Dementsprechend ist von einem Zusammenhang verschiedener Grenzpraktiken auszugehen, der als Privatheit formiert wird und dabei die beteiligten Elemente als Praktiken des Privaten ausflaggt. Ich werde deshalb im folgenden Kapitel fragen, wie heterogene Praktiken der Grenzziehung zu einer Privatheit zusammengezogen werden, und von Interesse ist dabei insbesondere, was in ihrem Inneren passieren kann und soll.

2.3 Semantiken der Institutionalisierung

Meine Heuristik zur Untersuchung moderner Privatheiten macht den Vorschlag, neben Praktiken der Grenzziehung als zweite Komponente nach einer Semantik der Institutionalisierung zu fragen. Wenn jede Privatheit aus Grenzpraktiken besteht, aber nicht jede Grenzpraktik Teil einer Privatheit ist, lässt sich die Frage stellen, ob und in welcher Weise sich die Praktiken der Grenzziehung zu einem Gefüge verdichten, das dann als Privatheit bezeichnet werden kann. Zur Behandlung dieser Frage will ich im Folgenden neopragmatische Theorien der Institutionalisierung und insbesondere Überlegungen von Luc Boltanski heranziehen. Boltanski beschreibt Institutionen als »körperlose Wesen« und semantische Instanzen, denen die Aufgabe zukommt, Praktiken situationsübergreifend zu qualifizieren und zu bewerten (Boltanski 2010: 134). So lassen sich auch Privatheiten als Institutionen bestimmen, die mit einer semantischen Komponente einhergehen, in der sich die Positivität und Generativität privater Praktiken ausdrückt.

Der soziologische Institutionenbegriff ist generell vielfältig und zuweilen widersprüchlich, beschreibt aber grob gesprochen bestimmte Formen der zeitlichen und räumlichen Stabilisierung von Praktiken (Boltanski 2010: 83–87). Für Émile Durkheim verdichten sich in Institutionen Glaubensvorstellungen und soziale Verhaltensweisen (Durkheim 2014: 99), für Arnold Gehlen sind es »Gewohnheiten des Denkens, Fühlens, Wertens und Handelns« (Gehlen 2016: 86). Luhmann beschreibt sie als einen »Komplex faktischer Verhaltenserwartungen« (Luhmann 1965: 12), der einen »Konsens im Erwarten von Erwartungen« (Luhmann 1972: 67) zulässt.

Im Rahmen neopragmatischer Ansätze wird der Institutionen-Begriff noch einmal leicht verschoben. Im Rückgriff auf Ansätze des klassischen Pragmatismus hat sich seit den 80er-Jahren von Frankreich ausgehend eine prozessorientierte Soziologie etabliert (Wagner 1993). Im Mittelpunkt dieser Forschungen steht die Frage, »wie soziale Ordnungsgefüge experimentell hervorgebracht, getestet, ausgehandelt und stabilisiert werden« (Bogusz et al. 2013: 306). Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage nach der Rolle von Institutionen für die Stabilisierung sozialer Ordnung in veränderter Weise. So bezeichnet Peter Wagner das Problem der Institutionalisierung sogar als »die zentrale gemeinsame Fragestellung« neopragmatischer Sozialwissenschaften, »allerdings unter dem Vorbehalt einer Neukonzeptualisierung« (Wagner 1993: 468). Der Institutionen-Begriff bezeichnet dann zwar immer noch eine raum-zeitliche Regelmäßigkeit und Stabilität sozialer Praktiken,

im Mittelpunkt steht aber die prozesshafte Konstitution dieser gemeinsamen Welt (Wagner 1993: 470). Ergänzend dazu betont die Soziologie der Konventionen vor allem die Spielräume, die Institutionen den Akteur:innen lassen (Diaz-Bone 2011: 14). Institutionen seien, so Rainer Diaz-Bone, »als Regeln unvollständig« (Diaz-Bone 2009: 252) und könnten entsprechend nicht vorausgesetzt werden, um Interaktionen vollständig zu erklären. Stattdessen gehe es darum jeweils die Situationen mitzudenken, in denen Akteur:innen Institutionen pragmatisch interpretieren (Diaz-Bone 2011: 28).

Der Soziologe Luc Boltanski liefert schließlich ein Konzept dafür, in welcher Weise Institutionen Praktiken anleiten. Institutionen sind für Boltanski eine Form des Umgangs mit der grundsätzlichen Unschärfe zwischen Sprache und Situationen, die er aus der linguistischen Differenz zwischen Semantik und Pragmatik ableitet (Boltanski 2010: 135). Die Unterscheidung markiert zunächst die Kluft zwischen dem allgemeinen Sinn einer Aussage (Semantik) und ihrer speziellen Bedeutung in einer konkreten Situation (Pragmatik) (Morris 1988). Soziologisch gewendet erwachse daraus ein »hermeneutischer Widerspruch« zwischen partikularen Standpunkten und einer gemeinsamen Weltdeutung (Boltanski 2010: 133).³ Den Institutionen kommt dabei die Aufgabe zu, »zu sagen, was es mit dem, was ist, auf sich hat« (Boltanski 2010: 134). Institutionen stabilisieren also eine gemeinsame Welt, indem sie eine »semantische Minimalübereinkunft« sicherstellen und unklare Sachverhalte qualifizieren und bewerten (Boltanski 2010: 117, 130).

Dieser Institutionenbegriff lässt sich schließlich für meine Heuristik des Privaten fruchtbar machen, insofern auch Privatheiten als Institutionen verstanden werden können. So gesehen gehen Praktiken der Grenzziehung mit einer Semantik einher, die diese zu einer situationsübergreifenden Privatheit zusammenziehen. Aus dieser Perspektive verfügt jede Privatheit über eine pragmatische Komponente konkreter Grenzpraktiken sowie eine semantische Komponente, die diese Grenzpraktiken als Privatheitspraktiken qualifiziert. Im Sinne eines neopragmatistischen Institutionenbegriffs sollten auch Privatheiten dann nicht als fixe Systeme von Regeln begriffen werden, die Grenzpraktiken determinieren und vereinheitlichen (Wagner 1993: 469;

3 Cornelius Castoriadis formuliert ein in mancher Hinsicht verwandtes Konzept von Institutionen. Ebenso wie Boltanski betont er, wie das Soziale einerseits auf die stabilisierenden Effekte der Institutionen angewiesen ist, diese andererseits aber auch stets durch einen unbestimmten Rest des Imaginären unterlaufen werden können (Castoriadis 1990: 226).

Diaz-Bone 2009: 252). Stattdessen hilft die Semantik bei der Interpretation und Anwendung und ermöglicht Rechtfertigungen und Bewertungen.⁴

Ein allgemeines, aber markantes Beispiel einer solchen Bewertung des Privaten findet sich in einer Äußerung Mark Zuckerbergs, Gründer des Plattform-Unternehmens Facebook, wenn er sagt: »Privacy gives people the freedom to be themselves« (Wong 2019). Ganz abgesehen davon, ob die Aussage zutrifft oder aufrichtig ist, spiegelt sie eine verbreitete Semantik des Privaten wider, die Grenzpraktiken rechtfertigt und bewertet: Privatheit ist wertvoll, weil (und solange) sie Menschen die Möglichkeit gibt, »sie selbst zu sein« – was auch immer das dann weiter bedeutet. Mit den Semantiken der Institutionalisierung ist in diesem Sinne die Frage nach den positiven und generativen Effekten einer Privatheit gestellt. Während Grenzpraktiken die essenzielle Abgrenzung nach Außen sicherstellen, adressiert die Semantik die Frage, wie die Innenseite einer Privatheit formatiert ist, was also möglich und erwartbar ist.

2.4 Varianten des Privaten und ihre Person

Mit den zwei eben skizzierten Komponenten – Praktiken der Grenzziehung und Semantiken der Institutionalisierung – habe ich eine Heuristik gewonnen, die mir im Folgenden als Gerüst dient, um historisch-theoretische Studien des Privaten in vergleichbarer Weise zu besprechen und verschiedene Varianten des Privaten zu rekonstruieren. Ziel dieses Vorgehens ist es zu erfahren, in welcher Weise Privates und Persönliches in der Moderne zusammenhängen. Oder anders gefragt: Wie das Private die Bedingungen der Personalisierung beeinflusst und die Erreichbarkeit subjektiver Innerlichkeit mitformatiert. Für diesen kursorischen Durchgang durch die Geschichte des modernen Privaten ziehe ich vier klassische Arbeiten der Privatheitsforschung heran: Norbert Elias' *Über den Prozeß der Zivilisation* (1997a/b [1939]), Jürgen Habermas'

4 Semantik darf hier durchaus auch im Sinne Niklas Luhmanns verstanden werden, der mit dem Begriff einen »höherstufig generalisierten, relativ situationsunabhängig verfügbaren Sinn« bezeichnet (Luhmann 1980: 19). Sie ist von konkreten Situationen und einer unmittelbaren Handlungspragmatik abgekoppelt und deshalb variabel einsetzbar (Stäheli 2012: 215). Semantik kann überholte Auffassungen erhalten, die zu den Praktiken schon nicht mehr passen, aber auch experimentell vorausseilen und Werte testen, die noch keine praktische Entsprechung haben. »Teils leistet die Semantik sich probeweise Innovationen, [...] teils kontiniert sie längst obsolete Ideen, Begriffe, Worte« (Luhmann 1993a: 7f.).

Strukturwandel der Öffentlichkeit (2013 [1961]), Richard Sennetts *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens* (Sennett 1994 [1974]) sowie Beate Rösslers *Der Wert des Privaten* (2001).

Ich arbeite dabei unter der Annahme, dass die Konstitutionsbedingungen von Innerlichkeit ein Schlüssel zur Untersuchung des Verhältnisses von Privatem und Persönlichem sind. So kann ich mithilfe der vier Studien zeigen, wie unterschiedliche Privatheiten spezifische Formen von Innerlichkeit mitproduzieren, die dann in entsprechender Weise für den Aufbau persönlicher Erreichbarkeit zur Verfügung stehen. Dass Privatheiten für die Entfaltung subjektiver Innerlichkeiten elementar sind, ist soziologisch wohlbekannt (Elias 1997a: 354; Habermas 2013: 113; Reckwitz 2020: 70). Man darf hier etwa an die klassischen bürgerlichen oder romantischen Vorstellungen einer gepflegten und tiefen Innenwelt denken (Taylor 1994: 330ff; Reckwitz 2020: 123ff.). Diese Perspektive werde ich an den vier untersuchten Arbeiten noch eingehender ausdifferenzieren. Vor dem Hintergrund meiner Heuristik lässt sich aber an dieser Stelle schon allgemein sagen, dass Praktiken der Grenzziehung und Semantiken der Institutionalisierung spezifische Sphären hervorbringen, in denen Formen von Innerlichkeit entwickelt und gepflegt werden können und sollen. Betrachtet man Privatheiten in diesem Sinne in ihrer Rolle als »Fabriken der Innerlichkeit« (Latour 2018: 275), wird nachvollziehbar, dass sie auch für den Aufbau persönlicher Erreichbarkeit relevant sind. Privatheiten schaffen nicht nur geeignete Bedingungen der Personalisierung, sondern gestalten diese in gewisser Weise mit. Deshalb gilt es, diese Bedingungen im Rahmen einer Untersuchung historischer Varianten des Privaten zu identifizieren, um Erkenntnisse über die private Person zu gewinnen, d.h. über die Weisen, wie das Private an der Entwicklung und Erreichbarkeit von Innerlichkeit beteiligt ist.⁵

In Anwendung der Heuristik auf die vier Studien kann ich im Folgenden vier Varianten des modernen Privaten – vier Privatheiten – rekonstruieren,

5 Dieses Vorgehen soll nicht als Aussage über die tatsächliche Sequenz der Prozesse verstanden werden. Ich gehe nicht davon aus, dass sich erst Privatheit etabliert, danach Innerlichkeit gebildet wird und diese dann zuletzt persönlich erreichbar wird. Stattdessen – das geht schon aus meinen sozialtheoretischen Grundlagen hervor – handelt es sich um gleichzeitige, wechselseitige und koevolutionäre Prozesse. Für die folgende Darstellung ist es nichtsdestotrotz sinnvoll, den Sachverhalt sequenziell darzulegen, also zuerst die Form des Privaten, dann deren Innerlichkeit und zuletzt deren Erreichbarkeitsbedingungen zu besprechen. Grund dafür ist mithin, dass das von mir ausgewählte Theorie-Material vom Privaten ausgeht.

wobei jede Variante von einer der Studien repräsentiert wird. Darüber hinaus lässt sich die Entstehung jeder identifizierten Privatheit grob einem Jahrhundert zuordnen. Im Ergebnis erhalte ich eine Reihe von typischen und wirkmächtigen Privatheiten der Moderne, die teils aufeinander aufbauen und in einigen Aspekten bis heute nachwirken. So dokumentieren die besprochenen Arbeiten die Entstehung und Entwicklung von Privatheiten, die bis heute die Praxis und das Verständnis des Privaten prägen. Die Versammlung der vier Studien zeigt dann sowohl einen geschichtlichen Entwicklungsprozess als auch eine bestimmte Konstellation unterschiedlicher Varianten des Privaten, die auch für ein Verständnis der Gegenwart hilfreich ist. Dieses Vorgehen ergibt jedoch keine vollständige Liste moderner Privatheiten. Mein Anspruch ist es nicht, eine lückenlose Geschichte des modernen Privaten zu formulieren. Es ist außerdem wichtig, sich vor Augen zu führen, dass die identifizierten Privatheiten einander nicht scharf ablösen, sondern ineinander verfließen, aufeinander aufbauen oder sich intensivieren, ohne alte Formen ganz hinter sich zu lassen. Die tatsächliche historische Transformation des Privaten in der Moderne wird wesentlich turbulenter gewesen sein, als ich es hier beschreiben kann. Wie von historischen Prozessen nicht anderes zu erwarten, kommt es zu langen Übergangsphasen, Überschneidungen und Gleichzeitigkeiten, deren Darstellung den hier verfügbaren Rahmen sprengen. Es handelt sich schließlich nicht notwendigerweise um dominante oder gleichmäßig verteilte Varianten des Privaten, sondern vor allem um Neuerungen, die in der Rückschau eine wichtige Rolle gespielt haben.

In allen vier Fällen gilt es zu bestimmen, wie sie die Konstitution von Innerlichkeit und die Bedingungen ihrer Erreichbarkeit formatieren. In diesem Sinne versuche ich für jede der vier Privatheiten eine korrespondierende Konzeption von Innerlichkeit zu benennen. Es handelt sich in gewisser Weise um die radikalste Form dessen, was durch den Ausschluss der Grenzziehungspraktiken im Inneren des Privaten möglich sein soll, und hängt entsprechend mit der semantischen Komponente des Privaten zusammen. Die vier Privatheiten versprechen Situationen herzustellen, in denen eine bestimmte Innerlichkeit hergestellt und gepflegt werden kann und soll. Zwar geht jede der untersuchten Privatheiten mit einer Form von Innerlichkeit einher, aber das Private hat kein Monopol auf die Herstellung von Innerlichkeit. Das heißt, die sich abzeichnenden Formen subjektiver Innerlichkeit dürfen nicht als primäre Subjektivierungsweisen des jeweiligen Zeitabschnitts verstanden werden. Es handelt sich im Zweifel stets um die Innerlichkeitsform einer bestimmten Privatheit, aber die behandelten Zeiten haben immer auch weitere Innerlichkeiten

und entsprechende Modi ihrer Herstellung hervorgebracht, die ich hier nicht bespreche.

2.4.1 Die gespaltene Person

Eine frühe Variante des modernen Privaten dokumentiert Norbert Elias in seiner Untersuchung *Über den Prozeß der Zivilisation* (1997a/b [1939]). Elias hat hier keine explizite Privatheitsgeschichte vorgelegt, sondern beschreibt in seiner historisch breit angelegten Untersuchung eine Transformation der europäischen Gesellschaft beginnend im 16. und 17. Jahrhundert, die er als einen umfassenden Wandel der Affektregulierung beschreibt, als eine »Veränderung des menschlichen Verhaltens und Empfindens in einer [sic!] ganz bestimmten Richtung« (Elias 1997b: 323). Zentrales Merkmal dieses ungeplanten, aber gerichteten Prozesses ist, dass vor allem körpernahe Tätigkeiten »hinter die Kulisse des gesellschaftlichen Lebens« verschoben werden (Elias 1997b: 324). Instrumental für diese Verschiebung sind die individuelle Aneignung von Scham- und Peinlichkeitsgefühlen, die sich immer dann einstellen, wenn Einzelne – man selbst oder andere – gegen zuvor verinnerlichte, soziale Verbote verstoßen (Elias 1997b: 414). Ihre regulierende Wirkung gewinnen sie aus dem Umstand, dass sie für die Einzelnen mit der Angst einhergehen, die Liebe und Achtung der Mitmenschen zu verlieren (Elias 1997b: 409). So werden letztlich gesellschaftliche Vorschriften in individuelle Selbstzwänge umgewandelt, während zugleich die Notwendigkeit zum Einsatz von Fremdwängen etwa in Form physischer Gewalt abnimmt. Diese individuelle »Selbstkontrollapparatur« findet ihre Entsprechung in einer sozialen »Prägeapparatur« (Elias 1997b: 331): Die Wandlung des Affektlebens wird durch Institutionen gestützt, allen voran die Familie, durch die den Individuen Selbstzwang als eine »automatisch wirkende Gewohnheit von klein auf angezchtet« wird (Elias 1997a: 351). Elias' Dokumentation und Analyse dieses tief greifenden Umbaus der europäischen Gesellschaft ist nicht auf das Private beschränkt, eignet sich jedoch auch, um Erkenntnisse zur Entfaltung einer frühen modernen Privatheit zu gewinnen.

Ich will deshalb im Sinne meiner Heuristik zunächst nach den Grenzpraktiken fragen, die Elias' Untersuchung zugänglich macht. Typisch für den zivilisatorischen Umbau insgesamt sind spezifische Veränderungen verschiedener, aber vor allem körpernaher Lebensbereiche, die allesamt von neuen Praktiken der Trennung durchzogen werden. So etwa rund um das Essen, bei dem es üblich wird, dass jede Person ihren eigenen Teller und Löffel benutzt, anstatt

aus einem gemeinsamen Gefäß mit nur einer Kelle zu essen (Elias 1997a: 235). Die Ausdifferenzierung der Geräte setzt sich in einigen Bereichen so weit fort, dass für jedes Gericht ein besonderes Gerät zur Anwendung kommt, wie es auch heute noch in bestimmten Kontexten praktiziert wird (Elias 1997a: 232). Analog zu dieser Zergliederung des gemeinsamen Essens kommt es zu einer »Privatisierung des Schlafens« (Elias 1997a: 320). War es im Mittelalter noch über alle Schichten hinweg üblich, dass mehrere Menschen – nicht Eheleute, sondern etwa Herr und Diener oder Frau und Magd – zusammen in einem Raum schliefen, setzt sich mit dem Beginn der Moderne langsam eine Aufteilung der Individuen auf unterschiedliche Betten und Zimmer durch (Elias 1997a: 315). Analog dazu wird das Schlafen in den Kleidern des Tages oder vollkommen nackt durch das Anlegen spezieller Nachtbekleidung abgelöst (Elias 1997a: 317). Ebenso wird Sexuelles ins Innere der Kleinfamilie verlagert und das Sprechen darüber durch Scham- und Peinlichkeitsschwellen begrenzt (Elias 1997a: 340). Das alles sind Beispiele dafür, wie vielfältig und feingliedrig neue Grenzen und ihre Praktiken das Leben aufteilen. Die gemeinsame Richtung dieser Praktiken ist, die affektfähigen Körper voneinander abzutrennen und auf bestimmte Plätze aufzuteilen.⁶

Nicht alle Praktiken der Trennung sind oder werden Teil einer Privatheit, doch einige der Grenzen verdichten sich zu einem neuen Bereich, der dem öffentlichen Leben gegenübersteht; im Alltag der Menschen scheiden sich »eine intime oder heimliche Sphäre und eine öffentliche Sphäre« (Elias 1997a: 354). Fragt man nach der institutionalisierenden Semantik dieser privaten Sphäre, scheint ihr Versprechen zunächst ein negatives: Das Private erlaubt die Vermeidung von Scham und Peinlichkeit. Private Grenzen, richtig angewandt, erlauben einen gewissen Schutz vor jenen Bedrohungen, die hinter dem Schamgefühl lauern, nämlich nicht mehr geachtet zu werden (Elias 1997b: 409). Essen, Schlafen, Sex – all das ist nur dann (halbwegs) schamlos möglich, wenn

6 Auch Michel Foucault dokumentiert – allerdings für das späte 17. Jahrhundert – ein wachsendes Interesse am individuellen Körper »als Gegenstand und Zielscheibe der Macht« (Foucault 2014b: 174). Was Foucault als »Disziplinen« bezeichnet – »Methoden, welche die peinliche Kontrolle der Körpertätigkeiten und die dauerhafte Unterwerfung ihrer Kräfte ermöglichen und sie gelehrig/nützlich machen« (Foucault 2014b: 175) –, gehe Hand in Hand mit Techniken der »Verteilung der Individuen im Raum« (Foucault 2014b: 181). Foucault hat dabei zwar gerade keine privaten Räume im Blick (Internat, Kaserne, Fabrik o. ä.), zeigt damit dann aber, wie umfassend und beharrlich das Paradigma der Trennung der Körper in dieser Phase ist. Es gilt: »Jedem Individuum seinen Platz und auf jeden Platz ein Individuum« (Foucault 2014b: 183).

die jeweils verordneten Grenzen respektiert und aktiv praktiziert werden. Hier zeigt sich dann auch, dass es sich bei dieser Privatheit um keine homogene Zone handeln kann, die nur einmal durch Abgrenzung etabliert werden muss, um dann in ihrem Inneren gleichförmig offen zu sein. Stattdessen sind es viele sich überschneidende und ineinander verschachtelte Grenzen, die jeweils bestimmte Tätigkeiten zulassen. Nichtsdestotrotz zeigt Elias' Untersuchung, dass sich alle diese Sphären dadurch auszeichnen, bestimmte körperbezogene, nicht selten lustvolle Tätigkeiten bei minimiertem Schamrisiko zu ermöglichen.⁷ Diese frühe Privatheit, wie sie im 15. und 16. Jahrhundert entsteht, verspricht gewissermaßen den Gegensatz zwischen Lust und Zivilisation, zwischen Affekt und Ratio zu versöhnen.

Entscheidendes Element dieser Zivilisationsgeschichte ist eine Neuentdeckung der Innerlichkeit.⁸ Es gehört zu den zentralen Merkmalen dieses Wandels, dass die Stabilisierung privater und anderer Grenzen zunehmend der Selbstregulierung der Individuen zugemutet wird. Nicht die Androhung von Zwang, sondern ein affektmodelliertes Selbst wendet die Grenzpraktiken in einer Weise an, die Scham und Peinlichkeit vermeiden kann. Die Teilung des Verhaltens in eine öffentliche und eine private Seite geht Hand in Hand mit einer veränderten Selbstwahrnehmung, die von einer Differenz zwischen den eigenen Affekten und einem rationalen Selbst geprägt ist (Elias 1997b:

7 Das Versprechen der Schamfreiheit ist tatsächlich nur die halbe Wahrheit, weil das Erlernen und Einüben eines entsprechenden »Triebhaushalts« (Elias 1997b: 408) wiederum innerhalb privater Grenzen etwa im Rahmen der Familie geschieht. Die Privatheit ist also keineswegs schamfrei, sondern schon zu Trainingszwecken darauf angewiesen, mindestens den Nachwuchs mit der Scham vertraut zu machen (Elias 1997a: 351). So sehr dieser Lernprozess die Scham erst in die Welt und zu den Individuen bringt, so sehr ist er dann ebenfalls Bedingung dafür, beschämende Situationen zu vermeiden. Weil aber die Scham als natürlich empfunden wird, kann sich der Wert der Privatheit weiterhin aus dem Versprechen der Schamfreiheit ergeben (Elias 1997a: 321).

8 Elias bestätigt zwar die Entstehung einer neuen Vorstellung von Innerlichkeit, kritisiert aber auch den Innerlichkeitsbegriff als eine »Metapher, die in die Irre führt« (Elias 1997a: 66), und stellt ihr das Bild der »offenen Persönlichkeit« gegenüber, die sich vor allem durch ihre Interdependenzen zu anderen Menschen auszeichne (Elias 1997a: 70). Ich stimme dieser Kritik zu, glaube aber vorerst nicht, dafür den Innerlichkeitsbegriff aufgeben zu müssen. Ich folge in dieser Frage Descola (2013: 181f.), Latour (2018: 275) oder auch Deleuze (2015: 134f.), die zwar insbesondere moderne Vorstellungen von Innerlichkeit kritisieren, indem sie deren kollektive Genese rekonstruieren, gleichzeitig aber Innen-Außen-Relationen weder metaphorisch noch konzeptionell verabschieden.

389). Ergebnis ist eine »eigentümliche Gespaltenheit« (Elias 1997a: 354), die Menschen stehen sich »gewissermaßen selbst gegenüber« (Elias 1997b: 383). Eben das erhöht schließlich die Relevanz und Differenziertheit, mit der subjektive Innerlichkeit im Sozialen vorkommen kann und muss. Die eigene Innenwelt ebenso wie die aller anderen wird facettenreicher und zu einem sozialen Gegenstand, der in neuer Weise beobachtet und gepflegt wird (Elias 1997b: 383). Nicht nur erhöht sich dabei die Bandbreite potenziell relevanter Besonderheiten, es verbreitet sich überhaupt erst die Idee, Personen über die Merkmale des individuellen Körpers hinaus wahrzunehmen und innere Einstellungen in Rechnung zu stellen (Luhmann 1995a: 150). Umso stabiler diese Differenzierung der Innenwelt wird, desto mehr erscheint sie Beobachter:innen – anderen Menschen und einem selbst – als affektfreies und rationales Bewusstsein (Elias 1997b: 402).

Ich will kurz mit Blick auf die Frage zusammenfassen, was Elias Studie für den Zusammenhang von Privatem und Persönlichem bedeutet. Beginnend ungefähr im 16. und 17. Jahrhundert etablieren sich in Europa eine Reihe von Praktiken der Teilung, die zum Teil Aspekte dessen bilden, was heute das Private ausmacht: eine in verschiedene Sphären ausdifferenzierte Distanzierung des Körpers und seiner Bedürfnisse. Je nach Kontext und Tätigkeit kommen spezifische Grenzen zum Einsatz, um Scham und Peinlichkeit zu vermeiden. Die angemessene Anwendung der Grenzen soll dabei von innen kommen; im Ergebnis wird Innerlichkeit als soziales Ding relevanter und facettenreicher. Damit sind die Grundlagen für die private Person gelegt: Die Grenzen und Versprechen der neuzeitlichen Privatheit sind nicht nur an der Formatierung und Anreicherung von Innerlichkeit beteiligt, sondern führen zugleich die Idee einer gespaltenen Person ein, die immer auch über eine heimliche und versteckte Seite verfügt, die am ehesten innerhalb der Grenzen des Privaten erreichbar ist.

2.4.2 Die authentische Person

Jürgen Habermas' klassische Untersuchung zum *Strukturwandel der Öffentlichkeit* (Habermas 2013 [1961]) schließt an den von Elias dokumentierten Zeitabschnitt an und verschiebt die Perspektive auf das 18. Jahrhundert. Im Fokus der Untersuchung steht das Phänomen einer »bürgerlichen Öffentlichkeit«, wie sie sich an Entwicklungen in den englischen, französischen und deutschen Regionen dieser Zeit rekonstruieren lässt (Habermas 2013: 12f.). Für meine Zwecke ist dabei interessant, dass die Entstehung dieser neu-

en Öffentlichkeit mit Neuerfindungen und Transformationen des Privaten einhergeht. So haben sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die alten Institutionen des Feudalismus – etwa Kirche und Fürstentümer – »in einem Prozess der Polarisierung« in eine private und öffentliche Seite aufgeteilt (Habermas 2013: 66). Auf der Seite der Öffentlichkeit steht zunächst vor allem der Staat als öffentliche Gewalt und ihm gegenüber eine »bürgerliche Gesellschaft«, die als Bereich privater Autonomie verstanden wird (Habermas 2013: 67). Was sich in diesem Prozess als neue »Privatsphäre« herausbildet, schließt dann sowohl den ökonomischen Warenverkehr und die Arbeit mit ein, also auch die bürgerliche Kleinfamilie (Habermas 2013: 90).

Die Familie nimmt in dieser Konstellation eine Sonderrolle ein und erweist sich als Zentrum des Privaten. Zeigt sie sich schon bei Elias als elementare Lehrinstanz für »zivilisierte« Grenzziehungen (Elias 1997a: 351), ist sie im 18. Jahrhundert außerdem Grundlage einer neuen »publikumsbezogenen Privatheit« (Habermas 2013: 107). Dieses Publikum, das ebenfalls aus Privatleuten besteht und sich beispielsweise in Lesezirkeln zusammenfindet, steht komplementär zur Familie, insofern sich die Bürger:innen hier über sich und ihr privates Leben verständigen (Habermas 2013: 115f.). Diese Beziehung zwischen Privatheit und Publikum manifestiert sich mithin architektonisch im bürgerlichen Haus durch die Unterscheidung zwischen privatem Wohnzimmer und öffentlichem Salon. Damit geht eine der zentralen Grenzlinien »zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit [...] mitten durchs Haus« (Habermas 2013: 109).

Auf der Seite der Familie ist das Haus durch weitere Grenzen differenziert, die das private Leben auf Einzelpersonen hin ausrichten (Habermas 2013: 109). Die Trennung der Körper, wie Elias sie beschreibt, wird hier mithilfe neuer Grenzpraktiken gewissermaßen verfeinert, die nicht mehr nur die körpernahen Angelegenheiten, sondern nun auch die geistigen Tätigkeiten separieren. Paradigmatisch hierfür sind die für die bürgerliche Epoche so elementaren Tätigkeiten des Lesens und Schreibens von Briefen oder Romanen sowie jene Praktiken, die diese Formen des Herauslösens aus der Interaktion ermöglichen (Habermas 2013: 113; Koschorke 1999: 177). Die Grenzpraktiken, die die nötige Distanz zum Lesen und Schreiben sicherstellen, lassen sich im Begriff des Rückzugs zusammenfassen. Rückzug bezeichnet hier sowohl den temporären Austritt aus der restlichen Gesellschaft in die Privatheit der Kleinfamilie (Ochs 2021a), aber auch eine individuelle Herauslösung aus der Interaktion im Binnenraum der Familie (Habermas 2013: 109). Das stumme, vereinzelte, bewegungslose Lesen (Koschorke 1999: 171) wird dabei von einer emphatischen Aufwertung der Einsamkeit begleitet (Koschorke 1999: 179). Vor dem 18.

Jahrhundert gilt diese als tendenziell verdächtig, hier aber wird sie zum besonders authentischen Zustand stilisiert (Koschorke 1999: 177). »Wer die Einsamkeit liebt«, fasst Albrecht Koschorke zusammen, »braucht sich nicht zu maskieren« (Koschorke 1999: 179). Zugleich aber wird sie als soziale Situation wahrnehmbar, weil sie im Lesen und Schreiben neue Formen des intimen Austauschs ermöglicht (Barth 2015: 471).

In der positiven Aufladung der Einsamkeit klingt schon jene Semantik an, die die Praktiken des Rückzugs zu einer Privatheit verdichten. Es ist das Versprechen einer sowohl familiären als auch individuellen Unabhängigkeit, die der neuen Privatheit des 18. Jahrhunderts ihren Wert verleihen. Zunächst versteht sich die Kleinfamilie selbst als eine autonome Insel im Meer des Sozialen – losgelöst von der Gesellschaft und gerade deshalb ein »Bereich der reinen Menschlichkeit« und der »psychologischen Emanzipation« (Habermas 2013: 110). Diese Konzeption von Unabhängigkeit ist dabei mit bestimmten Vorstellungen von Authentizität und Humanität vermischt (Habermas 2013: 111). In der Privatheit der Familie lässt sich alles Künstliche abstreifen und die Personen werden gewissermaßen als »echte« Menschen erreichbar, »die zueinander in ›rein menschliche‹ Beziehungen treten« (Habermas 2013: 113; Sennett 1994: 134). Personen innerhalb der Familie werden entsprechend nicht als ständiger Teil der Gesellschaft verstanden, sondern treten immer nur zeitweise aus dem Bereich des Privaten in diese ein (Habermas 2013: 109). Damit ist dann nicht das Soziale insgesamt, sondern die neue Privatheit jener Ort, an dem die Person hauptsächlich und vollständig existiert.

Die Innerlichkeit, die sich in dieser Privatheit entwickelt, ist von letzterer kaum noch zu trennen. Sie bildet sich analog zum emanzipiert und authentisch gerahmten Setting des Privaten und teilt dessen Eigenschaften. Diese Innenwelt gilt gewissermaßen als Mittelpunkt von Privatheit und Selbst, »als der innerste Hof des Privaten« (Habermas 2013: 114). Rückzug und Einsamkeit sind deshalb kein Selbstzweck, sondern dienen immer der produktiven Erkundung der eigenen Innerlichkeit mit Blick auf ein virtuelles Publikum (Barth 2015: 470). Dabei kann und soll das Ich – »zuvor gleichsam unausgedehnt und wenig mehr als der Name für eine Abweichung« – zu einer reichen Innenwelt ausgebaut werden (Koschorke 1999: 177). Privatheit und ihre Subjektivität gewinnen hier den Sinn »gesättigter und freier Innerlichkeit« (Habermas 2013: 87). So wie die Grenzen außerhalb und innerhalb des Hauses das einsame Lesen und Schreiben ermöglichen, entfaltet sich in diesen zurückgezogenen Tätigkeiten eine für diese Epoche typische »innere Unendlichkeit« (Koschorke 1999: 183). Die Erreichbarkeit dieser Innerlichkeit ist unweigerlich auf das Private bezo-

gen; nur hier scheint ein möglichst unverstellter und authentischer Kontakt zur ansonsten unabhängigen Person realistisch. Deshalb ist der Brief das ideale Mittel, die Person zu erreichen, weil in ihm authentische Einsamkeit und kommunikative Erreichbarkeit zusammenfallen.

2.4.3 Die besondere Person

In diesem Kapitel werde ich Richard Sennetts Studie zum *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens* (Sennett 1994 [1974]) besprechen, um eine weitere Variante des Privaten sowie deren Konzept von Innerlichkeit zu bestimmen. Die zentrale Diagnose von Sennetts Untersuchung ist, dass es im Europa des 19. Jahrhunderts zu einer gesellschaftsweiten Aufwertung von Intimität kommt, die mit einer Aushöhlung der Öffentlichkeit einhergeht (Sennett 1994: 46). Aufwertung von Intimität bedeutet allgemein eine erhöhte soziale Relevanz und Anschlussfähigkeit individueller Besonderheiten (Sennett 1994: 234).⁹ Während einerseits das gesellschaftliche Interesse am Intimen zunimmt, etablieren sich andererseits in der Öffentlichkeit Verhaltensweisen, die individuelle Besonderheiten verbergen helfen; umso bedeutsamer das Besondere wird, desto eher wird es durch Techniken der Zurückhaltung und Unauffälligkeit sozial dosiert. Das wiederum, so Sennett, gehe mit einem Bedeutungsverlust des öffentlichen Lebens einher, weil die Personen hier immer weniger als Handelnde und stattdessen nur noch als Beobachtende auftreten würden (Sennett 1994: 253).¹⁰ Das Ergebnis sei ein »Ungleichgewicht zwischen der entleerten öffentlichen Sphäre und einem intimen Bereich, der mit Ansprüchen überhäuft« ist (Sennett 1994: 50).

Abzulesen ist dieser Wandel für Sennett an Grenzpraktiken im öffentlichen Raum der europäischen Städte des 19. Jahrhunderts. Diese will ich in Anlehnung an Sennetts eigene Terminologie im Begriff der Abschirmung zusammenfassen. Gemeint sind Praktiken, die darauf abzielen, in öffentlichen Situa-

9 Auch Niklas Luhmann attestiert der modernen Gesellschaft eine gesteigerte Kapazität für Intimbeziehungen, in denen »mehr individuelle, einzigartige Eigenschaften der Person [...] bedeutsam werden« (Luhmann 1994: 14), und liefert damit außerdem eine Bestimmung von Intimität, die auch für die Rekonstruktion von Sennetts Arbeit nützlich ist.

10 Im englischsprachigen Originaltext »The Fall of Public Man« (2002) bespricht Sennett die Differenz zwischen Handelnden und Zuschauer:innen anhand Veränderungen in den darstellenden Künsten, in denen sich *Actors* und *Spectators* gegenüberstehen (Sennett 2002: 195ff.).

tionen individuelle Besonderheiten zu verbergen. Im Theater wird es wichtig »Zurückhaltung« (Sennett 1994: 265) zu üben und »die eigenen Regungen durch Schweigen zu beherrschen« (Sennett 1994: 265). In den Clubs dieser Zeit verbringen die (zumeist männlichen) Besucher:innen, »von niemandem gestört, ihre Zeit in Schweigen« (Sennett 1994: 277). Und auch in den Cafés kommen Menschen zusammen, »die sich entspannten, die tranken und lasen, die aber durch unsichtbare Wände voneinander geschieden waren« (Sennett 1994: 278). Nicht zuletzt setzt sich ein Kleidungsstil durch, »dem es vor allem auf Neutralität, auf Unauffälligkeit ankam« (Sennett 1994: 210). In all diesen Bereichen etablieren sich also Praktiken der Abschirmung gegenüber öffentlicher Geselligkeit und bilden damit die Grundlage einer neuen Variante des Privaten, wie sie im 19. Jahrhundert wirksam wird (Sennett 1994: 277).¹¹

Dabei klingt schon an, durch welche Semantik die Grenzpraktiken der Abschirmung zu einer Privatheit zusammengebunden werden. Es ist das Versprechen einer spezifischen Intimität, durch die das Besondere der Person erreichbar werden soll. Auch wenn Sennett dieses Versprechen als Bedrohung für eine bestimmte Form von Öffentlichkeit identifiziert, dokumentiert er in erster Linie den Aufstieg einer neuen Intimität der Besonderheit. So wie die Praktiken der Abschirmung Ausdruck dieses Aufstiegs sind, so ist auf ihrer Innenseite mit Intimität zu rechnen. Das manifestiert sich etwa an einem gesteigerten Interesse an Äußerlichkeiten wie Verhalten und Kleidung. Sowohl in der städtischen Öffentlichkeit als auch in der Familie etabliert sich die Vorstellung, die äußere Erscheinung einer Person könne Informationen über deren Besonderheit liefern (Sennett 1994: 199f.).¹² Die Kernfamilie, von deren Rolle im 18. Jahrhundert ich im vorherigen Kapitel berichtet habe, verändert im 19. Jahrhundert ihre Funktion (Sennett 1994: 230). Während sie zuvor isoliert und zurückgezogen operiert und also als »Schutz- und Zufluchtsort« erfahren wird, verändert die Aufwertung der Intimität auch die Beziehungen innerhalb der familiären Grenzen (Sennett 1994: 230f.). Die Auffassung, persönliche Besonderheiten würden alle sozialen Situationen durchziehen, transformiert die

11 Ähnliche Verhaltensweisen der Abgrenzung in ansonsten öffentlichen Kontexten beschreiben Erving Goffman als »zivile Unaufmerksamkeit« (*civil inattention*) (Goffman 1966: 83–88) sowie Raymond Geuss als »Nichtbeachtbarkeit« (*disattendability*) (Geuss 2013: 34f.).

12 An anderer Stelle hält Niklas Luhmann treffend fest, inwiefern die äußere Erscheinung als Katalysator für Intimität wirken kann: »Wer sich schön weiß, dem fällt es leichter, sich geliebt zu glauben, und wer einen schönen Menschen liebt, kann andere und sogar sich selbst leichter von seiner Liebe überzeugen« (Luhmann 2014: 72).

Vorstellung der Familie als isolierter und autonomer Raum, weil auch hier potenziell alle Äußerungen im Sinne intimer Beobachtung als Zeichen individueller Besonderheit gedeutet werden können (Sennett 1994: 231f.). Es ist diese Semantik der Intimität, die nach außen zu Abschirmung motiviert und nach innen Besonderheit verspricht.

Sennetts Darstellung macht deutlich, wie das Private immer weniger mit der Familie zusammenfällt und – mehr noch als im 18. Jahrhundert – an Personen ausgerichtet ist. Abschirmung ermöglicht einerseits eine individuelle Privatheit auch in der Öffentlichkeit, und ist andererseits innerhalb der Familie essenziell, um Intimität und den Zugang zu Besonderheiten zu regulieren. Damit fördert die neue Privatheit der Intimität eine Innerlichkeit der besonderen Persönlichkeit. Während die Privatheit des 18. Jahrhunderts die Herstellung einer unabhängigen und authentischen Innenwelt anleitet (Habermas 2013: 110), ermöglicht die von Sennett dokumentierte Variante des Privaten die Entwicklung und Pflege einer sich entwickelnden und besonderen Innerlichkeit (Sennett 1994: 233). Im 19. Jahrhundert setzt sich insgesamt mehr und mehr die Vorstellung durch, Personen zeichneten sich durch die ihnen eigenen Fähigkeiten, Wünsche und Vorlieben aus (Sennett 1994: 166).¹³ In dieser Situation soll die Privatheit der Intimität Menschen gegenüber ihrer sozialen Umwelt abschirmen und Situationen der Intimität ermöglichen, in denen sie als besondere Personen zur Geltung kommen können. Hier wird im Übrigen auch deutlich, dass Intimität weder mit dem Privaten identisch ist noch notwendigerweise mit ihm verbunden sein muss. Es zeigt sich stattdessen, wie Intimes und Privates historisch in einer Weise aneinander gekoppelt werden, die bis heute nachwirkt. Während für Sennett an dieser Entwicklung vor allem die negativen Effekte auf die Öffentlichkeit von Belang sind, ist für meine Untersuchung ein anderer Aspekt seiner Studie entscheidend: So wird deutlich, in welcher Weise das Persönliche im Rahmen des Privaten des 19. Jahrhunderts durch die Dimension des Besonderen erweitert wird und die private Person zur besonderen Person geworden ist.

13 Sowohl Georg Simmel als auch Niklas Luhmann diagnostizieren für den Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert eine ähnliche Bewegung hin zu einer mehr und mehr an Besonderheit ausgerichteten Subjektivität (Simmel 1995; Luhmann 1993b).

2.4.4 Die dezisionale Person

Meine Informantin für die Privatheit des 20. Jahrhunderts ist die Sozialphilosophin Beate Rössler mit ihrer Arbeit *Der Wert des Privaten* (Rössler 2001), die als eine der einflussreichsten Privatheitstheorien der Gegenwart gelten kann. Rössler entwirft darin nach eigenen Angaben eine »normative Konzeption von Privatheit für und in modernen liberalen Gesellschaften« (Rössler 2001: 33). Im Unterschied zu den bisher diskutierten Studien handelt es sich um keine historische Studie, sondern um einen zeitgenössischen Aufschlag zur sozialphilosophischen Bestimmung des Privaten. Ich unterstelle der Arbeit nichtsdestotrotz einschlägigen exemplarischen Wert, wenn es um die Dokumentation des Privaten im 20. Jahrhundert geht. Diese Annahme stützt sich zum einen auf den Anspruch und Erfolg der Position, rechtfertigt sich zum anderen aber auch durch die zentrale Rolle des Konzepts der Zugangskontrolle für Rösslers Überlegungen. Allgemein gesprochen erweisen sich Techniken der Kontrolle als typische Momente der Privatheit des letzten Jahrhunderts (Goffman 1983: 106; Nissenbaum 2010: 127; Ochs 2021a). Im deutschen Kontext ist dafür das sogenannte Volkszählungsurteil des Bundesverfassungsgerichts aus dem Jahr 1983 ein prominenter Ausdruck, mit dem ein Grundrecht auf informationelle Selbstbestimmung in die Rechtsprechung eingeführt und die Idee der individuellen Informationskontrolle rechtlich verankert wurde (BVerfGE 1983). Vor diesem Hintergrund behandle ich Rösslers Ansatz als paradigmatischen Entwurf der Privatheit des 20. Jahrhunderts, dessen Besprechung Erkenntnisse über deren Praktiken und Semantiken verspricht.

Das Konzept der Kontrolle führt mitten in die Theorie Rösslers, die Privatheit im Kern als individuelle Zugangskontrolle konzipiert: »Als privat gilt etwas dann«, so hält Rössler fest, »wenn man selbst den Zugang zu diesem ›etwas‹ kontrollieren kann« (Rössler 2001: 136). Im Anschluss an diese Bestimmung kann ich dann im Sinne meiner Heuristik die Grenzpraktiken dieser Variante des Privaten als Praktiken der Zugangskontrolle beschreiben. Diese Kontrollpraktiken zeichnen sich grundsätzlich dadurch aus, dass sie einen flexiblen Umgang mit Grenzen ermöglichen; Zugangskontrolle ist mehr als ein kategorischer Ausschluss und geht notwendigerweise mit der Möglichkeit des Einschusses einher. Rössler unterscheidet dabei drei Dimensionen, die in dieser Weise durch Praktiken der Zugangskontrolle reguliert sein sollten (Rössler 2001: 25): In einer dezisionalen Dimension sollen Personen den Anspruch haben, Einflussnahmen auf ihre Handlungen oder Entscheidungen zu begrenzen. In informationeller Hinsicht geht es um die Möglichkeit, den Zugriff auf

Informationen zu limitieren, die die eigene Person betreffen. Und in einer lokalen Dimension gilt es schließlich, den physischen Zugang zur eigenen Person regulieren zu können. Ich zähle diese Dimensionen hier auf, weil sie deutlich machen, wie sehr die Grenzpraktiken dieser Privatheit an das Konzept individueller Kontrolle gebunden sind. Stets geht es um individuelle Ansprüche und Chancen auf Begrenzung, die dann aber eben auch individuell reguliert werden müssen.

Wenn ich nun mithilfe Rösslers Arbeit weiter frage, durch welche Semantik diese auf Einzelpersonen zugeschnittenen Grenzpraktiken zusammengehalten werden, gerät ihr Konzept der individuellen Autonomie in den Fokus. Für Rössler begründet dieses den normativen Wert des Privaten, weil ohne die von ihr beschriebene Privatheit Autonomie unmöglich sei (Rössler 2001: 139). Der Wert der Autonomie übernimmt hier also die institutionalisierende Funktion, zu bestimmen, was innerhalb der Grenzen des Privaten möglich sein soll. Alle Konventionen und Regeln der privaten Grenzziehung müssten sich, so Rössler, »letztlich ausweisen an diesem Prinzip der Sicherung und Ermöglichung individueller Autonomie« (Rössler 2001: 213). Rössler versteht Autonomie als eine »Selbstbestimmung darüber, wie ich mein Leben leben will« (Rössler 2001: 99). Es geht ausdrücklich nicht nur um die Möglichkeit irgendwie entscheiden zu können. Gelingende Autonomie setzt voraus, dass Entscheidungen reflektiert und als der eigenen Person zugehörig identifiziert werden (Rössler 2001: 331). Autonomie ist damit als Selbstverhältnis gedacht, ein »bestimmtes Sich-zusichverhalten« (Rössler 2001: 102).

An dieser Stelle lohnt es sich, an die bürgerliche Konzeption von Unabhängigkeit zu erinnern, wie ich sie oben im Kontext der authentischen Person besprochen habe. Obwohl es mit Sicherheit genealogische Linien von der Autonomie des 18. Jahrhunderts ins 20. Jahrhundert gibt, die ich hier nicht nachzeichnen kann, ist es hilfreich festzuhalten, inwiefern sich die zwei Formen voneinander unterscheiden. Während die private Person des 18. Jahrhunderts – ich habe sie als unabhängige Person bezeichnet – aus der Unabhängigkeit ihre Authentizität und Humanität gewinnen soll (Habermas 2013: 113; Sennett 1994: 134), ist die autonome Person der Privatheit des 20. Jahrhunderts in erster Linie eine reflexive Entscheidungsinstanz, nicht zuletzt was das Management privater Grenzen angeht. Dieses Konzept individueller Autonomie beinhaltet das Versprechen – in der Tradition der reflexiven Moderne (Giddens 1995; Bauman 2016; Beck 1986) –, dass Individuen selbst erarbeiten dürfen (und müssen), wie sie ihr Leben gestalten. Autonomie ist als unmittelbare Grundla-

ge »für ein gelungenes Leben« (Rössler 2001: 127) gewissermaßen zum Selbstzweck geworden.

Dabei zeigt sich eine Privatheit, die sich nach außen durch flexible Kontrollpraktiken und nach innen durch die Möglichkeit und Pflicht zur reflexiven Selbstbestimmung auszeichnet. Die subjektive Innerlichkeit, die unter diesen Bedingungen hervorgebracht werden kann und soll, ist die eines souveränen Entscheidungszentrums. Auch die Person und ihre Erreichbarkeit sind letztlich Gegenstand dieser Instanz. Rössler versteht die private Person deshalb nicht nur als Person in privaten Beziehung (Rössler 2001: 334), sondern auch als ein privates Selbst »ganz für sich« und »nur jedem allein zugänglich« (Rössler 2001: 337ff.). In diesem Sinne radikalisiert die Privatheit des 20. Jahrhunderts ein Arrangement, in dem wesentliche Anteile der Person innerhalb des Privaten verortet sind. Die private Person ist eine dezisionale Person.

2.5 Outro: Die Erreichbarkeit der privaten Person

Mit diesem kursorischen Durchgang durch die Geschichte der Privatheiten der Moderne wollte ich nicht nur Erkenntnisse über das Private gewinnen, sondern außerdem mehr erfahren über seine Verbindung zum Persönlichem. Ausgehend von der Intuition, dass Privates und Persönliches in der Moderne theoretisch schwach differenziert und zugleich strukturell stark aneinander gebunden sind, habe ich konzeptionelle Unterscheidungen eingeführt, um mit deren Hilfe den historischen Zusammenhang der beiden Phänomene genauer zu bestimmen. Nachdem ich schon im ersten Teil der Arbeit ein sozialtheoretisches Konzept der Personalisierung vorgestellt habe, ging es hier um die Frage, wie die Genese der Person im Kontext historischer Varianten des Privaten formatiert wird. Zu diesem Zweck habe ich in einem ersten Schritt eine Heuristik des Privaten vorgestellt, die grundsätzlich absteckt, wie das Private aufgebaut ist und sich dabei vom Persönlichen unterscheidet. Ausgestattet mit dieser Heuristik bin ich zweitens einschlägige Positionen der Privataheitsforschung durchgegangen, um vier Varianten des Privaten zu bestimmen. Dabei hat sich drittens gezeigt, dass jede dieser Varianten mit einer Form subjektiver Innerlichkeit einhergeht. Letztere dient schließlich als Schlüssel, um besser zu verstehen, inwiefern private Situationen das Persönliche anziehen und mitgestalten. Dieses Verhältnis will ich im Folgenden zusammenfassend darlegen.

Dafür ist es zunächst hilfreich, sich vor Augen zu führen, was meine Untersuchung in Bezug auf das moderne Private ergeben hat. Während ich davon

ausgehe, dass die vier vorgestellten Varianten des Privaten bis heute nachwirken und die Gegenwart mitbestimmen, halte ich sie für keine vollständige Abbildung des Spektrums des Privaten. Ziel war vielmehr, einschlägige Aspekte des Privaten in der Moderne zu identifizieren, um auf dieser Grundlage eine These über den Zusammenhang zwischen Privatem und Persönlichem zu bilden. Dieses Vorgehen zeigt nun, dass das moderne Private – nicht nur, aber auch – Settings der Spaltung, der Authentizität, der Intimität und der Autonomie hervorbringt, mit deren Hilfe menschliche Wesen rationale, freie, besondere und dezisionale Innerlichkeiten ausbilden können und sollen. Diese modernen Privatheiten und Innerlichkeiten lassen sich wie folgt zusammenfassen (siehe Tabelle).

Tabelle: Vier Privatheiten der Moderne bis zum 20. Jahrhundert

Informant:in	Entstehung	Praktiken	Semantiken	Innerlichkeit	Personalisierung
Norbert Elias	16./17. Jh.	Trennung	Schutz vor Scham und Peinlichkeit	Affektkontrollierendes, rationales Innen	Gespaltene Person
Jürgen Habermas	18. Jh.	Rückzug	Unabhängigkeit, Authentizität	Gesättigtes, freies Innen	Authentische Person
Richard Sennett	19. Jh.	Abschirmung	Intimität	Besonderes Innen	Besondere Person
Beate Rössler	20. Jh.	Zugangskontrolle	Autonomie, reflexive Selbstbestimmung	Innen als Entscheidungszen-trum	Dezisionale Person

Im ersten Teil der Arbeit habe ich das Persönliche als Ergebnis von Prozessen der Adressierung und Erreichbarkeit subjektiver Innerlichkeit plausibel zu machen versucht. Vor diesem Hintergrund ist nun grundsätzlich verständlich, dass Personalisierung dort erfolgreich ist, wo Innerlichkeiten entfaltet und gepflegt werden. Eben deshalb zielt Personalisierung auf die Binnenräume des Privaten, weil hier spezifische Innerlichkeiten aufgebaut wer-

den. Meine Rekonstruktion einiger Elemente der Geschichte des Privaten fügt dieser formalen Erkenntnis nun einen Aspekt hinzu. So finden sich in allen vier Fällen Konzeptionen von Innerlichkeit, die den Anspruch erheben, besonders wahr und vollständig zu sein. Die privaten Innerlichkeiten treten mit einem Alleinvertretungsanspruch gegenüber dem Einzelmenschen auf. Das Private schafft unterschiedliche Sphären, die sich durchaus kreuzen und überlappen, die aber vor allem auf ein gemeinsames Zentrum hin ausgerichtet sind; nämlich die subjektive Innerlichkeit, die in Arrangements aus Grenzpraktiken und Semantiken mit hervorgebracht wird. Dabei gilt: Umso näher und enger eine Sphäre der Innerlichkeit kommt, desto wahrer und reichhaltiger ihr Inhalt.¹⁴ Bemerkenswert an dieser historischen Form privater Innerlichkeiten ist nicht die Existenz einer Interiorität schlechthin, sondern ihre ontologische Aufladung und Zentrierung.

So entstehen auf den Innenseiten des Privaten spezifische Formen von Innerlichkeit, die für den persönlichen Kontakt nicht nur attraktiv, sondern teils unumgänglich sind, weil die scheinbar echte Person nur im Privaten erreichbar ist. Die Kombination aus Abgrenzung nach außen und Aufwertung nach innen koppelt das Persönliche an den Rahmen des Privaten. Für jede der vier Varianten lässt sich eine Version der privaten Person benennen, also spezifische Bedingungen persönlicher Erreichbarkeit. Mit der Einführung einer affektregulierenden Innerlichkeit im 16. und 17. Jahrhundert wird die *gespaltene Person* zum Ziel der Personalisierung, die stets über eine versteckte Seite verfügt, die innerhalb privater Grenzen verortet ist. Noch angereicherter wird

14 Diese Auffassung ähnelt im Übrigen der sogenannten Sphärentheorie, die längere Zeit als Teil der deutschen Verfassungsrechtsprechung und des grundgesetzlichen Persönlichkeitsrechts Eingriffe der öffentlichen Gewalt in individuelle Lebensbereiche regulieren sollte (Nebel 2020: 41ff.). Zu diesem Zweck unterscheidet das Modell drei Sphären der Persönlichkeitsentfaltung – Intimsphäre, Privatsphäre und Sozialsphäre –, die unterschiedlich stark vor Eingriffen geschützt sind. Hier spiegelt sich die Vorstellung, die auch den vier hier vorgestellten Privattheiten eigen ist, nämlich dass es unterschiedlich enge Kreise um die Person gibt, die unterschiedlich integral für ihren Wesenskern sind. Interessant in diesem Zusammenhang ist außerdem, dass die Sphärentheorie mit dem Volkszählungsurteil des Bundesverfassungsgerichts von 1983 als überholt gilt und durch das sogenannte Recht auf informationelle Selbstbestimmung abgelöst wurde. Letzteres darf als rechtliche Entsprechung Beate Rösslers kontrollbasierter Konzeption von Privatheit verstanden werden und kann vor dem hier diskutierten Hintergrund weniger als ein Bruch, sondern eher als reflexiv-individualisierte Zuspitzung der Sphärentheorie verstanden werden.

diese Situation mit der Etablierung der freien Innerlichkeit des 18. Jahrhunderts, die als *authentische Person* unter den Bedingungen einer als unabhängig geltenden Privatheit erreichbar ist. Im 19. Jahrhundert wird die private Innenwelt durch die Dimension der Besonderheit erweitert, die nach größtmöglicher Nähe verlangt, um alle Facetten der *besonderen Person* adressieren zu können. Wenn private Innerlichkeit im 20. Jahrhundert schließlich als Zentrum reflexiver Selbstbestimmung konzipiert wird, sind Menschen innerhalb des Privaten als *dezisionale Person* erreichbar, deren Entscheidung für oder gegen Erreichbarkeit selbst Gegenstand der Personalisierung sein kann. Zusammengefasst zeichnet sich eine Situation ab, in der die private Person als besonders wahr und vollständig und entsprechend als ein Zentrum gesellschaftlicher Personalisierung auftritt.

3. Digitalisierung und die Krise des Privaten

3.1 Intro: Digitalisierung als Krise

In diesem Teil der Arbeit steht im Mittelpunkt, was die sogenannte Digitalisierung der Gesellschaft für das Private bedeutet. Nachdem ich mich mit dem Verhältnis von Privatem und Persönlichem beschäftigt habe (2.), geht es nun also um die Beziehung zwischen Privatem und Digitalisierung. Die Digitalisierung ist vergleichsweise jung und die virulenten Veränderungen des Privaten sind zahlreich und vielfältig. Ich kann die Situation deshalb nur ausschnittsweise behandeln. Zu diesem Zweck gehe ich in drei Schritten vor. Zum einen werde ich mithilfe soziologischer Theorien einen Begriff der Digitalisierung entwickeln, zum anderen werde ich zwei empirische Studien vorstellen, die die digitale Krise des Privaten verstehen helfen. Dabei ergibt sich ein Bild der digitalen Krise des Privaten als einer Krise der Kontrolle. Diese wiederum hat Folgen für die private Person, also jene Weisen persönlicher Erreichbarkeit, wie sie durch das Private formatiert werden. Die digitale Kontrollkrise betrifft dann vor allem jene Privatheit des 20. Jahrhunderts, die auf Praktiken der Zugangskontrolle aufbaut. In dem Maße, in dem diese Grundlagen der privaten Person geschwächt werden, sind alternative Modi der Personalisierung zu beobachten.

Zwei empirische Fälle helfen mir, der Krise des Privaten auf die Spur zu kommen. Es handelt sich bei beiden um öffentliche Kontroversen, in denen das Private anlässlich der Digitalisierung als unklare Angelegenheit auf unterschiedliche Weisen verhandelt wird. Der erste Fall ist die Kontroverse um den *NSA-Untersuchungsausschuss* (NSAUA), mit dem der 18. Deutsche Bundestag auf die Irritation durch die Snowden-Enthüllungen reagiert hat (Pittroff 2017a). Die Krise des Privaten manifestiert sich hier als *Sorge* ums Private, d.h. als eine Bereitschaft zur Bearbeitung eines Problems und als kollektive Suche nach angemessenen Lösungen. Der zweite Fall ist die *Postprivacy-Kontroverse*

se (PPK), in der die Annahme verhandelt wird, Privatheit sei nicht zu bewahren und ihr Verschwinden möglicherweise zu begrüßen (Pittroff 2018). Nicht die Sorge um Privatheit, sondern eine *Kritik* am Privaten ist ihr zentrales Moment. Die Auswahl der Fälle ist kontingent, aber nicht beliebig. In beiden Fällen handelt es sich um digital induzierte Krisen der Privatheit, das heißt, kontroverse Situationen, in denen anlässlich neuer digital-vernetzter Technologien und Praktiken Privatheiten infrage gestellt werden. Solche Kontroversen gibt es viele, diese beiden qualifizieren sich jedoch zum einen durch ihre relative Kompaktheit im Hinblick auf ihre Dauer und die beteiligten Akteur:innen, wodurch eine tiefgehende empirische Untersuchung möglich wird. Zum anderen unterscheiden sich die Fälle voneinander und erlauben so eine kontrastive Perspektive: Während sich der NSAUA als Ausdruck demokratischer Selbstheilungsversuche im Zentrum des deutschen Staates abspielt, dreht sich die PPK um eine randständige, aber avantgardistische Debatte, in der nach Alternativen gesucht wird.

Ich untersuche diese Kontroversen mithilfe von Ansätzen einer pragmatischen Forschungsstradition, die nicht sachunabhängige politische Verfahren, sondern konkrete öffentliche Anliegen und deren Aushandlung in den Vordergrund ihrer Untersuchung stellt (Dewey 2016; Marres 2007; Latour 2007b; Lamla 2013: 91ff.). Die Frage lautet aus dieser Perspektive, welche sozialen Suchbewegungen der Problemlösung anlaufen, wie also neue Problemlagen erfasst werden und welche Lösungsstrategien infrage kommen. Eine politische Soziologie in dieser Tradition geht von sogenannten *Issues* aus, d.h. von umstrittenen Angelegenheiten – seien es Viren, Überwachungstechnologien oder Folgen der Klimakrise –, um die sich eine Öffentlichkeit von jeweils Betroffenen versammelt, um die geteilte Streitsache zu problematisieren. In meinen beiden Fällen ist das umstrittene Issue die Krise des Privaten, wobei dann soziologisch aufschlussreich ist, wie dieses allgemeine Anliegen in konkreten Kontroversen gehandhabt wird. Die verhandelte Streitsache ist dabei nie nur Thema, sondern wird in der Aushandlung in bestimmter Weise zur Existenz gebracht. Auch die Krise des Privaten ist in den folgenden Fällen nicht nur Gegenstand, sondern auch ihr Produkt. Um die Versammlungsdynamiken um das geteilte Anliegen nachzuzeichnen, nutze ich die *Theorie sozialer Welten und Arenen*, die es als »Theorie-Methoden-Bündel« (Clarke/Leigh Star: 2008) erlaubt, Kontroversen als soziale Arenen zu begreifen, in denen unterschiedliche soziale Welten in Sorge um das gemeinsame Problem aufeinandertreffen (Strauss 1978; Clarke/Leigh Star 2008: 113; Ochs et al. 2016). Die Theorie sozialer Welten und Arenen geht zurück auf Anselm Strauss, der

Gesellschaft als Ansammlung sozialer Welten begreift, die sich als kollektive Formationen jeweils entlang einer gemeinsamen Kernpraktik formieren (Strauss 1978: 122; 1993: 212ff.). Das Konzept der sozialen Welten ist verwandt mit der Idee der Praxisgemeinschaften (*communities of practice*) (Wenger 2008; Star/Ruhleder 2017).

3.2 Elemente der Digitalisierung des Sozialen

Im folgenden Teil werde ich die Digitalisierung zunächst unabhängig vom Privaten besprechen. Das heißt ausdrücklich nicht, Digitales als rein technisches Geschehen in der Umwelt des Sozialen zu untersuchen, sondern sehr wohl als soziomateriellen, kommunikativen, strukturellen und kulturellen Teil der Gesellschaft. Mein Ziel ist, Digitalisierung als eigenständige Größe zu beschreiben, die genuin digitale Qualitäten zum Sozialen beiträgt. Aus einer solchen Perspektive gilt es, digitale Technologien in ihrer technischen Wirksamkeit ernst zu nehmen und gerade deshalb nicht isoliert zu betrachten, sondern als – mal disruptive, mal geschmeidige – Elemente des Sozialen. Das bedeutet einen gewissen Abstand zu Arbeiten, die die Digitalisierung in Abhängigkeit von anderen sozialen Formen beschreiben – etwa als Funktion der Moderne (Nassehi 2019), der Singularisierung (Reckwitz 2017), der Quantifizierung (Mau 2017) oder des Kapitalismus (Staab 2019). Der Wert dieser Arbeiten sei an dieser Stelle unbestritten und auch die folgenden Überlegungen profitieren von ihren Beiträgen. Dennoch will ich mit meinen Überlegungen einen Beitrag dazu leisten, nach dem soziologischen Eigenwert der Digitalisierung zu fragen.

Die Gestalt der Digitalisierung kann ich in dieser Arbeit nicht erschöpfend behandeln. Ich will stattdessen einige Theoriepositionen in Dialog bringen, um zentrale Elemente der digitalen Transformation zu skizzieren. Dafür gehe ich das Phänomen von zwei komplementären und zusammenhängenden Richtungen an: Digitalisierung verstehe ich zum einen als Sammelbegriff heterogener *Interventionen* digitaler Technologien ins Soziale, zum anderen als spezifische *Kultur*, die diese Interventionen sowohl ermöglichend als auch beschränkend begleitet. Insgesamt kann ich Digitalisierung aus dieser Perspektive als die Teilnahme digitaler Technologien am Sozialen beschreiben, die von teils vorauseilenden, teils reflektierenden postdigitalen Kulturformen begleitet werden.

3.2.1 Intervention: Die Teilnahme digitaler Technologien am Sozialen

Digitalisierung ist mehr als die Fortsetzung des Sozialen mit anderen Mitteln. Folgt man dem Vorschlag der Techniksoziologin Noortje Marres, zeigt sich die Digitalisierung zunächst als Intervention digitaler Technologien in Sozialität. Marres adressiert damit die instruktive Frage, in welcher Weise digitale Technologien an der sozialen Welt teilhaben (Marres 2017: 45). Die Antwort lautet: Digitale Technologien sind sozial, insofern sie Interventionen ins Soziale ermöglichen (Marres 2017: 61). Der Begriff der Intervention bezeichnet hier weder rein technische Vorgänge noch technikfreie Sozialität, sondern die soziale Existenz digitaler Technologien. Technologien – auch wenn sie neu sind – brechen nicht von außen über die soziale Welt herein, sondern sind vom Entwicklungsprozess bis hin zur alltäglichen Nutzung genuiner Teil des Sozialen – »Technologie ist folglich eher sozial als technisch« (Deleuze 2015: 60). Sie sind keine neutralen Objekte, sondern materialisierte Handlungsabläufe und Verbände aus stabilisierten Praktiken (Latour 2018: 316). In diesem Sinne ist die Digitalisierung insgesamt keine Fortsetzung oder Intensivierung ansonsten stabiler Formen des Sozialen (Nassehi 2019), sondern immer eine Teilnahme digitaler Technologien am Sozialen, die mit einem fundamentalen Wandel von Praktiken und Kategorien einhergehen kann (Marres 2017: 62).

Die Konturen dieses Ansatzes lassen sich in Differenz zu anderen Positionen konkretisieren. Marres selbst grenzt ihren Vorschlag von drei Ansätzen der Digitalisierungsforschung ab. Ich übernehme an dieser Stelle Marres nützliche Differenzierung, um den Interventionsbegriff zu schärfen sowie einen Überblick über unterschiedliche Herangehensweisen zur Untersuchung des Digitalen zu bieten. Jeder dieser Ansätze beantwortet die Frage, nach der Sozialität digitaler Technologien in spezifischer Weise. Eine erste Gruppe von *plattformzentrierten* Ansätzen stellt insbesondere auf die technischen Aspekte von Social-Media-Plattformen ab (Marres 2017: 48ff.). Digitale Technologien seien diesen Ansätzen zufolge sozial, insofern sie es ihren Nutzer:innen ermöglichen, typische soziale Handlungen und Verbindungen zu pflegen. Allerdings sind entsprechende Perspektiven stark auf Technologien konzentriert, insofern sie in ihrem Verständnis des Digitalen von den Möglichkeiten der jeweiligen Plattform ausgehen, während sie dabei die tatsächliche Nutzung vernachlässigen können. Ansätze dieser Art tendieren deshalb dazu, das Soziale technisch zu vereinfachen (vgl. etwa van Dijck 2013: 12). Zweitens werden Ansätze genutzt, die sich für *datenzentrierte* Analysen interessieren (Marres 2017: 50ff.). Sozial sind digitale Technologien hier, weil sie Daten zur Untersuchung

des Sozialen liefern. Auch in diesem Fall handelt es sich um eine stark an Technik orientierte Herangehensweise, die Gefahr läuft, die Erforschung des Digitalen mit der Analyse digitaler Daten zu verwechseln und damit übersieht, dass das Soziale möglicherweise selbst verändert wird. Drittens finden sich Ansätzen, die über Plattformen und Daten hinausgehen, weil sie konstatieren, dass digitale Technologien sozial sind, wenn mit ihnen interagiert wird (Marres 2017: 54ff.). Solche *praxiszentrierten* Ansätze analysieren digitale Technologien dann hinsichtlich ihrer Nutzung sowie den Situationen, in denen diese Nutzung vollzogen wird. Hierunter fällt etwa das Konzept der synthetischen Situation der Wissenschaftssoziologin Karin Knorr Cetina (2009: 68f.). Eine so verstandene Digitalisierung geht über die bloßen Effekte digitaler Technologien hinaus und fokussiert stattdessen deren praktische Nutzung.

In Kontrast zu diesen Ansätzen positioniert Marres ihre eigene methodische und analytische Herangehensweise, die den Begriff der Intervention zentral stellt. Der Unterschied besteht eben darin, digitale Technologien als sozial zu verstehen, insofern sie Teil des Sozialen sind und so Interventionen ermöglichen (Marres 2017: 61). Was es bedeutet, Digitalisierung als Teilnahme digitaler Technologien am Sozialen zu verstehen, lässt sich an Veränderungen sozialer Kategorien und Praktiken illustrieren. Wer als »Freund« gilt und was als »privat« verstanden wird, verändert sich im Zuge der Digitalisierung über technische Situationen hinaus. Eine Untersuchung aus dieser Perspektive kann dann nicht davon ausgehen, dass digitale Technologien einen authentischen Zugang zu natürlich auftretender Sozialität bieten. Es geht stattdessen darum, konzeptionell und methodisch in Rechnung zu stellen, dass es heterogene Weisen gibt, unter Beteiligung digitaler Technologien sozial zu sein (Marres 2017: 69f.). Das bedeutet letztendlich, digitale Sozialität nicht von vornherein als natürlich oder künstlich zu kategorisieren, sondern als Ergebnis von »Kuration« (Marres 2017: 69f.) zu erfassen, d.h. als Prozess der Zusammenstellung. Die Frage ist dann nur, wer oder was hier kuratiert.

Ausgehend von Marres Konzept der Intervention, mit dem die genuin soziale Existenz digitaler Technologien als eine Teilnahme am Sozialen in Rechnung gestellt werden soll, kann ich in einem nächsten Schritt mithilfe einiger Überlegungen des System- und Kommunikationstheoretikers Dirk Baecker bestimmen, in welcher Weise digitale Technologien am Sozialen beteiligt sind. Für Baecker handelt es sich bei der Digitalisierung in erster Linie um eine grundlegende Verschiebung der gesellschaftlichen Kommunikationsbedingungen: kurz gesagt die Teilnahme von Computern an der Gemeinschaft kommunizierender Wesen (Baecker 2007: 169; 2018: 59). Die

Intervention digitaler Technologien besteht also darin, dass die Sinnproduktion der Kommunikation von Maschinen mitgestaltet wird (Baecker 2018: 20). Digitalisierung ist aus dieser Perspektive, so Baecker, »die Erarbeitung und Erprobung abzählbarer und berechenbarer Daten im Medium analoger Widersprüchlichkeit für die Zwecke der Kommunikation von und mit Maschinen« (Baecker 2018: 59). Digitalisierung bedeutet also einerseits eine Datafizierung – also Umwandlung einer kontinuierlichen Wirklichkeit in diskrete Zeichen –, und andererseits die Teilnahme von Maschinen an der Kommunikation.

Die Digitalisierung ist nicht die erste Veränderung der gesellschaftlichen Kommunikationsbedingungen dieses Ausmaßes. Baecker identifiziert – im Anschluss an die luhmannsche Struktur- und Mediengeschichte (Luhmann 1998: 202ff, 609ff.) – vier Epochen, die jeweils von der Einführung eines neuen Verbreitungsmediums der Kommunikation begleitet werden. Die Erfindung der Sprache bestimmt die Stammesgesellschaft, die Schrift die Antike und der Buchdruck die Moderne (Baecker 2007: 7). In jedem dieser Fälle vervielfacht das neue Medium die Möglichkeiten der Kommunikation und erzeugt gerade dadurch neue Probleme, auf die strukturell und kulturell reagiert werden muss. So führt beispielsweise der Buchdruck zu einer Explosion kritischer Kommunikation, insofern durchgehend damit gerechnet werden muss, dass andere Kommunikationsteilnehmer:innen andere Kommunikationen aus einer anderen Perspektive lesen und schreiben (Baecker 2007: 164f.).

Mit der zunehmenden Bedeutung digitaler und vernetzter Medien wird der moderne Kritiküberschuss durch ein anderes Kommunikationsproblem ergänzt und überlagert. Die zentrale Herausforderung der digitalen Gesellschaft ist hier die »Kontrolle der Kontrolle« (Baecker 2018: 72).¹ Weil erstmals

1 Wenn von digitalen Kontrollproblemen die Rede ist, darf auch an Deleuze« klassische Skizze der Kontrollgesellschaft gedacht werden (Deleuze 1993). Auch hier stehen Computertechnologien paradigmatisch für eine »Mutation« (Deleuze 1993: 259) des Sozialen, wobei für Deleuze – in der Tradition Foucaults – nicht Kommunikation, sondern die Frage nach der Macht die Analyse bestimmt. Der Modus der Kontrolle bezeichnet dann bestimmte Machtformen, die sich mittels digitaler Technologien dynamisch anpassen und modulieren. Deleuze« »Kontrolle ist kurzfristig« und wirkt nicht durch die Zuweisung stabiler Plätze und Grenzen, sondern durch die dynamische Modulation von Positionen (Deleuze 1993: 260f.). Die Kontrolle unterscheidet sich von ihren historischen Vorläufer:innen – wie etwa der Disziplin des 18. und 19. Jahrhunderts (Foucault 2014b) – vor allem hinsichtlich ihrer Ordnungslogik: »In der Kontrollgesellschaft ist das Wesentliche nicht mehr eine Signatur oder eine Zahl, sondern eine Chiffre« (De-

Maschinen an der sozialen Sinnproduktion der Kommunikation beteiligt sind, wird unklar, wen welche Kommunikationen erreichen. Dies schließt Probleme der Informationskontrolle ein, aber geht auch über diese hinaus, weil Sinn insgesamt nicht mehr »nur von redenden, schreibenden, druckenden, sendenden und postenden Menschen, sondern auch von registrierenden, protokollierenden, verknüpfenden und rechnenden Maschinen« (Baecker 2018: 20) produziert wird. Die alte Erkenntnis, dass das Medium die Nachricht mitformt, gewinnt mit der Digitalisierung eine neue Qualität.

Der sich daraus ergebende »Kontrollüberschuss« (Baecker 2007: 169) lässt sich als (potenziell problematische) Möglichkeit des Mitvollzugs von Kommunikation verstehen, die über zwei Seiten verfügt: Zum einen macht die Mitwirkung von Computern die Kommunikation außerordentlich gut protokollierbar und modulierbar, zum anderen ist dabei je nach Position intransparent, welche Kommunikationen wie protokolliert oder moduliert werden.² Beides wird etwa als Überwachung in all ihren Formen zum Problem, wenn Staaten oder Plattformen Kommunikation »ausleiten« und mitlesen, ohne dass andere Beteiligte – in diesem Fall Bürger:innen oder Nutzer:innen – dies nachvollziehen können. Es kann aber nicht nur protokolliert, sondern auch moduliert werden, insofern nicht nur passiv mitgelesen, sondern auch aktiv mitgeschrieben wird: etwa immer dann, wenn algorithmisch arbeitende, möglicherweise lernende

leuze 1993: 258). Aktuelles Beispiel und Beleg für die Qualität der delezueschen Intuition liegt im Vergleich zwischen einer klassischen Bibliothek und den Warenhäusern des Onlinehändlers Amazon. Während die Bücher in einer Bibliothek in ein stabiles, semantisches System eingebunden sind, werden Amazon-Warenhäuser computergesteuert und dynamisch organisiert, ohne dass die gelagerten Dinge wiederholt am selben Platz sein müssten oder ihrer Kategorie nach angeordnet wären – Bibliotheksbücher haben Signaturen, die Gegenstände im Warenhaus Chiffren in Form von Barcodes. Im »Chaotic Storage« der Warenhäuser kann deshalb nur das ordnende Computersystem Plätze zuteilen und Menschen darüber informieren, was an welcher Stelle zu finden ist (Greenfield 2012).

- 2 Dieser allgemeine kommunikationstheoretische Kontrollbegriff schließt unterschiedliche Kontrollformen mit ein. So vor allem die Informationskontrolle, die dann bezeichnet, dass mitvollzogen werden kann, wo welche Informationen verfügbar sind. Individuelle Informationskontrolle meint daran anschließend die Möglichkeit, die Verfügbarkeit von Informationen individuell nachvollziehen und in der Folge regulieren zu können. Informationen verstehe ich – in Anlehnung an Gregory Batesons berühmte Definition von Information als einem »Unterschied, der einen Unterschied ausmacht« (Bateson 1983: 582) – als kommunizierte Daten.

Systeme Kommunikationen auf Grundlage zurückliegender Protokolle modifizieren, filtern oder ordnen. Das geschieht etwa, insofern die Systeme der Plattform-Betreiber:innen die Kommunikationen der Nutzer:innen in Timelines einsortieren, von »sensitive content« bereinigen oder in entscheidenden Momenten Werbung einspielen.

Der Kontrollüberschuss kann je nach der Position im Netzwerk als Konzentration oder Mangel von Kontrolle auftreten. Gelingen und Scheitern von Kontrolle sind hier zwei Seiten derselben Medaille (Baecker 2007: 170). Die digitalen Möglichkeiten staatlicher Massenüberwachung oder die ökonomische Zentralstellung einiger Plattform-Unternehmen sind Beispiele einer digital induzierten Konzentration von Kontrolle (Ochs 2015; Dolata 2019: 189; Staab 2019: 222). Demgegenüber stehen neue Potenziale der politischen Mobilisierung und der Veröffentlichung vormals geheimen Wissens als Fälle eines digitalen Kontrollverlusts (Seemann 2014: 15; Hagendorff 2017: 69). Diese zwei Seiten des Kontrollüberschusses zeigen sich aktuell auch an einer »Dialektik des Plattformparadigmas« (Seemann 2021: 11f.), insofern digitale Plattformen unterschiedlicher Prägung – von Facebook über Twitter bis Wikileaks – neue Weisen der Verbreitung von Kommunikationen etablieren und zugleich alte unterlaufen.

3.2.2 Postdigitale Kultur: Struktur und Semantik der Kontrollkrise

Folgt man den Überlegungen Dirk Baeckers noch etwas weiter, lässt sich zeigen, in welcher Weise sich die Teilnahme digitaler Technologien an der Kommunikation niederschlägt. So kann in einem ersten Schritt eine für die digitale Gesellschaft typische Struktur identifiziert werden, die deren Kommunikationen sowohl ermöglicht als auch einschränkt (Baecker 2018: 27).³ Baecker bezeichnet diese Strukturform mit dem Begriff des Netzwerks und versucht damit einzufangen, dass die digitale Gesellschaft durch Strukturen bestimmt ist, die in der Lage sind, heterogene Elemente zusammenzuschließen.⁴ Ge-

3 Dieses Vorgehen der Identifikation eines gesellschaftlichen Strukturprinzips geht auf Niklas Luhmanns Theorie der Differenzierung sozialer Systeme zurück (Luhmann 1998: 609ff.).

4 Zur Bestimmung des Netzwerkbegriffs referenziert Baecker (2018: 36) sowohl sozialtheoretische Positionen von Bruno Latour (2010) und Harrison White (2008), als auch gesellschaftstheoretische Zeitdiagnosen wie Castells' *The Rise of the Network Society* (2010) sowie Boltanskis und Chiapellos *The New Spirit of Capitalism* (2007). Für eine ertragreiche Gegenüberstellung der netzwerktheoretischen Ansätze von Latour und

meint ist eine Netzwerklogik, deren »Elemente heterogen und nicht homogen sind, das heißt Dinge, Orte, Geschichten, Praktiken, Normen, Werte, Rollen und Institutionen ebenso betreffen können wie Menschen, Gruppen und Organisationen« (Baecker 2018: 36). Im Unterschied zum Strukturprinzip der funktionalen Differenzierung – wie es Luhmann für die moderne Gesellschaft diagnostiziert hat (Luhmann 1998: 743ff.) – missachten die Netzwerke der digitalen Gesellschaft die Grenzen und Rationalitäten klassisch moderner Teilbereiche wie Politik oder Wissenschaft und bringen stattdessen die ehemals getrennten Logiken in je spezifischen Kontexten zusammen (Baecker 2018: 44). Auch wenn ich an dieser Stelle die Reichweite dieser Diagnose nicht umfassend prüfen kann, liefert die Strukturform des Netzwerks ein erstes Konzept dafür, dass sich die Kontrollprobleme der digitalen Gesellschaft in der Verbindung des ehemals Unverbundenen äußern. Urs Stäheli beschreibt und kritisiert diese Tendenz auch als eine »Hypertrophie der Netzwerke« (Stäheli 2021: 31), die zur eigenen Grenzenlosigkeit neigen würden.

Die Strukturform des Netzwerks, so Baecker, wird begleitet von einer komplementär gedachten Kulturform, die den Strukturwandel der Kommunikation semantisch begleitet.⁵ Der Begriff der Kulturform meint allgemein »die Verdichtung eines Sinnüberschusses in eine Denkfigur, eine Idee, eine Vorstellung, die eine ganze Gesellschaft zu kultivieren vermag« (Baecker 2018: 64). Mit Luhmann gesprochen – dessen Überlegungen Baecker auch an dieser Stelle weiterspinnnt – fragt das Konzept der Kulturform nach den semantischen Formen, »mit denen die Gesellschaft auf die Zunahme von Kontrollmöglichkeiten reagiert« (Luhmann 1998: 411). Für die digitale Gesellschaft schlägt Baecker zur Bezeichnung ihrer Kulturform das Konzept der Komplexität vor, d.h. die abstrakte Idee, Verbindungen seien immer selektiv und notwendigerweise unvollständig (Baecker 2018: 69).⁶ Auf diesem Weg kommt Baecker zu dem Schluss,

White vgl. Laux (2014). Für eine umfassende Kritik netzwerktheoretischer Ansätze vgl. Stäheli (2021).

- 5 Analog zu Niklas Luhmanns Unterscheidung zwischen Gesellschaftsstruktur und Semantik sollte auch das Verhältnis von Struktur- und Kulturform nicht als Einbahnstraße, sondern als wechselseitige Beziehung gedacht werden. So formuliert Luhmann: »Teils leistet die Semantik sich probeweise Innovationen, die noch nicht in das Muster strukturstützender Funktionen eingebaut sind und daher jederzeit wieder aufgegeben werden könnten. [...] Teils kontinuiert sie längst obsoleete Ideen, Begriffe, Worte und verschleiert damit die Radikalität des Strukturwandels« (Luhmann 1993a: 7f.).
- 6 Der systemtheoretische Komplexitätsbegriff bezeichnet allgemein, dass nicht alle Elemente eines Systems, etwa der sozialen Welt, miteinander verbunden sein können und

die digitale Gesellschaft sei »kulturell dort ganz bei sich selbst [...], wo sie Dinge, Personen, Momente miteinander kombiniert, die nichts miteinander zu tun haben« (Baecker 2018: 70). Die Kulturform der Komplexität macht also semantisch anschlussfähig, was sich in den Netzwerkstrukturen verwirklicht, nämlich die Verbindung des Heterogenen. Die Semantik der Komplexität ist dabei ausdrücklich nicht auf digitale Technologien beschränkt, sondern wird zum kulturellen Merkmal der Gesellschaft insgesamt (Baecker 2018: 73). Im Begriffspaar der Struktur- und Kulturform bietet Baecker ein hilfreiches Grundgerüst zur Untersuchung der unterschiedlichen Formen der Teilnahme digitaler Technologien am Sozialen. Davon ausgehend kann ich im Folgenden die Kultur der Digitalisierung genauer bestimmen, um am Ende besser zu verstehen, in welchen Szenarien die Teilnahme digitaler Technologien Heterogenes verbindet und Kontrollüberschüsse erzeugt.

Die Kultur der Digitalisierung zu beschreiben bedeutet vor diesem Hintergrund also jene Formen in den Blick zu nehmen, die die Teilnahme digitaler Technologien am Sozialen – reflexiv oder vorausseilend – begleiten. Allgemein bezeichnet der Kulturbegriff hier die symbolische und sinnhafte Dimension des Sozialen (Reckwitz 2000: 84–89), aber auch die Prozesse ihrer Verwirklichung durch Zeichen, Praktiken, Artefakte und Institutionen (Stalder 2016: 16). Die kulturelle Bedeutungsproduktion läuft dabei stets selektiv ab – Kultur wirkt gewissermaßen als soziales Gedächtnis, als »Filter von Vergessen/Erinnern« (Luhmann 1998: 588). Teil dieses Selektionsprozesses ist, dass sich einige Semantiken und Praktiken der Kulturproduktion zu übergreifenden Mustern verdichten, die ich im Weiteren als Formen *postdigitaler Kultur* bespreche. Die Vorsilbe »post-« soll dabei nicht die Abgeschlossenheit der digitalen Transformation ausdrücken, sondern im Gegenteil markieren, dass die damit bezeichneten Kulturformen ihre Wirkung auch unabhängig von technisierten Situationen entfalten (Stalder 2016: 20; Cramer 2015: 21; Baecker 2018: 73). Dieser kulturtheoretische Digitalisierungsbegriff schließt dann Reflexionen und Einhegungen digitaler Technologien ausdrücklich mit ein, denn auch scheinbar gegen-digitale Semantiken wie »Digital Detox« werden erst im Rah-

deshalb immer selektiv verknüpft sein müssen. Luhmann bezeichnet mit Komplexität »die Notwendigkeit des Durchhaltens einer nur selektiven Verknüpfung der Elemente« (Luhmann 1998: 138). Baecker geht es um »eine Menge von Elementen [...], deren Zahl und [...] Verbindungen untereinander ausschließen, dass jedes Element mit jedem anderen verknüpft werden kann« (Baecker 2018: 74).

men einer postdigitalen Kultur sinnvoll und verständlich (Lovink 2019: 42; Stäheli 2021: 421).

An dieser Stelle lohnt es sich, Überlegungen des Kulturwissenschaftlers Felix Stalder anzuschließen, weil dieser drei verbreitete Formen postdigitaler Kultur identifiziert (Stalder 2016: 13). Diese verstehe ich hier als Ausdrucksformen von Netzwerkstrukturen und Komplexitätssemantik, weil alle drei auf ihre Weise die Teilnahme digitaler Technologien am Sozialen durch neue Möglichkeiten der Verbindung ermöglichen und einhegen. Es handelt sich um verbreitete Modi postdigitaler Kultur, insofern mit ihrer Hilfe heterogene Elemente in Beziehung gesetzt werden können. Dabei treten sie sowohl als Reaktionen als auch als Katalysatoren des Kontrollüberschusses der digitalen Gesellschaft auf. In dieser Funktion vermitteln sie schließlich einen guten Eindruck davon, wie sich die Kultur der Digitalisierung in Formationen und Artefakten manifestiert. An diesen exemplarischen Feldern postdigitaler Kultur zeigt sich, wie die soziale Teilnahme digitaler Technologien ehemals Unverbundenes verbinden und Kontrollprobleme erzeugen kann.

Eine erste postdigitale Kulturform beobachtet Stalder in Prozessen der *Gemeinschaftlichkeit* (Stalder 2016: 130). Damit sind keine Wiedergänger:innen traditioneller Gemeinschaften gemeint, sondern kollektive Formationen, die einen informellen Austausch rund um ein Praxisfeld pflegen und das gemeinsame Ziel verfolgen, in diesem Feld neue Wissens- und Handlungsmöglichkeiten zu etablieren (Stalder 2016: 136; vgl. auch Reckwitz 2017: 261). Angestoßen durch neue Möglichkeiten der Kommunikation wie Foren, soziale Medien oder Chat-Gruppen verbinden sich hier Personen, die ansonsten nichts miteinander zu tun haben, rund um eine gemeinsame Praxis. Die Mitglieder begegnen sich dabei üblicherweise nicht als Rollenträger:innen, sondern persönlich, d.h. ganz im Sinne der oben vorgestellten Sozialtheorie, als potenziell hochaufgelöste Personen (Stalder 2016: 143). Personalisierung und Vergemeinschaftung fallen in diesen Kollektiven dann zusammen und wirken als Steigerungsverhältnis (Stalder 2016: 141). Diese postdigitalen Praxisgemeinschaften sind keineswegs alle politisch im engeren Sinne, aber sie können aus staatlicher Perspektive Kontrollprobleme erzeugen, wenn es sich bei der geteilten Praktik um politischen Aktivismus handelt. Für viele unterschiedliche Proteste – von Belarus über Hongkong bis Washington – sind Smartphone-Apps und Chat-Plattformen integral. Aber auch Fan-Communities – um ein weniger politisches Beispiel zu nennen – haben in den letzten Jahren unerwartete kollektive Kräfte entfaltet.

Eine zweite kulturelle Form der Digitalisierung findet Stalder in spezifischen Methoden der Kulturproduktion, die er im Begriff der *Referenzialität* zusammenfasst (Stalder 2016: 97). Gemeint sind all jene Verfahren, denen bestehende Kulturprodukte als Material dienen, um aus ihnen neue Bedeutung zu generieren. Auch Andreas Reckwitz attestiert der postdigitalen Kultur solche »Techniken der Rekombination und Rekontextualisierung« (Reckwitz 2017: 242). Mithilfe von Computern als Kopiermaschinen schlechthin und ihrem Zusammenschluss zu einem weltumspannenden Netzwerk wird eine referenzielle Kulturproduktion und die Verbindung des Unverbundenen nicht nur extrem vereinfacht, sondern zum neuen Standard. Das erweist sich bekanntermaßen aus Sicht eines ökonomisch motivierten Urheberrechts als Kontrollproblem, ist auf der anderen Seite aber die kulturelle Grundlage für die Kontrollmacht bildzentrierter Plattformen wie Youtube oder Tiktok, wo die Reaktion auf und der Remix von anderen Medienprodukten einen erheblichen Teil der sogenannten Inhalte ausmacht.

Eine dritte Kulturform der Digitalisierung identifiziert Stalder in den automatisierten Entscheidungsverfahren der *Algorithmizität*, d.h. in maschinellen Methoden der Sortierung und Präsentation von Informationen (Stalder 2016: 182). Die wachsende Fähigkeit von Computern eigenständig Zeichen zu prozessieren und aus den Ergebnissen zu lernen, hat neue Weisen der Herstellung sinnhafter Zusammenhänge hervorgebracht. Hier darf man zuerst an Anwendungen unter dem Label Big Data denken, die durch die Verknüpfungen heterogener Datenquellen für ganz unterschiedliche Bereiche – Krankheitsprävention, Verbrechensbekämpfung, Wahlbeeinflussung – neue, bessere Erkenntnisse versprechen. Zum Kontrollproblem wird das so gewonnene Wissen und die daraus abgeleiteten Entscheidungen, wenn diese privatwirtschaftlich oder staatlich monopolisiert werden oder mit anderen Wissensformen in Konflikt geraten.

3.2.3 Kontrolle der Kontrolle

Mein Ziel in diesen einleitenden Kapiteln war es, einige konzeptionelle Elemente der Digitalisierung des Sozialen herauszuarbeiten, um für die folgenden Kontroversenanalysen ein grundlegendes Verständnis über die Wirkungsweisen und Effekte der Digitalisierung zu erlangen. Dafür habe ich vor allem zwei komplementäre Perspektiven verfolgt, um Digitalisierung einerseits als Ansammlung heterogener Interventionen digitaler Technologien in die soziale Welt, andererseits als postdigitale Kultur zu verstehen, die

diese Interventionen ermöglicht und reflektiert. Eine Krise der Kontrolle von Kontrolle hat sich dabei als ein allgemeiner, aber entscheidender Effekt der Digitalisierung erwiesen, dem es in den folgenden empirischen Fallstudien nachzuspüren gilt. Grundsätzlich gesprochen sind Kontrollprobleme relevant, die sich aus der Teilnahme digitaler Technologien an der Kommunikation ergeben und zur Folge haben, dass der Nachvollzug von Kommunikation prekär wird. Interessant ist dabei aber eben auch, welche postdigitalen Kulturformen die Kontrollprobleme befördern oder hemmen. In jedem Fall liegt der Fokus im Folgenden auf der Frage, was diese Prozesse für das Private bedeuten.

3.3 Sorge um Privatheit: Der NSA-Untersuchungsausschuss des 18. Deutschen Bundestages (NSAUA)⁷

3.3.1 Intro: Der NSAUA als Sorge um Privatheit

Der NSA-Untersuchungsausschuss des 18. Deutschen Bundestages (NSAUA) ist für meine Arbeit als konkreter Ausdruck der Krise des Privaten im 21. Jahrhundert von Bedeutung. Die folgende Kartografie der Aushandlungen rund um den Ausschuss wird zeigen, dass sich die Krise hier als spezifische *Sorge um Privatheit* im Zuge der Digitalisierung äußert, d.h. der Fall dreht sich um die Frage, wie der Krise des Privaten angemessen begegnet werden kann. Diese kollektive Sorge wird angefangt durch die Veröffentlichungen des Whistleblowers Edward Snowden im Jahr 2013, durch die eine neue Qualität staatlicher Überwachung in der Öffentlichkeit präsent wird. In Reaktion setzt der 18. Deutsche Bundestag einen Untersuchungsausschuss ein, der sich mit den Aktivitäten ausländischer Nachrichtendienste und der Beteiligungen deutscher Institutionen an diesen Aktivitäten beschäftigen soll, um gegebenenfalls Empfehlungen zum Schutz des Privaten auszusprechen.⁸

Wie in der Einleitung dieses Teils angesprochen folge ich für die Untersuchung des NSAUA einer pragmatistischen Tradition, die von öffentlichen

7 Teile dieses Textes sind auch an anderer Stelle erschienen (Pittroff 2017a).

8 Der Ausschuss wird auf der Webseite des Bundestages auch als »1. Untersuchungsausschuss (NSA)« oder »erster parlamentarischer Untersuchungsausschuss des 18. Bundestages« bezeichnet (Deutscher Bundestag o.J. a). Das Gremium wird außerdem als »Geheimdienst-Untersuchungsausschuss« oder »NSA/BND-Untersuchungsausschuss« geführt (Grünen-Fraktion 2016).

Problemen und deren kontroverser Aushandlung ausgeht (Dewey 2016; Mares 2007; Latour 2007b). Ausgangspunkt meiner Analyse ist deshalb ein *Issue*, also eine umstrittene Angelegenheit, um die sich Betroffene und Interessierte versammeln, um das geteilte Anliegen zu problematisieren und mitzuzuformen. Um die konstituierende Kontroverse rund um das NSAUA-Issue der Analyse zugänglich zu machen, kartografiere ich die Aushandlungen mithilfe der Theorie sozialer Welten und Arenen (Venturini 2010; Clarke/Leigh Star 2008). So kann ich die Kontroverse um das Issue als soziale Arena verstehen, in der diverse soziale Welten aufeinandertreffen, um das geteilte Problem zu bearbeiten. Das Issue, das in der NSAUA-Arena unterschiedliche Welten zusammenbringt, ist eine Sorge um Privatheit, also die Frage, wie auf die Krise des Privaten reagiert werden kann und soll.

Dass die NSAUA-Arena eine gewisse Form der Sorge ausdrückt, wird aus den Konstitutionsbedingungen von Untersuchungsausschüssen ersichtlich. Auch wenn das Issue des NSAUA zu keinem Zeitpunkt vollkommen klar umrissen ist, markiert doch schon die bloße Existenz des Ausschusses eine gewisse Einigkeit darüber, dass ein öffentliches Problem aufgetaucht ist und als solches umsorgt werden muss. Untersuchungsausschüsse des deutschen Bundestages werden fallbezogen und außerordentlich einberufen. Sie sollen es der zentralen Institution der deutschen Demokratie ermöglichen, besondere Sachverhalte zu prüfen, »insbesondere Vorgänge, die in den Verantwortungsbereich der Regierung fallen und die auf Missstände hinweisen« (Deutscher Bundestag 2009: 1).⁹ Die Einsetzung eines Untersuchungsausschusses folgt keinem Automatismus, sondern ist Ergebnis einer Problemwahrnehmung und Initiative durch Teile der Abgeordneten des Bundestages. Grundsätzlich können Untersuchungsausschüsse von einer Minderheit des Bundestages einberufen werden und gehen in der Regel von der Opposition aus. Im Fall des NSAUA wurde die Einsetzung von allen vier im Bundestag dieser Legislaturperiode vertretenen Fraktionen (Union, SPD, Grüne, Linke) beschlossen – allerdings erst nach längeren, größtenteils nicht öffentlichen Verhandlungen. Es bestand demnach nicht nur unter den Oppositionsparteien, sondern über alle Fraktionen hinweg eine immer noch umstrittene, aber minimale Einkunft

9 »Untersuchungsausschüsse [...] haben die Aufgabe, politische und bürokratische Missstände in der Regierung, im Bundestag und in der Verwaltung zu prüfen und aufzuklären. [...] Da der Untersuchungsgegenstand meist im Zuständigkeitsbereich der Exekutive liegt, sind Untersuchungsausschüsse vor allem ein Instrument zur punktuellen Kontrolle der Regierung« (Deutscher Bundestag o.J. b).

darüber, dass ein Problem besteht, das vom Bundestag angegangen werden sollte.

So nimmt das allgemeine Issue der Krise des Privaten im Falle des NSAUA eine konkrete Gestalt an: Die Kontroverse des NSAUA dreht sich nicht nur um die Frage, inwiefern das Private in einer Krise steckt, sondern mehr noch um die Suche nach angemessenen *Formen der Sorge* in dieser Situation. Es geht nicht mehr nur im Sinne einer Krise darum, einen problematischen, aber noch offenen Wendepunkt anzugehen, sondern um die Notwendigkeit und Bereitschaft zur Bearbeitung eines Problems.¹⁰ Damit ist keineswegs alles geklärt, sondern im Gegenteil noch offen, welche heterogenen Formen der Sorge sich im Laufe der Kontroverse entfalten, d.h. welche unterschiedlichen Arten und Weisen der Bereitschaft zur Bearbeitung des Problems. Diese Werte ich als Marker für die Gestalt der aktuellen Krise des Privaten. Der NSAUA und seine Kontroverse drehen sich allerdings nicht ausschließlich um Privatheit, sondern immer auch um mehr oder weniger verwandte Probleme, etwa die Grenzen staatlicher Überwachung oder die Zukunft der Demokratie. Ich kann jedoch nicht alle Streitfälle zugleich abbilden und konzentriere mich deshalb auf die Formen der Sorge um Privatheit. Diese Perspektive schließt dann aber auch Formen der Sorge ein, die mit Privatheit konkurrieren.

Eine wichtige erste Wegmarke auf der Suche nach der angemessenen Form der Sorge ist der im März 2014 beschlossene Einsetzungsantrag des Ausschusses (Deutscher Bundestag 2014a). Nur wenige Kontroversen verfügen über ein offizielles Dokument, das in ähnlicher Weise den Anspruch erhebt, das zu behandelnde Problem minutiös zu umreißen. Entsprechend ist schon der Einsetzungsantrag des NSAUA Ergebnis einer »doch sehr aufgeheizten Debatte« (Deutscher Bundestag 2014b). Die Existenz dieses Antrags darf zwar nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch nach der Einsetzung des NSAUA Uneinigheiten über Aufgaben und Befugnisse fortbestehen. Nichtsdestotrotz

10 Der hier verwendete Sorge-Begriff ist inspiriert von Diskussionen um den schillernden Begriff *Care* in den feministischen Technosciences (vgl. etwa Sørensen/Schank 2017: 423). Zwar wird diese Untersuchung nicht allen Vorschlägen der Debatte gerecht werden können, übernimmt von ihr aber den Impuls einer Verschiebung des Konzepts der »Dinge von Belang« (Latour 2007a: 21), welche ich hier als Issues eingeführt habe. Der Sorge-Begriff markiert dann nicht nur politische Interessen, sondern eine gewisse Verpflichtung und Bereitschaft zum Handeln (Puig de la Bellacasa 2011: 89f.), sowie Momente der Beunruhigung und Erschütterung (Murphy 2015: 5). Der Begriff markiert nicht zuletzt die Anerkennung der Unmöglichkeit einer gänzlich unpolitischen Analyse.

lohnt sich zur Einführung ein Blick auf diese formale Aufgabenbeschreibung. Laut Antrag soll die Frage untersucht werden, ob Nachrichtendienste der Five-Eyes-Staaten (Australien, Kanada, Neuseeland, Vereinigtes Königreich, Vereinigte Staaten) Daten »von, nach und in Deutschland« erfasst haben und »inwieweit Stellen des Bundes [...] von derartigen Praktiken Kenntnis hatten [oder] daran beteiligt waren« (Deutscher Bundestag 2014a). Der NSAUA soll sich also mit zwei Problemen beschäftigen: mit den Aktivitäten ausländischer Nachrichtendienste einerseits und der Beteiligung deutscher Stellen an diesen Aktivitäten andererseits. Dazu kommt ein dritter Aufgabenkomplex, der deutlich macht, inwiefern der Ausschuss Ausdruck einer Sorge um Privatheit ist. So soll das Gremium klären, »ob Empfehlungen zur Wahrung des verfassungsrechtlich gewährleisteten Schutzes der informationellen Selbstbestimmung [und] der Privatsphäre [...] geboten sind« (Deutscher Bundestag 2014a). Die Formulierung lässt zwar noch offen, ob Handlungsbedarf besteht, aber die Tatsache, dass es das Thema so explizit in den Kompromissantrag geschafft hat, macht klar, dass sich in der Arena eine Sorge um Privatheit entfaltet. Darüber hinaus nimmt die Sorge eine erste Form an: Die Besorgnis richtet sich auf den Schutz der informationellen Selbstbestimmung, also die verfassungsrechtliche Gestalt der Privatheit der Kontrolle, wie ich sie oben für das 20. Jahrhundert beschrieben habe. So konstituiert der Einsetzungsantrag, dass die neue Qualität staatlicher Überwachung als Sorge um Privatheit wahrgenommen wird. Wie sich diese Sorge im Laufe der Kontroverse stabilisiert oder transformiert, soll die folgende Kartografie zeigen.

Zu diesem Zweck beschreibe ich im nächsten Kapitel (3.3.2.) die sozialen Welten der NSAUA-Arena. Ziel ist ein grundlegendes Bild der »Topologie« der Kontroverse, d.h. ihrer Möglichkeiten und Limitierungen. Die Arena ist durch ein hohes Maß an Formalisierung geprägt, welches einigen wenigen Welten einen Großteil an Zugängen und Möglichkeiten gewährt. Dennoch stoßen auch die weniger privilegierten Welten in diesem Terrain Verschiebungen an, insbesondere wenn sie Kompromisse mit vergleichsweise einflussreicheren Welten erzielen. Zentral ist in diesem Kapitel die Frage, welche Formen der Sorge die einzelnen Welten äußern und wie dabei das Private konstituiert wird. Im darauffolgenden Kapitel (3.3.3.) nehme ich entlang einiger zentraler Ereignisse der Kontroverse eine verlaufsorientierte Perspektive ein und verfolge so die Transformationen der Sorge in der Arena. Während ich zunächst das Gelände erkundet habe, rekonstruiere ich hier, welche Bewegungen das Issue in diesem Raum vollzieht. In einem Schlusskapitel (3.3.4.) fasse ich schließlich zusammen, was die Kartografie des NSAUA-Issues über die aktuelle *Krise der Privat-*

heit verrät. Die unterschiedlichen Formen der Sorge markieren grundlegende und wiederkehrende Krisenpunkte, die typisch sind für die aktuelle Krise des Privaten.

3.3.2 Topologie der Arena: Die sozialen Welten

In diesem Kapitel werde ich die wichtigsten sozialen Welten der Arena vorstellen. Eine solche Aufstellung ermöglicht einen ersten Überblick über die Möglichkeiten und Limitierungen der Kontroverse. Analog zur Topologie eines Landstrichs wird dies den sozialen Raum umreißen, in dem sich jene Verschiebungen ereignen, die Gegenstand des nächsten Kapitels sind. Die vorgestellten sozialen Welten bringen jeweils spezifische Formen der Sorge in die Arena ein. Unabhängig von den Aushandlungen sind diese zwar noch allgemein, es wird dennoch helfen, die grundlegende Ausrichtung der beteiligten sozialen Welten in dieser Hinsicht zu kennen, bevor ich den Verlauf der Kontroverse und die damit verbundenen Transformationen des Issues verfolge.

Die Kontroverse um die angemessene Form der Sorge um Privatheit ist nicht nur für die direkt im Ausschuss aktiven Politiker:innen relevant, und die untersuchte Arena ist nicht identisch mit der formalen Institution des Ausschusses. Meine oben eingeführte Methodologie weitet den Blick über traditionelle politische Strukturen hinaus. An dieser Stelle hilft insbesondere die Theorie sozialer Welten, empirisch beobachtbare Positionen und Praktiken beteiligter Akteur:innen von individuellen Personen zu abstrahieren und als Teil kollektiven Handelns zu verstehen (Clarke 2012: 148). So kann ich die soziale Ökologie (Clarke/Leigh Star 2008) des formalen Ausschussgeschehens in die Analyse einbeziehen, ohne die empirische Pluralität der Kontroverse allzu sehr zu vernachlässigen.

In der Arena zu Hause: Die Welten des Parlaments, der Opposition und der Regierung

Formal besteht der NSAUA aus acht Abgeordneten und ebenso vielen Stellvertreter:innen. Entsprechend der Kräfteverhältnisse des 18. Bundestages gehören von diesen 16 Personen acht zur Fraktion der CDU/CSU, vier zur SPD und jeweils zwei zu den Fraktionen der Opposition der Parteien »Die Grünen« und »Die Linke«. Darüber hinaus sind wechselnde Vertreter:innen der Bundesregierung und der Ministerien in Sitzungen anwesend, teils mit Rederecht (Biermann 2015a). All diese Personen repräsentieren die drei zentralen Welten der

Arena: Die Welt des Parlaments, die Welt der Opposition und die Welt der Regierung. In der stark formalisierten NSAUA-Arena verfügen diese drei Welten über privilegierte Zugänge und Möglichkeiten, über die andere beteiligte Welten nicht verfügen. In diesem Sinne sind die Welten des Parlaments, der Opposition und der Regierung in der Arena »zu Hause«.

Die *Welt des Parlaments* ist in der Arena durch alle 16 Abgeordneten und Mitglieder des Ausschusses vertreten. Die Welt und ihre Praktiken sind einerseits formalisierten Abläufen verpflichtet; insbesondere Dokumente wie Sitzungsprotokolle und Anträge zeugen von streng geregelten Routinen. Andererseits sind informelle Praktiken von Bedeutung; die Akteur:innen des Parlaments folgen nicht nur bürokratischen Verfahrensregeln, sondern sind auch an einer kollegialen Zusammenarbeit interessiert. Auch Mitglieder unterschiedlicher Fraktionen sind Kollegen:innen in der Welt des Parlaments und in diesem Sinne der gemeinsamen Arbeit im Ausschuss verpflichtet. Die interfraktionelle Verpflichtung der Welt des Parlaments zeigt sich etwa am ambivalenten Verhalten des Ausschuss-Vorsitzenden Patrick Sensburg, der als Ausschussmitglied einerseits und Angehöriger der Regierungsfraktion andererseits sowohl der Welt des Parlaments als auch der der Regierung verpflichtet ist. So agiert er teils gegen die Interessen der Regierung seiner Parteigenoss:innen, um sich für die Rechte des Ausschusses einzusetzen (vgl. Kempmann/Pinkert 2015). Sensburg beschreibt die Zusammenarbeit wie folgt: »Der Ausschuss hat [...] eine relativ überschaubare Größe. Da lernt man sich gut kennen. Das Zwischenmenschliche passt. Sicher hat jeder seine Position, aber man schätzt einander unter Kollegen« (Sensburg 2015). Auch eigene ethnografische Beobachtungen¹¹ bestätigen – insbesondere in den Ausschusspausen – einen vertrauten und kollegialen Umgang über Fraktionsgrenzen hinweg. Schließlich ist nicht zuletzt die durch alle Fraktionen beschlossene Einsetzung des Ausschusses ein Zeichen des geteilten Interesses der Parlamentswelt an der Bearbeitung des Issue (Deutscher Bundestag 2014a, 2014b: 1816–1828). Dafür muss nicht vollständig geklärt sein, worauf der Ausschuss genau abzielt. Es genügt die Verpflichtung zu verfahrenstreuer und kollegialer Arbeit im Rahmen parlamentarischer Untersuchungsausschüsse. In all dem konstituiert sich in der Welt des Parlaments eine spezifische Form der Sorge. Insbesondere die interfraktionelle Einsetzung des Ausschusses ist prägnanter Ausdruck dieser Art der Besorgnis. Die Parlamentswelt erkennt die Existenz

11 Durchgeführt im Rahmen von zwei öffentlichen Sitzungen des NSAUA am 17.03.2016 sowie am 12.05.2016 in Berlin.

eines Problems an und zeigt sich bereit, dieses im Rahmen formeller Verfahren und mit den Mitteln kollegialer Zusammenarbeit anzugehen. Die Sorge der Welt des Parlaments richtet sich auf Verfahren und Kollegialität, wobei die Bedrohung der Privatheit entsprechend als ein Problem erscheint, das in diesem Modus bearbeitet werden muss.

Die *Welt der Opposition* wird repräsentiert durch die vier Vertreter:innen der Fraktionen »Die Grünen« und »Die Linke«. Die Praktiken der Welt zielen darauf ab, Entscheidungen von Regierung und Regierungsfractionen zu problematisieren. In der NSAUA-Arena zeichnet sich die Welt der Opposition durch eine enge Zusammenarbeit der beiden Oppositionsfractionen und durch das gemeinsame Ziel der öffentlichen Kritik der Regierung aus. Untersuchungsausschüsse sind insgesamt eine gute Gelegenheit, Verfehlungen und Widersprüche der Regierung öffentlich relevant zu machen. Prägnantes Beispiel für dieses Interesse der Opposition ist der intensive Einsatz für die Einladung des Whistleblowers Edward Snowdens als Zeugen. Eine Person aus dem Umfeld der Opposition nennt in einem von mir geführten Interview als besonderen Misserfolg ihrer Arbeit, dass es nicht gelungen sei, Snowden persönlich vor dem Ausschuss zu vernehmen: »Besonderer Misserfolg ist klar: dass man es bislang nicht geschafft hat [...] den Schlüsselzeugen (gemeint ist Snowden, F. P.) [...] nach Deutschland zu bekommen«. Unabhängig davon, wie wertvoll Snowden als Informationsquelle für den Ausschuss wäre, ist ein zentraler Grund für die Bemühungen der Opposition sicher auch die zu erwartende öffentliche Aufmerksamkeit, sollte Snowden persönlich zu Gast sein. Snowden ist einerseits Symbol für eine regierungskritische Praxis, die verfassungs- und menschenrechtlichen Werten verpflichtet ist (vgl. Digitalcourage 2014). Andererseits ist es hinsichtlich der Beziehungen zu den USA schwer vorstellbar Snowden in Deutschland staatlichen Schutz zu gewähren. Gerade deshalb bietet der Streit die Chance, Begrenzungen und Widersprüche der Regierung öffentlich vorzuführen. So hat die Opposition sogar gemeinsam eine Klage angestrengt, um die Einladung Snowdens zu erzwingen (Linksfraktion 2016).

Mittel oppositioneller Kritik ist häufig der Bezug auf verfassungs- und menschenrechtliche Werte. Martina Renner, Obfrau für »Die Linke«, sagt: »Es geht um die Zukunft unserer Grundrechte in einer digitalisierten Welt. [...] Deshalb ist es für uns alleroberstes Ziel, dass der Untersuchungsausschuss so transparent und öffentlich wie möglich tagen und arbeiten wird« (Deutscher Bundestag 2014b: 1819). Konstantin von Notz, Obmann für »Die Grünen«, sagt: »Seit knapp einem Jahr erleben wir den größten Überwachungs- und Geheimdienstsandal aller Zeiten. Die Erkenntnisse, die wir bis heute einzig

und allein dem Whistleblower Edward Snowden zu verdanken haben, stehen für die Kernschmelze von Rechtsstaatlichkeit und für die Erosion der Werte Europas und der gesamten freien Welt« (Deutscher Bundestag 2014b: 1821). Ebendiese Werte haben dann auch ihren Weg in den Einsetzungsantrag des Ausschusses gefunden; so soll geprüft werden, ob Empfehlungen »zur Wahrung des verfassungsrechtlich gewährleisteten Schutzes der informationellen Selbstbestimmung, der Privatsphäre, des Fernmeldegeheimnisses und der Integrität und Vertraulichkeit informationstechnischer Systeme« (Deutscher Bundestag 2014a) geboten sind. Auch die Welt der Opposition legt also eine spezifische Form der Sorge an den Tag. Diese richtet sich im Unterschied zum Parlament nicht auf Verfahren und Prozesse, sondern auf die Wahrung demokratischer Grundwerte. Privatheit wird entsprechend als bedrohtes Grundrecht im Sinne der informationellen Selbstbestimmung formiert.

Die *Welt der Regierung* wird in der Arena durch Vertreter:innen der Bundesregierung und der Ministerien repräsentiert. Aber auch jene Ausschussmitglieder, die den Parteien der Regierungskoalition (CDU, CSU, SPD) angehören, sind der Welt der Regierung verpflichtet. Die Welt ist bemüht, einen eigenverantwortlichen Handlungsbereich zu bewahren, der der parlamentarischen Kontrolle entzogen ist. Die Bundesregierung hat einen grundgesetzlichen Anspruch auf einen »Kernbereich exekutiver Eigenverantwortung« (auch »Arkanbereich«), der verstanden wird als »ein grundsätzlich nicht ausforschbarer Initiativ-, Beratungs- und Handlungsbereich der Exekutive« (Wissenschaftliche Dienste 2006: 2). Allerdings sind die Grenzen des Arkanbereichs nicht klar umrissen und müssen entsprechend fallspezifisch verhandelt werden: »Die Frage, ob die Herausgabe von Informationen [...] die Funktionsfähigkeit und Eigenverantwortung der Regierung beeinträchtigen, kann nicht pauschal beantwortet werden« (Wissenschaftliche Dienste 2006: 4). In der NSAUA-Arena äußert sich dieses Interesse der Regierung in Form von Geheimhaltung und Opazität.

Einschlägiges Beispiel für diese Haltung der Regierung ist ihr Repräsentant im Ausschuss, der Regierungsdirektor des Bundeskanzleramtes, Philipp Wolff. Der Journalist Kai Biermann, der den Ausschuss intensiv beobachtet, wertet Wolff als typischen Repräsentanten der Regierungsposition: »In seiner Kompromisslosigkeit ist Wolff der sichtbare Ausdruck einer Haltung, die nicht politisch denkt, sondern bürokratisch. Das Kanzleramt wägt nicht ab, wie groß der politische Schaden einer Äußerung wäre und wie groß der gesellschaftliche Nutzen wäre, den eine Aufklärung bringen würde. Gesetz ist Gesetz und geheim bleibt geheim. Und was geheim ist, bestimmt allein die Regierung. Sie legt die Regeln fest. Wolffs Haltung kennt daher nur eine Richtung: so wenig

wie möglich preisgeben« (Biermann 2015a). Die Welt der Regierung hat also in erster Linie andere Sorgen: Was im Ausschuss getan werden kann und soll, ist Ergebnis von Kompromissen zwischen konkurrierenden Interessen, wobei die konkrete Abwägung von der Regierung selbst getragen wird und nicht immer transparent sein kann. Die Sorge der Welt der Regierung hat die Form arkaner Abwägung und so wird auch Privatheit zu einem Problem neben anderen.

Die Dreierkonstellation der Welten des Parlaments, der Opposition und der Regierung ist entscheidend für die grundlegende Topologie der Arena. Während die Interessen der Welten der Opposition und des Parlaments vereinbar sind, verfolgt die Welt der Regierung weniger kompatible Ziele. In dieser Situation fällt gerade jenen Ausschussmitgliedern eine Schlüsselrolle zu, die der Regierungskoalition angehören. Sie sind sowohl der Welt der Regierung als auch der Welt des Parlaments verpflichtet und deshalb teils durch widerstreitende Interessen blockiert. Während die Parlamentswelt an einer produktiven Ausschussarbeit interessiert ist, legt die Regierungswelt Wert auf Wahrung ihres Arkanbereichs. Die ambivalente Position der Koalitionsvertreter:innen beschreibt eine Person aus dem Umfeld der Opposition in einem von mir geführten Interview so: »Natürlich ist es so, dass man als regierungsstellende Fraktion ein Stück weit, und das ist eben in diesem Untersuchungsausschuss sehr gut zu beobachten, immer in der Versuchung ist, die Arbeit der eigenen Bundesregierung nicht an den Pranger zu stellen. [...] Wir würden uns wünschen, dass man auch aufseiten von Union und SPD [...] mit breiteren parlamentarischen Schultern an die Sache rangeht und sagt: wir sind nicht die Regierung, wir sind das Parlament, unsere Aufgabe ist es aufzuklären, unsere Aufgabe ist, die Dienste zu kontrollieren. [...] Eine weitgehende interfraktionelle Zusammenarbeit [...] findet nicht statt, sondern es ist dieses klassische Spiel«.

In dieser Situation kann sich die Kompatibilität zwischen Parlament und Opposition nur eingeschränkt entfalten. Auf den formalen Anspruch eines Untersuchungsausschusses hat diese Konstellation einen lähmenden Effekt, insofern die Welt der Regierung Praktiken der mehr oder weniger öffentlichen Prüfung und Aufklärung ablehnend gegenüber steht. So sind dann bestimmte Formen der Sorge wie Transparenzansprüche, parlamentarische Kontrollkapazitäten oder die reflexive Prüfung und Reformierung von Routinen von vornherein gehemmt. Diese Art der Lähmung muss jedoch nicht bedeuten, dass in der NSAUA-Arena keine produktive Arbeit am geteilten Problem geschieht. Erst im nächsten Kapitel und entlang einschlägiger Ereignisse im Laufe der Kontroverse zeigt sich, welche Formen der Sorge wie Anklang finden.

Zuvor stelle ich aber einige weitere soziale Welten aus der Peripherie der Arena vor.

In der Arena zu Gast: Die Welten der Nachrichtendienste, der Netzpolitik, der Nachrichten und der Rechtsanwendung

Die Welten der Nachrichtendienste, der Netzpolitik, der Nachrichten und der Rechtsanwendung arbeiten in der Peripherie des NSAUA, insofern sie über weniger Zugang zu Informationen und kaum formelle Entscheidungskompetenzen verfügen. Sie sind »zu Gast« in der Arena, aber nichtsdestotrotz relevant, weil ihre Einsätze die Beschränkungen des NSAUA-Issues ausloten und ausweiten können. Ebenso wie im Fall der oben eingeführten Welten des Zentrums lassen sich auch hier grundlegende Positionen der Sorge um Privatheit identifizieren.

Eine Sonderstellung genießt die *Welt der Nachrichtendienste*. Sie wird in der NSAUA-Arena repräsentiert durch Vertreter:innen verschiedener deutscher und ausländischer Behörden. Fast alle Vertreter:innen von Geheimdiensten im Ausschuss sind Mitarbeiter:innen deutscher Dienste.¹² Die Arbeit des NSAUA wird von den Repräsentant:innen der Nachrichtendienste teils als Behinderung empfunden (Zeit Online 2016), teils als willkommener Impuls für Reformen (Biermann 2015b). Letzteres aber weniger im Sinne einer strengeren Kontrolle durch Regierung oder Parlament, sondern in Form einer materiellen oder personellen Stärkung (Biermann 2015b). Die Welt ist Praktiken der Informationsgewinnung verpflichtet, während ihre eigene Arbeit möglichst unbeobachtet bleiben soll. Michael Hayden, ehemaliger Direktor der NSA und CIA, beschreibt das Interesse von Nachrichtendiensten folgendermaßen: »Henry Kissinger hat einmal gesagt: Es gibt keine befreundeten Geheimdienste – es gibt nur die Geheimdienste befreundeter Nationen. Es geht nicht darum, ob jemand »gut« oder »böse« ist. Es geht um Inhalte. Und die holen wir uns« (Hayden 2016).

Dieses Ziel passt vor allem innerhalb desselben Nationalstaates zur Praxis der Regierungswelt, die eine Zone der exekutiven Eigenverantwortung

12 Keith Alexander und Michael Hayden, beide ehemalige Direktoren der US-amerikanischen NSA, befinden sich zwar auf der Zeug:innen-Liste des Ausschusses, waren aber nie anwesend. Ausgesagt haben William Binney, Thomas Drake und Thomas Andrew Blake; alle drei sind ehemalige Mitarbeiter der NSA, als Whistleblower bekannt und entsprechend kritisch gegenüber den Praktiken der NSA. Sie können deshalb zwar als Informanten, nicht aber als Repräsentanten der Welt der Nachrichtendienste gelten.

pflegt. Dort sind die Praktiken der Nachrichtendienste ein paradigmatisches Beispiel für Operationen im »nicht ausforschbaren [...] Handlungsbereich der Exekutive« (Wissenschaftliche Dienste 2006: 2). So findet die Welt der Nachrichtendienste in der Regierung eine mächtige Alliierte und Fürsprecherin in der Arena. Dies gilt teils auch transnational: Die deutsche Regierung schützt in erster Linie die deutschen Dienste, aber auch die US-amerikanischen, insofern diese in wertvolle Kooperationen mit deutschen Stellen eingebunden sind. Die Allianz dieser beiden Welten darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die nachrichtendienstliche Welt sich gegenüber benachbarten Welten abzuschotten versucht. Wie sehr etwa der BND an Abschottung interessiert ist, hat die Bundesdatenschutzbeauftragte Andrea Voßhoff in einem Bericht festgehalten: »Der BND hat meine Kontrolle rechtswidrig mehrfach massiv beschränkt. Eine umfassende, effiziente Kontrolle war mir daher nicht möglich« (Deutschlandfunk 2016; Biermann 2016a). Auch Christian Flisek, Obmann der SPD, beschwerte sich im Ausschuss über »das ›Drei-Affen-Prinzip‹ des BND, nichts hören, sehen und sagen zu wollen« (Biermann 2015b).

Während diese Abschottungsstrategie in der Regel Kompromisse behindert, fungiert sie in der Beziehung zur Welt der Regierung als Grundlage der Kooperation: Die verantwortlichen Aufsichtsinstanzen in Regierung und Bundeskanzleramt profitieren auch davon, nicht über potenziell rechtswidrige Praktiken des BND informiert zu sein, insofern sie beim Bekanntwerden eine Duldung oder Unterstützung solcher Praktiken plausibel leugnen können (Kurz 2016; Biermann 2017a, Biermann 2017b). Bundeskanzlerin Angela Merkel sagt im NSAUA: »Ich wurde davon nicht informiert. Das, was sie von mir hören können, ist, was ich wusste. Und ich wusste davon nichts« (Biermann 2017b). Diese Distanz zwischen Regierung und Nachrichtendiensten ist etwa als »Need-to-know-Prinzip« institutionalisiert. Ein Mitarbeiter des BND beschreibt das Prinzip im Ausschuss folgendermaßen: »Das ist zumindest ein sehr lange und sehr intensiv im BND [...] geprägter Begriff, wo es eine Art Abschottung gab und letztendlich sehr intensiv nur diejenigen Leute an Informationen beteiligt wurden, die tatsächlich mit dem Vorgang etwas zu tun hatten« (Wikileaks 2015a: 48; Netzpolitik.org 2015).

Gleichzeitig werden innerhalb der Welt der Nachrichtendienste transnationale Kooperationen gepflegt. Die Zusammenarbeit zwischen dem deutschen BND und der US-amerikanischen NSA wird auch im Ausschuss nicht gelehnet, sondern von Repräsentant:innen der Nachrichtendienste und der Regierung als wertvoll beschrieben. Der ehemalige BND-Präsident Gerhard Schindler »betont mehrfach, wie wichtig der BND sei und wie unverzichtbar

die Hilfe der NSA – für den BND und für Deutschlands Sicherheit. ›Wir brauchen die Zusammenarbeit mit der NSA« (Biermann 2015b). Heinz Fromm, ehemaliger Präsident des Bundesamts für Verfassungsschutz (BfV) sagt im Ausschuss, es gäbe gemeinsame Sicherheitsinteressen zwischen BND und NSA (Biermann 2016d). Hans-Georg Maaßen, zu dieser Zeit Präsident des BfV, »erklärte [...], warum seine Behörde die Software XKeyscore des US-Geheimdienstes NSA zur Analyse von Daten in Deutschland nutzt: Die eigenen Möglichkeiten zur Datenanalyse reichten nicht« (Zeit Online 2016). Ähnlich der ehemaliger Kanzleramtschef und Außenminister Frank-Walter Steinmeier: »Sein immer wieder vorgetragenes Hauptargument: Die Kooperation mit den USA sei alternativlos, um Deutschland vor Terroristen zu schützen« (Biermann 2016c). Die Verflechtungen zwischen BND und NSA sind eines der zentralen Themen der NSAUA-Arena. Obwohl der Schwerpunkt des Untersuchungsauftrags auf Aktivitäten nicht-deutscher Nachrichtendienste liegt, ist die Frage der Beteiligung deutscher Stellen von Anfang an Teil des Ausschusses (Deutscher Bundestag 2014a). Dazu kommt, dass es für die praktische Arbeit des NSAUA einfacher ist, deutsche Beamt:innen und Politiker:innen zu einer Aussage vor dem Ausschuss zu verpflichten, als dies bei Vertreter:innen ausländischer Dienste der Fall ist. Insgesamt hat dies eine Verschiebung der Ausrichtung der NSAUA-Arena und eine Transformation des NSAUA-Issue ermöglicht: Während anfangs vor allem ausländische Dienste im Mittelpunkt der Ausschussarbeit standen, haben die Aktivitäten deutscher Stellen zunehmend an Bedeutung gewonnen. So hat sich der Vektor des NSAUA-Issues gedreht: Trotz der lähmenden Kraft der Regierungswelt ist deutlich geworden, wie innerstaatliche Routinen an der Problemsituation teilhaben. Dazu mehr im nächsten Kapitel.

Die Sorge hat in der Welt der Nachrichtendienste ganz ähnlich zur Regierung die Form arkaner Abwägung. Privatheit ist ein Wert neben anderen und wie zwischen diesen abgewogen wird, kann nicht immer transparent gemacht werden. Insbesondere die Kernpraktik der Informationsgewinnung konkurriert mit der Wahrung der informationellen Selbstbestimmung. Darüber hinaus ist für Nachrichtendienste brisant, dass die Möglichkeiten, Informationen zu erzeugen oder abzugreifen, mit der Digitalisierung um ein Vielfaches gewachsen sind. Die Sorge um Privatheit ist in dieser Situation nicht nur ein Problem der Abwägung, sondern zusätzlich eine Frage technischer Expertise.

Neben den Nachrichtendiensten befinden sich weitere Welten in der Peripherie der NSAUA-Arena. So ist etwa die *Welt der Netzpolitik* durch Sachverständige (Deutscher Bundestag 2014c; Chaos Computer Club 2016) und Akti-

vist:innen (Sueddeutsche.de 2014a) vertreten. Die Welt der Netzpolitik kann zunächst als Teil der Welt der Netzgemeinde verstanden werden. Letztere ist mit dem Erfolg unterschiedlicher Social-Media-Dienste in den 2000er-Jahren verbunden und setzt auf die Kernpraktik der persönlichen Vernetzung durch digitale Technologien (Pittroff et al. 2017: 153). Die Welt ist dabei ein prototypisches Beispiel für die oben beschriebene postdigitale Kulturform der Gemeinschaftlichkeit, insofern hier der reflexive Gebrauch digitaler Technologien zur persönlichen Kommunikation konstitutiv ist (Stalder 2016: 136; vgl. auch Reckwitz 2017: 261). Die Kernpraktik wird sowohl professionell als auch privat ausgeübt und teilweise explizit politisch verstanden.

Der im engeren Sinne politische Teil der Netzgemeinde sammelt sich in der Welt der Netzpolitik. Hier ist die Kernpraktik der persönlichen Vernetzung verbunden mit einem aktivistischen Einsatz für die Wahrung der Bedingungen dieser Art digitaler Kultur. Entsprechend setzt sich die Welt der Netzpolitik etwa für Zugänglichkeit und Unabhängigkeit digitaler Technologien ein (Chaos Computer Club o.J.b; Lobo 2012; Seemann 2011b; Seemann 2013). Dies äußert sich in einem Interesse an individueller Informationskontrolle, die einerseits den Schutz vor Überwachung einschließt, andererseits aber auch das Recht, Informationen zu senden (Büttner et al. 2016: 32–33). Neben einer grundlegenden Skepsis gegenüber staatlichen Eingriffen oder Überwachung digitaler Kommunikation setzt sich die Netzpolitik in der NSAUA-Arena vor allem für mehr Transparenz der Ausschussabläufe ein, etwa durch Protokollierung öffentlicher Sitzungen (Netzpolitik.org o.J.; Biermann 2014a), netzgemeinschaftliche Formate der Berichterstattung (Technische Aufklärung 2015) oder die unautorisierte Veröffentlichung ausschussinterner Dokumente (Wikileaks 2015b). Es sind insbesondere diese Praktiken der Netzpolitik, die die Transparenzgrenzen der NSAUA-Arena herausfordern und erweitern. Sie markieren nicht nur formale Grenzen der Issue-Bearbeitung, sondern erweitern auch den Spielraum, in dem das Issue in der Arena erfasst wird. Die Sorge der Welt der Netzpolitik richtet sich grundsätzlich auf bestimmte postdigitale Werte des freien Austauschs und die Wahrung individueller Informationskontrolle. In der Arena äußert sich dies einerseits als Sorge um das Recht auf informationelle Selbstbestimmung, und andererseits in Form des politisch-aktivistischen Einsatzes für Transparenz und ungestörte Informationsflüsse.

Die *Welt der Nachrichten* ist durch eine Reihe von Journalist:innen vertreten, die über den Ausschuss berichten und Sitzungen von der Besucher:innentribüne aus beobachten (z.B. Zeit Online o.J.; Süddeutsche.de o.J.; Golem o.J.).

Wie die Netzpolitik ist auch die Welt der Nachrichten an der Berichterstattung über die Abläufe in der Arena interessiert, setzt dabei aber auf journalistische Formate, d.h. auf eine stärker professionalisierte Auswahl und Vermittlung. Neben diesem allgemeinen Interesse zeigt die Welt der Nachrichten außerdem arena-spezifischen Einsatz zum Schutz der eigenen Kernpraktik: Die Bundesregierung schlägt in Reaktion auf die Arbeit des NSAUA eine Reform des BND vor (Bundesregierung 2016). Berufsverbände der Welt der Nachrichten positionieren sich öffentlich gegen diesen Gesetzesentwurf und gegen staatliche Überwachung von Journalist:innen weltweit (Deutscher Journalisten-Verband 2016; Reporter ohne Grenzen 2016a). Dabei geht es ausdrücklich auch darum, nicht-deutsche Journalist:innen vor einer Überwachung durch den BND zu schützen. Die Sorge der Welt der Nachrichten richtet sich entsprechend auf die Wahrung demokratischer Grundwerte, die sowohl die informationelle Selbstbestimmung als auch die Freiheit der Berichterstattung einschließen.

Auch die *Welt der Rechtsanwendung* positioniert sich in der Arena teils grund- und menschenrechtsorientiert. Prominent repräsentiert ist die Welt durch verfassungsrechtliche Experten, die als Sachverständige im Ausschuss gehört werden (Deutscher Bundestag 2014d). Die Sachverständigen vertreten im Ausschuss einhellig die Position, der BND operiere teils grundgesetzwidrig. So widersprechen die Experten der Rechtsauslegung des Nachrichtendienstes, nach der der Schutz durch Artikel 10 des Grundgesetzes nur deutschen Bürger:innen zukomme. Hans-Jürgen Papier, verfassungsrechtlicher Sachverständiger im NSAUA, sagt beispielsweise: »Artikel 10 schützt als Menschenrecht und damit gemäß seinem weiten personellen Schutzbereich nicht nur Deutsche, sondern auch Ausländer« (Deutscher Bundestag 2014f: 6). Aber auch Jurist:innen des BND sind im Ausschuss vertreten, die etwa die Rechtsauslegung der Behörde darlegen (Deutscher Bundestag 2014e; Sueddeutsche.de 2014b). Die Sorge der Welt der Rechtsanwendung gilt aber vor allem der Wahrung des Verfassungsrechts und formiert Privatheit entsprechend als informationelle Selbstbestimmung.

Die Sorgen der peripheren Welten der Arena lassen schließlich in zwei Lager einteilen. Während man sich in der Welt der Nachrichtendienste vor allem um eine Ausnutzung der digitalen Möglichkeiten der Informationsgewinnung zu sorgen scheint und Privatheit entsprechend relativiert, sorgen sich Netzpolitik, Nachrichten und Rechtsanwendung um die Bewahrung von Privatheit in Gestalt individueller Informationskontrolle. Während die Nachrichtendienste in dieser Hinsicht mit der Regierung an einem Strang ziehen, scheinen die

übrigen drei Welten der Peripherie eher kompatibel mit Parlament und Opposition. So zeigen sich zwei Cluster einer Sorge um Privatheit: Auf der einen Seite gilt es individuelle Informationskontrolle zu bewahren, auf der anderen Seite die Potenziale digitaler Überwachung nicht unausgeschöpft zu lassen.

3.3.3 Oszillationen der Sorge: Ereignisse und Verschiebungen

Während das vorangegangene Kapitel einen grundlegenden Überblick über die Topologie der Arena eröffnet hat, zeichne ich im Folgenden entlang einschlägiger Ereignisse die Bewegungen des NSAUA-Issues nach. Auch hier geht es mir um die heterogenen Formen der Sorge, die darüber Auskunft geben, worin die aktuelle Krise des Privaten besteht. Anders aber als im Kapitel zuvor verbinde ich die Formen der Sorge hier nicht mit sozialen Welten, sondern mit Ereignissen, an denen sich die Transformationen der kollektiven Sorge in der Arena zeigen lassen. Dabei wird deutlich, dass die Sorge um Privatheit im Verlauf der Kontroverse eine oszillierende Bahn beschreibt: Mit fortschreitender Bearbeitung schwankt der Modus der Problembearbeitung immer wieder zwischen zwei Polen der Sorge. Einerseits sind Einsätze für den Wert individueller Informationskontrolle zu beobachten, andererseits werden konkurrierende Notwendigkeiten mobilisiert, die eine solche Informationskontrolle unterlaufen.

Irritation der Snowden-Enthüllungen: Spielraum der Sorge

Am Anfang stehen die Enthüllungen von Edward Snowden. Sie sorgen auch in der deutschen Politik für Irritationen, insofern öffentlich wird, wie umfassend Nachrichtendienste versuchen, Daten zu sammeln und auszuwerten. Neu sind insbesondere Ausmaß und Anspruch, mit denen Nachrichtendienste und Regierungen digitale Informationsflüsse überwachen wollen (Rössler 2016: 104). Entsprechend regt sich auch unter den Abgeordneten des Bundestages eine diffuse Sorge, d.h. eine grundsätzliche Bereitschaft zur Bearbeitung eines Problems. In Reaktion wird von diversen Seiten die Aufklärung ausländischer Datensammelpraktiken gefordert (Deutscher Bundestag 2013a). In Kontrast dazu wollen Repräsentant:innen der Opposition und der Netzpolitik die Rolle deutscher Nachrichtendienste und der Regierungen stärker in die Untersuchung einbeziehen (Deutscher Bundestag 2013b).

Die Einsetzung eines Untersuchungsausschusses wird anfangs nur vonseiten der Opposition forciert, während Vertreter:innen der Regierung und der Koalitionsfraktionen der Option Untersuchungsausschuss skeptisch bis kri-

tisch gegenüberstehen. »Skeptisch äußerte sich der [sic!] Steinmeier [zu dieser Zeit SPD-Fraktionsvorsitzende, F. P.] gegenüber der Forderung nach einem Untersuchungsausschuss des Bundestages. Es bestehe die Gefahr einer großen Selbsttäuschung, da die Verantwortlichen in den USA wohl nicht bereit seien, vor einem deutschen Untersuchungsausschuss auszusagen. Es sei besser, das PKGr [Parlamentarisches Kontrollgremium, F. P.] mit mehr Mitteln und Möglichkeiten zur Aufklärung der Affäre auszustatten« (Deutscher Bundestag 2013c). Als ständiges Gremium des Bundestages steht das PKGr für eine stärker in Routinen verhaftete Form der Sorge. Es sind vor allem Repräsentant:innen der Welt der Regierung, die sich für diese Vorgehensweise einsetzen. Die Welt des Parlaments – interessiert an Verfahren und Kollegialität – kann hier neutral bleiben, insofern beide Optionen den Verfahrensweisen des Bundestages Genüge tun.

In dieser ersten Phase der Irritation dreht sich die Kontroverse also um die Frage, welchen Spielraum die aufgekommene Sorge hat. Diese Suche manifestiert sich vor allem entlang zweier Achsen: Erstens stellt sich die Frage, ob zur Problembearbeitung eher etablierte (PKGr) oder eher reflexive Maßnahmen (Untersuchungsausschuss) ergriffen werden sollen. Zweitens wird verhandelt, ob das Problem primär durch ausländische Akteur:innen verursacht wird oder ob auch deutsche Institutionen beteiligt sind und entsprechend in die Untersuchung einbezogen werden sollten. Beide Streitpunkte begleiten die Kontroverse bis zu ihrem Abschluss und in beiden Punkten geht es um die Reichweite der Krise sowie die angemessene Form der Sorge. In welcher Weise die Sorge Privatheit behandelt, ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht ganz klar, abgesteckt wird zunächst ein gewisser Spielraum. Auf der einen Seite gilt es sich gegen eine Bedrohung von Außen mit routinierten Mitteln zu schützen, auf der anderen Seite müssen außerordentliche Maßnahmen ergriffen werden, um auch die eigenen Routinen reflexiv zu prüfen.

Auf dem Weg zur Einsetzung: Zuschnitt der Sorge

Bis Februar 2014 einigen sich alle Fraktionen des Bundestages darauf, dass ein Untersuchungsausschuss eingesetzt werden soll (Deutscher Bundestag 2014g:1066–1077). Die Option Untersuchungsausschuss hat sich durchgesetzt und die kollektive Sorge hat eine erste Formvorgabe erhalten. Die zentrale Institution der deutschen Demokratie initiiert eine relativ außerordentliche Reaktion – routiniert zwar, insofern die Einsetzung von Untersuchungsausschüssen gesetzlich formalisiert ist (PUAG 2001), aber auch außerordentlich, insofern Untersuchungsausschüsse explizit als Krisenreaktionen konzipiert

sind: Durch öffentliche Beweiserhebungen sollen Probleme aufgedeckt und ggf. Reformen angestoßen werden (Deutscher Bundestag o.J. b). Die Entscheidung für einen Untersuchungsausschuss kann als temporärer Kompromiss zwischen den Welten des Parlaments und der Opposition (und zuungunsten der Regierung) gelten: Das Parlament kann Aufmerksamkeit für die Bearbeitung des entdeckten Problems vorweisen, während die Opposition die Chance hat, Verfehlungen aufzudecken, die die Welt der Regierung schwächen könnten. Die Welt der Regierung dagegen muss Angriffe und Einblicke in ihren Arkanbereich befürchten.

Die Kontroverse über eine angemessene Problemdefinition ist mit diesem ersten Kompromiss jedoch keineswegs abgeschlossen, sondern verlagert sich auf die Gegenstände und Zuständigkeiten des Ausschusses. So legen Koalitions- und Oppositionsfraktion zwei konkurrierende Anträge zur Einsetzung des Ausschusses vor (Deutscher Bundestag 2014h; Deutscher Bundestag 2014f.). Damit signalisiert die Welt des Parlaments ihren Willen zu einem Ausschuss, schließt sich aber auch nicht vollständig der Problemdefinition der Opposition an und lässt Raum für Kompromisse mit der Welt der Regierung. So zeigt die Vorlage konkurrierender Anträge auch, dass ein Großteil der Parlamentarier:innen als Mitglieder der Koalitionsfraktionen auch der Welt der Regierung verpflichtet sind. Die notwendige Vermittlung zwischen den beiden Dokumenten kostet dem Parlament Zeit, die für die Arbeit des Ausschusses genutzt hätte werden können. Außerdem gibt es inhaltliche Unterschiede. Eine markante Differenz zwischen den beiden Anträgen findet sich schon in ihrer Bezeichnung: Während der Antrag der Oppositionsfraktionen »Einsetzung eines Untersuchungsausschusses« heißt (Deutscher Bundestag 2014h), nennt die Koalitionsfraktionen ihren Antrag »Einsetzung eines Untersuchungsausschusses NSA« (Deutscher Bundestag 2014i). Hier wiederholt sich die Uneinigkeit darüber, inwieweit es sich um ein externes Problem handelt und inwiefern deutsche Institutionen in die Untersuchung einbezogen werden sollten.

Gut einen Monat nach Vorlage der zwei konkurrierenden Anträge verabschiedet der Bundestag ein gemeinsames Dokument (Deutscher Bundestag 2014a; Deutscher Bundestag 2014b: 1816–1828). Dieser Einsetzungsantrag ist ein weiterer vorläufiger Kompromiss um den Zuschnitt der Sorge in der Arena. Das neue Gremium bekommt den Namen »1. Untersuchungsausschuss (NSA)« (Deutscher Bundestag o.J. a) und soll dem Kompromissantrag nach die Aktivitäten nicht-deutscher Dienste sowie die mögliche Mitwirkung deutscher Stellen an solchen Operationen prüfen. Untersucht werden

soll, ob Nachrichtendienste der Five-Eyes-Staaten Daten »von, nach und in Deutschland« erfasst haben, und »inwieweit Stellen des Bundes [...] von derartigen Praktiken Kenntnis hatten [oder] daran beteiligt waren« (Deutscher Bundestag 2014a). Drittens soll das Gremium klären, »ob Empfehlungen zur Wahrung des verfassungsrechtlich gewährleisteten Schutzes der informationellen Selbstbestimmung [und] der Privatsphäre [...] geboten sind« (Deutscher Bundestag 2014a). Der Ausschuss und die durch ihn konstituierte Sorge um Privatheit ist damit formal auf die Untersuchung einer externen Bedrohung konzentriert, gegen die ggf. Schutzmaßnahmen entwickelt werden sollen. Institutionen des deutschen Staates kommen indirekt infrage, wenn sie an Operationen ausländischer Dienste beteiligt sind.

Die Sorge um Privatheit hat hier einen entscheidenden Zuschnitt erfahren: Das Problem, dem sich der NSAUA widmen soll, betrifft nun ausdrücklich die Wahrung der informationellen Selbstbestimmung, wird aber außerhalb der deutschen Institutionen verortet. Nur indirekt spielen die politischen und behördlichen Routinen des deutschen Staates eine Rolle. Allerdings bestimmt die im Einsetzungsantrag dokumentierte Problemdefinition die Sorge des Ausschusses nicht vollkommen. Es gibt weiterhin Dissident:innen in der Arena, die diese Definition im weiteren Verlauf zu modifizieren suchen.

Verschiebungen im Laufe der Arbeit: Digitalisierung der Sorge

Ein halbes Jahr nach Beginn der Arbeit des NSAUA veröffentlichten Süddeutsche Zeitung, NDR und WDR einen Bericht über die »Operation Eikonol« (Mascolo et al. 2014). Demnach soll der BND Daten am Frankfurter Internetknoten *DE-CIX* abgegriffen und an die NSA weitergegeben haben. Wenn darunter Daten deutscher Bürger:innen waren, wäre die Kooperation eine Grundrechtsverletzung durch deutsche Behörden.¹³ Der Pressebericht ist

13 Die Praktik der bilateralen Datenweitergabe kann im Übrigen auch bei perfekter Ausfilterung der Daten der jeweils eigenen Staatsbürger:innen relevant für das Problem sein, insofern sie den nationalen Schutz vor ausländischen Nachrichtendiensten unterläuft. Das als »Ringtausch« bekannt Vorgehen beschreibt Edward Snowden gegenüber dem Europäischen Parlament wie folgt: »The result is a European bazaar, where an EU member state like Denmark may give the NSA access to a tapping center on the (unenforceable) condition that NSA doesn't search it for Danes, and Germany may give the NSA access to another on the condition that it doesn't search for Germans. Yet the two tapping sites may be two points on the same cable, so the NSA simply captures the communications of the German citizens as they transit Denmark, and the Danish citizens as they transit Germany, all the while considering it entirely in accordance with

nicht der erste Hinweis auf eine problematische Zusammenarbeit von BND und NSA (Fennen 2013; Geist et al. 2014) und doch markiert die Veröffentlichung eine entscheidende Verschiebung in der Arena. Obwohl die inneren Routinen des deutschen Staates bei der Einrichtung des NSAUA nicht im Zentrum stehen, kommen im Zuge der Eikonale-Veröffentlichungen zunehmend auch der BND und seine politische Aufsicht in der Welt der Regierung als Teil des NSAUA-Problems infrage (Meister 2017).

Diese Verschiebung verwirklicht sich mithin in einer erhöhten Aufmerksamkeit für die Verfahren und Technologien deutscher Stellen. Unter den technischen Systemen wird etwa das Filtersystem *Dafis* im Zuge der Eikonale-Berichte relevant für die Sorge in der Arena. Mit dieser Technik hat der BND – wohl vergeblich – versucht, Daten deutscher Bürger:innen auszusortieren, damit diese nicht an die NSA weitergegeben werden (Mascolo et al. 2014). Die Filtertechnologien waren entsprechend auch Thema im Ausschuss (Deutscher Bundestag 2015: 10–13). Presseberichte zitieren Dokumente des BND, nach denen die Identifikation und Ausfilterung von Daten, die Deutsche betreffen, nie fehlerfrei funktioniert hätte (Mascolo 2014; Biermann 2014b). BND-Vertreter:innen dagegen widersprechen im Ausschuss diesen Darstellungen (Deutscher Bundestag 2014j; Wikileaks 2015c: 9, 16; Meister 2014b). Ein halbes Jahr nach den Eikonale-Veröffentlichungen und ein Jahr nach Arbeitsbeginn des Ausschusses erhärtet sich jedoch der Verdacht, der BND hätte wissentlich und grundrechtswidrig Daten an die NSA weitergegeben (Baumgärtner et al. 2015; Biermann et al. 2015).

Die Eikonale-Veröffentlichung machen außerdem den Einfluss peripherer Welten deutlich. Einerseits werden durch Veröffentlichungen der Welt der Nachrichten und der Netzpolitik Verschiebungen in der Arena angestoßen; etwa in dem sie deutlich machen, welche Akteur:innen und Technologien bisher unbeachtet geblieben sind. Andererseits werden die Eikonale-Berichte erst durch die Arbeit des Ausschusses möglich. So kritisiert Klaus-Dieter Fritsche, Staatssekretär im Kanzleramt, die Berichte zu Eikonale beruhten auf geheimen Dokumenten, die dem Ausschuss zur Verfügung standen und über diesen an die Presse gelangten. Im Plenum des Bundestages sagt er: »Zunächst einmal, Frau Abgeordnete, bedauere ich es ausdrücklich, dass Unterlagen, die bis zu

their agreements. Ultimately, each EU national government's spy services are independently hawking domestic accesses to the NSA, GCHQ, FRA, and the like without having any awareness of how their individual contribution is enabling the greater patchwork of mass surveillance against ordinary citizens as a whole« (Snowden 2014).

Streng Geheim eingestuft waren und dem Untersuchungsausschuss vonseiten der Bundesregierung zur Verfügung gestellt worden sind, in kürzester Zeit in die Presse gekommen sind und sie offensichtlich Hintergrund der Berichterstattung in der Süddeutschen Zeitung waren« (Deutscher Bundestag 2014k: 5180). Einige Tage später droht das Kanzleramt den Mitgliedern des NSAUA mit einer Klage, falls noch einmal vertrauliche Dokumente der Regierung über den Ausschuss an die Öffentlichkeit dringen sollten (Zeit Online 2014). Es scheint also Informationsaustausch und Zusammenarbeit zwischen der Welt der Nachrichten und den Welten des Parlaments oder der Opposition zu geben. Ähnliches gilt vermutlich für die Welt der Netzpolitik, denn auch diese gelangte mehrfach an interne Dokumente des NSAUA (Meister 2014a; Wikileaks 2015b; Meister 2016a). Hier zeigt sich die Wirksamkeit peripherer Welten, wenn sie in Allianzen mit zentralen Welten eintreten.

Die Eikonale-Veröffentlichungen sind Ausdruck einer entscheidenden Verschiebung in der Arena. Mit dem stärkeren Einbezug scheinbar randständiger Akteur:innen und zuvor unbeachteter Technologien richtet sich die Sorge um Privatheit zunehmend nach Innen und kann immer weniger als eine Frage der Abwehr äußerer Gefahren praktiziert werden. Schließlich lässt sich von einer zunehmenden Digitalisierung der Sorge sprechen: Mit dem Auftritt digitale Infrastrukturen wie dem Internetknoten *DE-CIX* und digitalen Technologien wie dem Filtersystem *Dafis*, wird in der Arena deutlich, dass sich der NSAUA mit Problemen der digitalen Kontrollverschiebung beschäftigt. Solche Probleme der »Kontrolle der Kontrolle« (Baecker 2018: 72) zeigen sich zum einen daran, dass die Welt der Nachrichtendienste die neuen Überwachungspraktiken auch dann nutzt, wenn sie die eigenen Kontrollkapazitäten zu übersteigen scheinen, zum anderen in der zunehmenden Veröffentlichung geheimer Dokumente aus dem Inneren des Ausschusses.

Erweiterung mit Kompromissen: Reflexivität der Sorge

Die Digitalisierung der Sorge setzt sich fort als Mitte 2015 Verfehlungen im Rahmen der Operation Eikonale erhärtet werden und weitere nicht-menschliche Akteur:innen in die Arena treten (Lamla 2013: 98–107; Callon 2017). Die Sorge richtet sich nun auch auf sogenannte Selektoren, also Suchbegriffe wie Telefonnummern, E-Mail- oder IP-Adressen (Baumgärtner et al. 2015; Biermann/Beuth 2015). Mittels solcher Selektoren durchsucht und sortiert der BND die am Internetknoten *DE-CIX* ausgeleiteten Datenmengen. Dabei werden einerseits Selektoren verwendet, die von der NSA bereitgestellt werden, andererseits solche, die der BND für ihre eigene Erfassung einsetzt. Problematisch ist

diese Praxis, weil der BND die NSA-Selektoren nicht immer vollständig überprüft und eigne Bedenken nicht an die zuständige Aufsicht im Kanzleramt weitergibt.

Im Zuge der neuen Aufmerksamkeit für Selektoren wird dann außerdem bekannt, dass der BND auch selbst unerlaubte Ziele anvisiert (Götschenberg 2015; Spiegel Online 2015). In Reaktion auf diese neue Irritation versucht die Welt der Opposition, die schon länger stattfindende Verschiebung der Sorge zu formalisieren und eine Erweiterung des Untersuchungsauftrags des NSAUA anzustoßen (Biermann 2016b). Die Forderung ist, der BND solle direkt Gegenstand des NSAUA werden, anstatt wie bisher nur im Rahmen seiner Beteiligung an ausländischen Operationen Thema sein zu dürfen. Dafür legen Abgeordnete der Oppositionsfraktionen einen Antrag vor, der die Erweiterung regeln soll (Deutscher Bundestag 2016c; Biselli 2016a). Ähnlich zur Einsetzung des Ausschusses wird der Oppositionsantrag aber nicht ohne Änderungen vom Parlament angenommen und stattdessen für vier Monate in einem vermittelnden Ausschuss verhandelt. Ergebnis ist ein Kompromiss, demnach der NSAUA zwar BND-Selektoren untersuchen darf, allerdings nur solche, die schon vom BND selbst als problematisch markiert und entfernt wurden (Deutscher Bundestag 2016a; 2016d).

So richtet sich die Sorge auch formal auf die Praktiken des deutschen Staates und wird so ein Stück weit reflexiv. Das Ausmaß der Reflexion ist allerdings limitiert, insbesondere relativ zum ursprünglichen Vorschlag der Opposition. Es ist vor allem die Welt der Regierung und ihr Einfluss in der Welt des Parlaments, die eine weitergehende Offenlegung hemmen. Es gibt Hinweise darauf, dass Regierungsvertreter:innen den vermittelnden Ausschuss besucht haben, um die Handlungsfähigkeit der Nachrichtendienste gegenüber dem Oppositionsvorschlag zu verteidigen (Biselli 2016b). Auch den öffentlichen Verhandlungen im vermittelnden Ausschuss lässt sich entnehmen, dass es vonseiten der Koalitionsfraktionen Bedenken gegenüber der Erweiterung gab, welche – ganz im Sinne der Regierungswelt – mit dem Schutz des Arkanbereichs argumentieren (Deutscher Bundestag 2016d: 6). Bei der Abstimmung über die Erweiterung durch das Plenum des Bundestages zeigt sich ein weiteres Mal die Gespaltenheit der Parlamentswelt, insofern sich die Abgeordneten der Koalitionsfraktionen enthalten (Deutscher Bundestag 2016b: 17353). Der gesamte Prozess macht deutlich, dass die Sorge um Privatheit reflexiv werden kann, markiert aber zugleich die Limitierungen einer solchen Reflexion.

Reform und Bericht: Polarisierung der Sorge

In zwei abschließenden Ereignissen der NSAUA-Arena – einer Abänderung des BND-Gesetzes sowie der Veröffentlichung des Abschlussberichts – spitzt sich noch einmal zu, was sich schon im Verlauf der Kontroverse immer wieder angedeutet hat; es kommt zu einer Polarisierung der Sorge. Es ist deshalb aufschlussreich diese beiden Ereignisse genauer zu verfolgen. Noch vor Veröffentlichung seines Abschlussberichts hat der NSAUA Konsequenzen für die Gesetzgebung. Ende 2016 werden von der Bundesregierung angestoßene und mit den Stimmen der Koalitionsparteien beschlossene Gesetzesänderungen auf den Weg gebracht, welche die Befugnisse des BND neu regeln (Bundesregierung 2016; Deutscher Bundestag 2016e). Die Welt der Regierung und Teile der Parlamentswelt loben die Änderungen als Präzisierung der Rechtslage und Stärkung der demokratischen Kontrolle der Nachrichtendienste (Bundesregierung 2016; Deutscher Bundestag 2016f: 18274–18275, 18277–18279, 18280–18283). Die Welten der Opposition (Deutscher Bundestag 2016f: 18276–18277, 18279–18280), der Nachrichten (Biermann 2016e; Deutscher Journalisten-Verband 2016), der Netzpolitik (Meister 2016b; Tripp 2016), der Rechtsanwendung (Papier 2016; Huber 2016) sowie Menschenrechtsorganisationen (Amnesty International 2016; Reporter ohne Grenzen 2016b; Humanistische Union 2016) lehnen die Gesetzesänderungen als kontraproduktiv ab. Auch innerhalb des Bundestages im Rahmen einer Sachverständigenanhörung im Innenausschuss werden die Änderungen sehr unterschiedliche beurteilt (Deutscher Bundestag 2016g).

Während die Befürworter:innen in Regierung und Parlament die Gesetzesänderungen als effektives Ergebnis der Arbeit des NSAUA bewerten, sind sie für ihre Gegner:innen in der Opposition und den peripheren Welten Ausweis dafür, dass aus dem Ausschuss falsche oder keine Schlüsse gezogen werden.¹⁴

14 Andrea Lindholz, Abgeordnete der Unionsfraktion, lobt das Gesetz in der öffentlichen Aussprache im Bundestag: »Heute wollen wir aus der Aufklärungsarbeit im NSA-Untersuchungsausschuss und auch im Parlamentarischen Kontrollgremium unsere Konsequenzen ziehen und die weitreichendste Reform des BND-Gesetzes seit Jahrzehnten beschließen. Mit den heute verabschiedeten Gesetzen stärken wir die parlamentarische Kontrolle, wir verbessern die Regierungsaufsicht, und wir sorgen für mehr Rechtssicherheit für den BND; denn Rechtssicherheit und Kontrolle schaffen auch Vertrauen« (Deutscher Bundestag 2016h: 19634). Martina Renner, Abgeordnete der die Linke und Mitglied des NSAUA, wertet die Gesetzesänderung dagegen in derselben Aussprache als Ausweise der Folgenlosigkeit: »Nun hat man den kleinen Bruder [den BND, F. P.] erwischt, angeschoben durch Edward Snowden, dokumentiert in den unzähligen

Im später veröffentlichten Abschlussbericht des NSAUA wird das neue BND-Gesetz als »das erste und wohl auch wichtigste Ergebnis der Aufklärungsarbeit des Ausschusses« bezeichnet (Sensburg et al. 2017: 1388). Dies aber wohl-gemerkt in jenem Teil des Berichts, der von der Opposition abgelehnt wird. Jedenfalls adressieren die kontroversen Gesetzesänderungen durchaus Probleme, die in der Arbeit des NSAUA registriert und diskutiert werden. So sollen sie vor allem Grundrechtsfragen klären, die die Veröffentlichung der Operation Eikonan aufgeworfen hat. Ich habe oben schon dargestellt, wie rund um Eikonan und die Selektoren problematisiert wurde, dass der BND am Internetknoten *DE-CIX* Daten erfasst und nicht zuverlässig filtern kann. Filtern müsste der BND, weil er Kommunikationen, an denen Deutsche beteiligt sind, nicht ohne Weiteres verarbeiten darf. In den erfassten Datenmengen sind aber »deutsche« und »nicht deutsche« Daten nur schwer zu trennen (Chaos Computer Club 2016) und ebendiese Filterung scheint in der Vergangenheit die Fähigkeiten des BND überstiegen zu haben. Darüber hinaus besteht Zweifel daran, ob die Praxis der massenhaften Datenerfassung grundsätzlich grundrechtsverträglich ist, selbst wenn sie nur Nicht-Deutsche betreffen würde (Papier 2016; Huber 2016; Wissenschaftliche Dienste 2016). All diese Fragen werden durch die Gesetzesänderungen adressiert, allerdings auf eine besondere Weise – nämlich wie folgt.

Die Regierung hätte mit dem neuen Gesetz versuchen können, die in mehrererlei Hinsicht problematisierte Praxis der Datenerfassung zu unterbinden. Stattdessen erlaubt der überarbeitete Text dem BND nun ausdrücklich »vom Inland aus mit technischen Mitteln Informationen einschließlich personenbezogener Daten« zu erheben und zu verarbeiten (Deutscher Bundestag 2016i; Biermann 2016e). Selbst die Bundesregierung versteht die Gesetzesänderung nicht als Maßnahme zur künftigen Vermeidung der kritisierten Praktiken, sondern in erster Linie als rechtliche Klärung. »Somit wird die Rechtssicherheit und damit die Handlungsfähigkeit des BND gestärkt. Die Aufklärungsfähigkeit des BND wird dadurch nicht beschnitten« (Bundesregierung 2016). Dabei ist die Gesetzesänderung eine Form der Sorge, weil sie Probleme bearbeitet, die durch die Ausschussarbeit brisant geworden sind. Fragwürdig ist allerdings die Nachhaltigkeit des beschrittenen Lösungswegs,

Protokollen des Untersuchungsausschusses [...]. Und was passiert jetzt? Nichts! Keine Reue, kein Umsteuern, kein Zur-Rechenschaft-Ziehen der Verantwortlichen« (Deutscher Bundestag 2016h: 19626).

da die Änderungen die problematisierten Praktiken fortsetzen und stabilisieren. Unabhängig von einer inhaltlichen Bewertung bleibt damit die Gefahr im Raum, dass diese oder ähnliche Praktiken abermals zum Problem werden.¹⁵ Für mein Projekt sind solche Überlegungen zur regierungstechnischen Nachhaltigkeit dieses Vorgehens jedoch zweitrangig, relevant ist der Vorgang vor allem als Marker der digitalen Krise der Privatheit. In dieser Hinsicht bleibt festzuhalten, dass die in der Arena entfaltete Form der Sorge um Privatheit – nämlich der Einsatz für individuelle Informationskontrolle und ihren staatlichen Schutz – mit den Gesetzesänderungen zurückgedrängt wird, insofern diese digitale Überwachungspotenziale bevorzugen.

Das zweite Abschlussereignis und formale Ende des NSAUA ist die Veröffentlichung des Berichts des Ausschusses Mitte 2017 (Sensburg et al. 2017). Das 1902-seitige Dokument klafft in einer offensichtlichen Weise auseinander: So konnten sich die Ausschussmitglieder nicht auf eine gemeinsame Fassung des Berichts einigen und in der Folge wird der von den Repräsentant:innen der Koalition vertretene Großteil des Berichts durch ein sogenanntes Sondervotum der Opposition von gut 300 Seiten ergänzt. In den zwei Teilen finden sich sehr unterschiedliche Interpretationen der gemeinsamen Ausschussarbeit bis hin zu offenen Vorwürfen gegenüber der jeweils anderen Seite.¹⁶ Die kollegiale Praxis der Welt des Parlaments konnte sich im Bericht anscheinend nicht verwirklichen.

Ein Blick in den Bericht zeigt zwei divergierende Einschätzungen des NSAUA. Für die Koalitionsvertreter:innen belegt die Ausschussarbeit, dass

15 Sascha Lobo schreibt in einem humorvoll zynischen Kommentar zur Änderung: »Das BND-Gesetz ist ein grandioses ›recipe for disaster‹, was grauenvollerweise die letzte Chance für die Einsicht in die Reformnotwendigkeit sein könnte. Denn wenn es nicht vom Bundesverfassungsgericht vernichtet werden sollte, wirkt das neue BND-Gesetz wie eine YPS-Bastelanleitung ›So baust Du Dir Deinen eigenen Geheimdienst-GAU‹ (Lobo 2016).

16 An dieser Stelle nur zwei prägnante Beispiele aus dem Berichtsdokument. Im Teil der Koalition steht: »Es zeugt nicht von staatspolitischer Verantwortlichkeit, wenn die Opposition fortwährend versucht hat, dieses Vertrauen [in die deutschen Nachrichtendienste, F. P.] über jede berechnete sachliche Kritik hinaus mit diffusen Verdächtigungen und klar widerlegbaren Behauptungen zu untergraben« (Sensburg et al. 2017: 1389). Im oppositionellen Sondervotum ist zu lesen: »Vielmehr hat die Bundesregierung in Kooperation mit einer überdeutlich als ›Schutztruppe der Regierung‹ agierenden Ausschussmehrheit die Aufklärungsarbeit des Ausschusses in unerträglicher Weise und über das ›normale‹ Maß hinausgehend erschwert und behindert (Sensburg et al. 2017: 1402).

die Erfassung digitaler Kommunikation für deutsche Nachrichtendienste unerlässlich ist, diese neue Aufgabe den BND aber vor »erhebliche technische und rechtliche Probleme stellte« (Sensburg et al. 2017: 1315). Die entscheidenden Hindernisse sind einerseits »Defizite und Fehler im BND«, andererseits die »große technische Komplexität und Undurchschaubarkeit digitaler Netze und der technischen Möglichkeiten ihrer Überwachung« (Sensburg et al. 2017: 1389). Deshalb seien »rechtliche Graubereiche« entstanden, die eine »Klarstellung der Rechtsgrundlagen der nachrichtendienstlichen Praxis« erforderlich machten (Sensburg et al. 2017: 1388). Die oben diskutierten Änderungen des BND-Gesetzes – als wichtigste Konsequenz der Ausschussarbeit – seien in dieser Situation eine angemessene Reaktion »auf organisatorische und technische Defizite und die erhobenen Vorwürfe« und schafften »dringend notwendige Rechts- und Handlungssicherheit« (Sensburg et al. 2017: 1393).

Im Sondervotum der Opposition wird die Ausschussarbeit dagegen aus anderen Gründen als »wichtig und ausgesprochen erfolgreich« bewertet (Sensburg et al. 2017: 1394). Als Erfolg gilt die Aufklärung und Veröffentlichung von »rechtsstaatlich problematisch[en] bis offen rechtswidrigen Geheimdienstpraktiken« (Sensburg et al. 2017: 1394). Der Ausschuss hätte dabei eine »Verletzung von Grundrechten« zutage befördert (Sensburg et al. 2017: 1400), etwa durch die Erkenntnis, dass »deutsche und andere Nachrichtendienste massenhaft und anlasslos Kommunikationsdaten [sic!] erfasst und ausgewertet« haben (Sensburg et al. 2017: 1426). Dadurch sei die »Wahrnehmung des Rechts auf informationelle Selbstbestimmung [...] ebenso verwehrt wie das Grundrecht auf Gewährleistung der Vertraulichkeit und Integrität informationstechnischer Systeme« (Sensburg et al. 2017: 1433). Die von Regierung und Koalition gelobten Änderungen des BND-Gesetzes werden im Sondervotum abgelehnt, weil es »dem BND die Überwachung von Telekommunikation ohne jeden Anfangsverdacht gegen einzelne Personen oder Gruppierungen« gestatte (Sensburg et al. 2017: 1689) und »weiterhin eine weitgehend anlasslose Massenüberwachung« (Sensburg et al. 2017: 1696) ermögliche.

An diesen Ausschnitten des Abschlussberichts lässt sich gut erkennen, wie unterschiedlich die Bewertungen des NSAUA ausfällt. Die Repräsentant:innen der Koalition sehen den Erfolg in der Aufdeckung und daraus resultierenden Lösung organisatorischer und technischer Defizite, die einer staatlich organisierten Überwachung mit digitalen Mitteln im Wege stehen. Die Vertreter:innen der Opposition dagegen verzeichnen als Erfolg, dass der Ausschuss diese Form der Überwachung aufgedeckt und in Teilen als grundgesetzwidrig identifiziert hat. Bemerkenswert ist schließlich, dass die Arbeit des NSAUA in bei-

den Fällen positiv ausfällt. Das ist sicherlich einer generellen Notwendigkeit geschuldet, die eigene politische Arbeit in der Öffentlichkeit als erfolgreich zu präsentieren. Doch die positive Bewertung auf beiden Seiten speist sich möglicherweise noch aus anderen Quellen. Wie sich an der Änderung des BND-Gesetzes zeigt, ist nicht so sehr die Existenz der im Ausschuss behandelten Überwachungspraktiken umstritten, sondern viel mehr der praktische Umgang mit ihnen. Insofern kann der Ausschuss tatsächlich in unterschiedlicher Weise als erfolgreich gelten, insofern die problematisierten Praktiken jeweils sehr unterschiedliche, aber für sich genommen viable Formen der Sorge angestoßen haben.

In diesem Sinne schließt der NSAUA dann aber mit einer Polarisierung: Einerseits hat sich eine Sorge um Privatheit aktualisiert, die den staatlichen Schutz der individuellen Informationskontrolle wahren will. Andererseits sind aus dem Ausschuss Bemühungen erwachsen, die den Arkanbereich von Regierung und Nachrichtendiensten bewahren und mit digitalen Mitteln ausbauen. Sowohl die Gesetzesänderung als auch der Abschlussbericht zeugen davon, dass die Sorge um individuelle Informationskontrolle der Sorge um arkane Abwägung in der Tendenz unterlegen ist.

3.3.4 Outro: Überwachung als Krise der Kontrolle

Die Kontroverse und ihre Positionen sind ein spezifischer Ausdruck der gegenwärtigen Krise des Privaten. Evident wird zunächst, dass der NSAUA bestimmte Formen der Sorge um Privatheit aktualisiert, d.h. Weisen der kollektiven Arbeit zur Bewahrung des Privaten, das in der Kontroverse als schützenswert und schutzbedürftig aktualisiert wird. Die Formen der Sorge markieren dabei, um welche Variante des Privaten es bei diesen Bemühungen geht; im Mittelpunkt steht eine staatlich gewährleistete Privatheit der individuellen Informationskontrolle, die dem entspricht, was ich im zweiten Teil dieser Arbeit als kontrollbasierte Privatheit des 20. Jahrhunderts identifiziert habe. Der Einsatz für individuelle Informationskontrolle mobilisiert zugleich Gegenbewegungen. Regierung und Nachrichtendienste sorgen sich in erster Linie darum, den eigenen Arkanbereich zu sichern und digitale Überwachungspotenziale nicht auszuschließen. Im Rahmen dieses Gegenprogramms wird die in der Arena aktivierte Sorge nicht einfach missachtet, sondern teilweise sogar nutzbar gemacht, um neue Möglichkeiten der Überwachung zu institutionalisieren. Viele der rechtlichen und organisatorischen Probleme, die die Kontroverse zutage fördert, können neutralisiert werden. Sowohl die Änderungen des

BND-Gesetzes als auch die regierungsnahen Teile des Abschlussberichts machen deutlich, dass die Probleme in einer Weise bearbeitet werden, die digitale Überwachung weniger erschwert als ermöglicht.

Insgesamt lässt sich von einer Oszillation der Sorge um Privatheit sprechen, die sich zwischen zwei entgegengesetzten Polen bewegt: einerseits in Richtung einer staatlich gewährleisteten Privatheit der individuellen Informationskontrolle, andererseits hin zur Modifikation dieser staatlichen Gewähr zugunsten digitaler Überwachungspotentiale. Diese Oszillation beschreibt schließlich den Möglichkeitsraum des Privaten in der Arena. Privatheit wird aktualisiert und stabilisiert als individuelle Informationskontrolle und als solche durch digitale Möglichkeiten der Kommunikation und ihrer Überwachung unterlaufen. Der Sorge um eine Privatheit der Kontrolle stehen also digitale Kontrollkrisen gegenüber. Diese äußern sich im Verlauf der Kontroverse durch die wachsende Relevanz bestimmter Computertechnologien wie Datenfilter und Netzinfrastrukturen. In dieser Hinsicht erarbeitet sich der NSAUA, in welcher Weise mithilfe digitaler Technologien in das Soziale interveniert wird. Die Beteiligung von Computern an der gesellschaftlichen Kommunikation tritt in Gestalt staatlicher Aufzeichnung, Filterung und Interpretation auf und befeuert gleich mehrerer Kontrollkrisen. Die staatlichen Akteur:innen sind hier keineswegs unschuldig, aber doch auch selbst Opfer einer Krise der Kontrolle: Um die Gelegenheiten digitaler Überwachung nicht verstreichen zu lassen, werden Krisen auf unterschiedlichen Ebenen in Kauf genommen. Sowohl die individuelle Informationskontrolle als auch die parlamentarische Kontrolle der Nachrichtendienste werden zugunsten digitaler Überwachung aufs Spiel gesetzt.

3.4 Kritik an Privatheit: Die Postprivacy-Kontroverse (PPK)¹⁷

3.4.1 Intro: Die Postprivacy-Kontroverse als Kritik an Privatheit

Es geht mir im Folgenden darum, die Gestalt der aktuellen Krise des Privaten genauer zu bestimmen und herauszufinden, welche Rolle die Digitalisierung dabei spielt. Auch in diesem Fall handelt es sich um eine öffentliche Kontroverse, in der das Private als unklare Angelegenheit verhandelt wird. Was ich

17 Teile dieses Textes sind an anderer Stelle erschienen (Pittroff 2018).

als *Postprivacy-Kontroverse* (PPK) untersuche, ist eine vergleichsweise kompakte Debatte im deutschsprachigen Raum, in der die Annahme diskutiert wird, Privatheit sei langfristig nicht zu bewahren und ihr Verschwinden möglicherweise sogar zu begrüßen (vgl. Ganz 2017: 235ff; Burkartet al. 2014). Die PPK, so wie ich sie hier verstehe, wurde angestoßen durch einen Vortrag von Christian Heller im Dezember des Jahres 2008 (Heller 2008). In den darauffolgenden Jahren versammelt sich um den Begriff und seine Auslegung eine lose Gruppe von Personen und Positionen, die an den Vorschlag anschließen und die Zukunft des Privaten in Zeiten der Digitalisierung verhandeln. Heller selbst veröffentlicht 2011 ein Buch mit dem Titel »Post-Privacy: Prima leben ohne Privatsphäre« (Heller 2011), das sowohl den Höhepunkt als auch den Anfang der Auflösung der Kontroverse markiert.

Gerade diese Kontroverse qualifiziert sich für eine genauere Untersuchung erstens durch den ungewöhnlich kritischen Zugriff auf das Problem des Privaten. Während im oben besprochenen NSAUA eine Sorge um Privatheit dominiert, steht in der PPK die Kritik am Privaten im Mittelpunkt. Es geht weniger um den Schutz des Privaten als um dessen Probleme und Unzulänglichkeiten. Zweitens entfaltet sich die PPK – im Gegensatz zum stark formalisierten und eng an die Institutionen des deutschen Staates angebunden NSAUA – in informellen Kreisen, die sich durch einen experimentellen Umgang mit digitalen Technologien und deren Teilnahme am Sozialen auszeichnen. Drittens ist die Kontroverse an einem besonderen Zeitpunkt in der bisherigen Geschichte der Digitalisierung verortet. Es ist eine Phase der Euphorie, die geprägt ist vom Erfolg des sogenannten Web 2.0 und den dafür entscheidenden Social-Media-Plattformen.

Die PPK verstehe ich – ebenso wie den NSAUA – als spezifische Artikulation der Krise des Privaten im Zuge der Digitalisierung. Im Unterschied zum NSAUA äußert sich die kollektive Suche nach Lösungen in der Kontroverse im Modus der Kritik, also weniger schützend und bewahrend, stärker ausgerichtet auf Alternativen. Die Auseinandersetzung formiert die Krise des Privaten in einer dem entsprechenden Weise. Zum einen affirmiert die Kritik durch ihre Opposition eine bestimmte Form des Privaten, nämlich die für das 20. Jahrhundert typische Privatheit der Kontrolle. Und ist damit also mit der Suche nach Alternativen nicht so erfolgreich, wie es die Radikalität der Kontroverse vermuten lassen könnte. Dem gegenüber registriert die Kontroverse aber auch deutlich die Kontrollprobleme der postdigitalen Kultur und stößt Experimente an.

Zur Darstellung und Analyse der PPK gehe ich in folgendermaßen vor: Zunächst (3.4.2.) beschreibe ich die soziale Arena und die sozialen Welten, die sich in ihr versammeln, um ein Bild der sozialen Ökologie (Strauss 1978; Clarke/Leigh Star 2008) zu entwickeln, in welcher sich die Kritik des Privaten entfaltet. Die zentralen sozialen Welten der Arena sind die *Welt des Hackens*, die *Welt der Netzgemeinde* und die *Welt des Datenschutzes*. Danach (3.4.3.) rekonstruiere ich vor diesem Hintergrund, wie der gemeinsame Streitfall (Marres 2007) in der Arena formatiert wird, d.h. in diesem Fall, in welcher Weise das Private einer Kritik unterzogen und dieser gegenüber verteidigt wird. Dabei äußert sich die Kritik am Privaten vor allem als eine Kritik der Kontrolle. Daran anschließend gehe ich einigen Experimenten in der Kontroverse nach, die Grenzpraktiken jenseits der Kontrolle registriert (3.4.4.), und über Alternativen zur privaten Person spekulieren (3.4.5.). Im Schlusskapitel (3.4.6.) geht es neben einer Zusammenfassung um die Bedeutung der PPK als Krise des Privaten.

3.4.2 Die Arena der Kontroverse

Die Kontroverse nimmt ihren Anfang als Provokation in der *Welt des Hackens*. Christian Heller hält 2008 einen Vortrag mit dem Titel »Embracing Post-Privacy« (Heller 2008) auf dem Chaos Communication Congress, der jährlichen Veranstaltung des Chaos Computer Clubs (CCC). Der CCC ist – mindestens im deutschsprachigen Raum – die wichtigste Organisation in der Welt des Hackens und nach eigenen Angaben »die größte europäische Hackervereinigung« (Chaos Computer Club o.J. a). Die Kernpraktik der Welt besteht im dekonstruktiven und spielerischen Umgang mit Computern, Technologie und, im weitesten Sinne, Systemen aller Art.¹⁸ Steven Levy beschreibt die US-amerikanische Kultur der Hacker:innen wie folgt: »Hackers believe that essential lessons can be learned about the systems – about the world – from taking things apart, seeing how they work, and using this knowledge to create new and even more interesting things. They resent any person, physical barrier, or law that tries to keep them from doing this« (Levy 2010:

18 Armin Nassehi beschreibt in Anschluss an Niklas Luhmann die Funktion der Technik als »das Funktionieren« (Nassehi 2019: 205). Luhmann dazu: »Technische Arrangements [können] Konsens einsparen. Was funktioniert, das funktioniert« (Luhmann 1998: 518). Aus dieser Perspektive lässt sich dann auch sagen, es gehört zur Kernpraktik der Welt des Hackens genau dieses Funktionieren in Frage zu stellen.

28). Analog dazu lautet der erste Grundsatz der weithin anerkannten Hackerethik: »Der Zugang zu Computern und allem, was einem zeigen kann, wie diese Welt funktioniert, sollte unbegrenzt und vollständig sein« (Chaos Computer Club o.J. b). Mit dieser Herangehensweise an Technik korrespondiert zugleich ein tiefes Misstrauen gegenüber ihrer Zuverlässigkeit und ihren Missbrauchspotenzialen. Daraus resultiert ein traditionell engagierter Einsatz für Datenschutz und das Recht auf informationelle Selbstbestimmung durch die Welt des Hackens (Ganz 2015: 39). In den 1980er Jahren ergänzt der CCC seine Version der Hackerethik um zwei Grundsätze, die explizit Fragen der Informationskontrolle betreffen. Insbesondere der letztere offenbart den positiven Bezug der Welt des Hackens zum Privaten: »Öffentliche Daten nützen, private Daten schützen« (Chaos Computer Club o.J. b). Was Kritiken am Privaten betrifft, ist die Welt des Hackens folgerichtig skeptisch. Privatheit wird vor allem als Schutzinstanz gegenüber mächtigen Institutionen wie Staat oder Unternehmen wertgeschätzt.

Während Hellers Postprivacy-Vorschlag die positive Haltung der Welt des Hackens gegenüber Datenschutz herausfordert, spiegeln sich in ihm die Semantiken und Praktiken der jüngeren *Welt der Netzgemeinde*. Ich habe die Welt oben schon angesprochen, weil sie auch im Fall des NSAUA eine Rolle spielt. Sie ist vor allem mit dem Erfolg und der Verbreitung von Social-Media-Plattformen und den damit ermöglichten postdigitalen Kommunikations- und Vernetzungsformen verbunden. Die Kernpraktik der Welt der Netzgemeinde besteht in der persönlichen Vernetzung mittels digitaler Technologien inklusive der reflexiven Beschäftigung mit diesen Praktiken. Über die Praktiken der Netzgemeinde informiert beispielhaft das Programm der Konferenz *re:publica*, die als zentrale Veranstaltung der sozialen Welt zum ersten Mal 2007 unter dem Motto »Leben im Netz« stattfindet. Diskutiert werden die Rolle digitaler Vernetzungsformen, die Regeln ihres Austauschs und Möglichkeiten der Kommerzialisierung (*re:publica* 2007). Auch das 2006 erschiene Buch *Wir nennen es Arbeit* (Friebe/Lobo 2007) dokumentiert prototypisch, wie in der Netzgemeinde mit dem Erfolg digitaler Technologien Hoffnungen auf neue Formen des Lebens und Arbeitens verbunden werden. Die Welt der Netzgemeinde ist schließlich ein Fall der von Felix Stalder identifizierten Kulturform der postdigitalen Gemeinschaftlichkeit: Die Netzgemeinde lebt von informellem und persönlichem Austausch, in der die Konstitutionen der Personen und des Kollektivs als gleichzeitige und reziproke Prozesse erfahren werden (Stalder 2016: 141–145). In Folge ist die Kommunikation von »personenbezogenen Daten« mithilfe digitaler Technologien, insbesondere Social-Media-Infrastruk-

turen, elementar für die Reproduktion der Netzgemeinde, auch wenn diese Praktiken nicht immer mit den Grundsätzen des Datenschutzes und der Datensparsamkeit harmonieren. Die Welt der Netzgemeinde steht deshalb nicht jeder Kritik an Privatheit ablehnend gegenüber, ist aber durchaus bestimmt von einer Sorge um den Schutz vor staatlicher Überwachung, wie im Fall des NSAUA deutlich wurde.

Die Entfaltung der PPK korrespondiert zeitlich mit der Entstehung der Welt der Netzgemeinde. Christian Heller und andere Akteur:innen der PPK beginnen ungefähr 2007 die für die Welt der Netzgemeinde integrale Social-Media-Plattform *Twitter* zu nutzen. Wenige Jahre später, Anfang 2011, gründen an diesem Versammlungsort der Netzgemeinde Postprivacy-Vertreter:innen die lose Vereinigung »Datenschutzkritische Spackeria« (Spackeria o.J.). Der Name geht zurück auf eine kritische Äußerung gegenüber der Postprivacy-Position durch Constanze Kurz. Die prominente Sprecherin des CCC bezeichnet Befürworter:innen des Postprivacy-Vorschlags auf dem Chaos Communication Congress des Jahres 2010 als »Postprivacyspacken« (Bogk et al. 2010). Sowohl die Bildung eines Zusammenschlusses als auch die prominenten Gegenstimmen machen deutlich, dass die Position ein gewisses Gewicht erlangt hat. Deshalb lässt sich von einer *Postprivacy-Bewegung* in den Welten des Hackens und der Netzgemeinde sprechen. Bewegungen im Sinne der hier verwendeten Theorie sozialer Welten und Arenen sind weder ungewöhnlich noch notwendigerweise politisch im engeren Sinne (Strauss 1978: 125). Die Existenz der Bewegung, ihre Koinzidenz mit der Netzgemeinde sowie ihre polemische Namensgebung weisen schließlich daraufhin, dass sich in ihr neue Spannungen zwischen den Welten des Hackens und der Netzgemeinde praktischen Ausdruck verleihen.

Mit wachsender Aufmerksamkeit für die Postprivacy-Idee positioniert sich auch die *Welt des Datenschutzes*. Die Praktiken dieser Welt zielen auf die Umsetzung und Einhaltung datenschutzrechtlicher Grundsätze, um Machtasymmetrien zwischen Individuen und Organisationen zu reduzieren (Barlag et al. 2017: 142). Die Welt des Datenschutzes ist in Deutschland institutionell tief verwurzelt; sie verfügt über Organisationen in Form von Datenschutzbehörden und kann sich auf Grundrechte berufen, so vor allem auf das sogenannte Recht auf informationelle Selbstbestimmung, das mit dem Volkszählungsurteil des Bundesverfassungsgerichts im Jahr 1983 etabliert wurde und die individuelle Selbstbestimmung über die eigenen persönlichen Daten zum Ziel hat (BVerfG 1983; Jandt 2016). Peter Schaar, einer der bekanntesten deutschen Datenschützer und Bundesbeauftragter für den

Datenschutz und die Informationsfreiheit von 2003 bis 2013, äußerte sich 2011 interessiert, aber vor allem kritisch zu Hellers Buch (Schaar 2011). Analog dazu zeigt sich die Welt des Datenschutzes ablehnend gegenüber der Kritik an Privatheit in der Arena.

Organisationale Schnittstelle zwischen diesen drei Welten der PPK war zu dieser Zeit die deutsche Piratenpartei. Auch der Aufstieg und Fall der netzpolitischen Partei vollzieht sich etwa zur selben Zeit wie die Ereignisse der PPK (Lobo/Lauer 2014). Gemessen an Wahlergebnissen und am Einzug in mehrere Landesparlamente befindet sich die Partei in den Jahren 2011 und 2012 auf dem Höhepunkt ihres Erfolges. Der Postprivacy-Vorschlag wird innerhalb der Partei kontrovers diskutiert: Uneinigkeit besteht dabei über die Rolle der Informationskontrolle und über mögliche Widersprüche zwischen Datenschutz und Transparenz in einer digitalen Gesellschaft (Paetau 2011). Dass der Postprivacy-Vorschlag überhaupt in der Partei aufgegriffen und diskutiert wird, darf schon als Hinweis auf seine Relevanz für die beteiligten Welten gelten (Hensel 2012), Postprivacy-Positionen bleiben innerhalb der Partei jedoch immer in der Minderheit. Aus Perspektive der Bewegung ist die Partei durchaus kompatibel mit Postprivacy-Positionen: Michael Seemann – zu dieser Zeit neben Christan Heller eine der zentralen Figuren der Bewegung – interpretiert die Politik der Partei insgesamt im Sinne der Postprivacy-Idee mit einem Schwerpunkt auf mehr Transparenz und Zugang (Seemann 2011b). Auch wenn die Piratenpartei zum Großteil dem klassischen Datenschutz verschrieben bleibt, findet die Kontroverse auch hier Resonanz.

Diese drei Welten der PPK (Hacken, Netzgemeinde, Datenschutz) weisen also klar konträre Dispositionen gegenüber dem Postprivacy-Vorschlag auf. Gemein sind ihnen jedoch Kernpraktiken, die sich um den Gebrauch digitaler Technologien drehen und diesen reflexiv begleiten. Praktiken der Erzeugung und Manipulation von Daten sind in keiner der Welten bloß Mittel zum Zweck, sondern stets Grundlage ihrer Assoziation: keine Welt des Hackens ohne »Spaß am Gerät« (Chaos Computer Club o. J. b), keine Welt der Netzgemeinde ohne Social Media und keine Welt des Datenschutzes ohne gefährdete Daten. In diesem Sinne sind alle drei Welten mit postdigitaler Kultur vertraut und je auf ihre Weise sensibel für digitale Kontrollprobleme. Dass die PPK an der Schnittstelle dieser sozialen Welten abhebt und Reichweite entfalten kann, ist deshalb ein relevanter Gradmesser für eine krisenhafte Transformation zwischen Privatheit, Datenschutz und Digitalisierung (Ganz 2015: 40).

3.4.3 Kritik der Kontrolle

Nachdem ich die wichtigsten Welten vorgestellt habe, will ich mich im Folgenden der kollektiven Streitsache zuwenden, die diese Welten in einer Arena zusammenbringt. Ausgehend von der Kritik, wie sie von der Postprivacy-Bewegung geäußert wird, ist es aufschlussreich nachzuvollziehen, wie das Private im Verlauf der Kontroverse und unter den spezifischen Vorzeichen der Arena als Problem ausgestaltet wird. Vor diesem Hintergrund werde ich darlegen, wie die Kritik am Privaten in der PPK als eine Kritik an Daten- und Informationskontrolle auftritt. Was die Krise des Privaten anbelangt, gelangt damit eine Privatheit der Kontrolle in den Fokus der Kritik. Die Kontroverse dreht sich im Kern um die These der Postprivacy-Bewegung, Privatheit sei langfristig nicht zu bewahren und ihr Verschwinden möglicherweise zu begrüßen. Diese Form der Kritik am Privaten formuliert Christian Heller zugespitzt wie folgt:

»Die Privatsphäre ist ein Auslaufmodell. Unser Sein und Handeln, egal wie persönlich oder geheimniskrämerisch, ist zunehmend für andere einsehbar. Wir müssen lernen, damit klarzukommen. Wir treten ein in ein Zeitalter der ›Post-Privacy‹: in ein Leben nach der Privatsphäre. [...] Schuld ist das Internet.« (Heller 2011: 7f.)¹⁹

Es ist der letzte Satz dieses Zitats, der auf die zentrale Prämisse der Kritik verweist. Begründet wird das scheinbar unausweichliche Verschwinden des Privaten mit dem Erfolg der Digitalisierung, die jede Kontrolle von Daten unmöglich mache. Diese These firmiert im weiteren Verlauf der PPK auch unter dem Begriff des »Kontrollverlusts«, wie er zuerst von Michael Seemann formuliert wird (Seemann 2014: 38). Er bezeichnet die von der Bewegung unterstellte Unmöglichkeit der Kontrolle der Produktion, Verteilung und Auswertung von Daten. Diese Prämisse eines datenzentrierten Kontrollverlusts lässt zunächst den Schluss zu, dass die Kritik an Privatheit in der PPK von den

19 Als Heller die Kritik im Jahr 2008 zum ersten Mal vorträgt, klingt noch stärker der fragende und experimentelle Ansatz an, der die Bewegung dauerhaft bestimmen und hier nicht unterschlagen werden soll: »The breaking away of privacy in the digital world is often understood as something dangerous, and for good reasons. But could there be opportunities in it, too? [...] Maybe we won't need ›privacy‹ at all in the future because we will value other, new liberties more strongly? [...] The conditions of privacy are rapidly changing. We have to evaluate these changes with a perspective that does justice to new modes of identity, sociality and culture« (Heller 2008).

Erfahrungen der jungen Welt der Netzgemeinde geprägt ist. In der Netzgemeinde wird praktisch erlebt, dass die Verbreitung der »personenbezogenen« Daten, die durch den Datenschutz reguliert werden sollen, persönliche und gemeinschaftliche Beziehungen hervorbringen kann. Wie oben dargelegt ist die Netzgemeinde in dieser Hinsicht ein prototypischer Fall postdigitaler Gemeinschaftlichkeit (Stalder 2016: 144): Das praktizierte »Leben im Netz« (re:publica 2007) mittels persönlicher Kommunikation und unter Beteiligung von Social-Media-Infrastrukturen ist hier nicht nur Mittel des Austauschs, sondern integrale und reflexive Kernpraktik. Entsprechend ist die Netzgemeinde – viel mehr als die Welten des Hackens und des Datenschutzes – auf die Sammlung, Kuration und Verteilung persönlicher Daten angewiesen, um ihre Kernpraktik zu reproduzieren und zu reflektieren.

Vor diesem Hintergrund ist es wenig verwunderlich, wenn die Kritik am Privaten in der Kontroverse als eine Kritik an Datenschutz auftritt. Diskutiert wird, ob die für den Datenschutz konstitutive Kontrolle von Daten hinsichtlich fortschreitender Digitalisierung langfristig möglich bleibt und ob in dieser Situation Daten- oder Vernetzungssparsamkeit angemessene Reaktionen sein können. Postprivacy-Vertreter:innen wenden gegen Datenschutz ein, er schränke immer auch Freiheiten ein und halte wünschenswerte Entwicklungen auf (Seemann 2011a; Schramm 2011), etwa wenn die »Offenheit« der digitalen Kommunikation durch datenschützende Eingriffe gefährdet wird (Fasel 2011). Datenschutz gilt als prekärer Kompromiss mit der staatlichen Ordnung, der angesichts der Snowden-Enthüllungen infrage stehe (Tante 2013). In Reaktion verteidigen dann die Gegner:innen des Postprivacy-Vorschlags das Private folgerichtig auch als Datenschutz. Der Kritik halten sie entgegen, die Kontrolle von Daten sei trotz Digitalisierung nicht nur weiterhin möglich, sondern auch wünschenswert (Schaar 2011). Ein gelungener Datenschutz sichere dann die »Datensouveränität des Einzelnen« (Rieger 2012) und helfe »Handlungsspielräume zu erhalten« (Kurz/Rieger 2011: 202). Im Anschluss daran werden Praktiken, die nicht dem Modell der Datensparsamkeit entsprechen, von den Kritiker:innen der Bewegung mit mangelnder Aufklärung oder Verantwortung erklärt (Kurz/Rieger 2011: 205). Auch wenn der Diagnose des Kontrollverlusts nicht ausdrücklich widersprochen wird, gilt Datenschutz dennoch nicht als wirkungslos oder kontraproduktiv (Sanczny 2013; Neumann 2010). »Ein löchriger Datenschutz ist für Menschen, die auf den Schutz ihrer Daten angewiesen sind, besser als gar keiner« (Sanczny 2012). Frank Rieger, Sprecher des CCC und prominenter Gegner der Postprivacy-Idee, paraphrasiert die Position der Bewegung polemisch wie folgt:

»Gut ist, was den Menschen besser erfassbar, evaluierbar und somit der wirtschaftlichen Effizienzlogik unterwerfbar macht. Schlecht ist alles, was dem Individuum mehr Macht über seine Daten verschafft und die Big-Data-Konzerne am ungestörten Expandieren hindert – man will schließlich die als Internetdienste und soziale Netze daherkommenden Werbeplattformen möglichst ungestört nutzen.« (Rieger 2012)

Bei all dem wird deutlich, dass es in der Kontroverse häufig nicht um das Private insgesamt geht, sondern um die Kontrolle von Daten oder Informationen. Zugespielt lautet die Prämisse der Postprivacy-Bewegung: Weil Datenkontrolle im Zuge der Digitalisierung unmöglich wird, ist das Private insgesamt dem Untergang geweiht. Dieser Kurzschluss zwischen Datenkontrolle und Private bedeutet dann zunächst eine Verengung des gemeinsamen Problems auf eine bestimmte Variante des Privaten. Datenschutz wird – nicht ganz zu Unrecht (Uhlmann 2020: 54ff.) – als Instrument zur Durchsetzung der informationellen Selbstbestimmung wahrgenommen, die wiederum rechtlicher Ausdruck einer Privatheit der Kontrolle ist. Modell steht hier jene Variante des Privaten aus dem 20. Jahrhundert, die auf Grenzpraktiken der Zugangskontrolle baut und letztlich individuell reguliert werden soll (Rössler 2001: 136, Goffman 1983: 106; Ochs 2021a). Durch die Zuspitzung des Privaten insgesamt auf diese spezifische Variante wird zwar eine möglicherweise problematisch gewordene Privatheit dem Test der Kritik unterzogen, aber zugleich außen vor gelassen, dass es alternative Weisen des Privaten geben könnte. Die Konsequenz davon ist eine Verengung der Diagnose der Krise des Privaten auf eine spezifische Form des Privaten. Mit dieser Ausrichtung steht die Kontroverse im Übrigen nicht alleine, sondern scheint angeschlossen an benachbarte Debatten um die Zukunft des Privaten, die ebenfalls auf das Thema einer – letztendlich individualistisch konzipierten – Informationskontrolle verengt sind (Coll 2014; Ochs 2015). Das allerdings blockiert eine Debatte über Privatheiten, die weniger stark auf die Kontrolle von Daten angewiesen sind.

Durch empirische Forschungen ist gut nachgewiesen, dass sich in digitalisierten Situationen wie etwa in der alltäglichen Nutzung von Social-Media-Plattformen mittlerweile Grenzpraktiken etabliert haben, die nicht notwendigerweise auf eine individuell regulierte Datenkontrolle angewiesen sind. Abgesehen von Praktiken der (temporären) Nicht-Nutzung, die Datenkontrolle durch schlichten Verzicht auf Kommunikation und Vernetzung erreichen (Ochs/Büttner 2018: 72; Stäheli 2021: 423), gibt es auch Praktiken, die Informationskontrolle ohne Datenkontrolle zu erreichen versuchen. Dies

geschieht einerseits durch Techniken der Verschleierung, die den Informationsgehalt einer Kommunikation hinter Ironie oder kulturellen Referenzen verbergen (Marwick/boyd 2014; Barth 2015) oder auch in einer größeren Menge teils widersprüchlicher Informationen verstecken (Miller 2012: 104; Brunton/Nissenbaum 2015: 1). Andererseits sind Praktiken der Delegation zu beobachten, mit denen Nutzer:innen die Sorge um den Zugang zu Informationen an eine mehr oder weniger vertrauenswürdige Institution abgeben, insbesondere natürlich an die verwendeten Plattformen (Ochs/Büttner 2018: 61ff; Uhlmann 2020: 155f.). Die Erwähnung dieser heterogenen Praktiken soll an dieser Stelle deutlich machen, dass Grenzpraktiken jenseits individuell regulierter Kontrolle zwar grundsätzlich existieren, aber in der Kontroverse ausgeblendet werden, da das Private insgesamt mit der Kontrolle von Daten gleichgesetzt wird.

Andererseits ist diese Form der Kritik am Privaten auch Ausdruck einer besonderen Sensibilität für die Unzulänglichkeiten bestimmter Formen der Kontrolle im Zuge der Digitalisierung. Ich habe schon theoretisch skizziert, inwiefern im Zuge der Digitalisierung Möglichkeiten der Kontrolle von Kommunikationen, Informationen und Daten prekär werden (3.2.). Probleme ergeben sich daraus, dass mit der Teilnahme von Computern an der Kommunikation nicht mehr transparent ist, wo welche Daten oder Informationen verfügbar sind. Die PPK lässt sich in diesem Sinne als eine konkrete Reaktion auf den allgemeinen Kontrollüberschuss verstehen, insofern hier relevante Probleme registriert und verhandelt werden. Diese Sensibilität zeigt sich etwa an Debatten um Strategien des Selbst Datenschutzes in der PPK. Befürworter:innen eines klassischen Datenschutzes hoffen, Nutzer:innen nach dem Modell einer »Datensouveränität des Einzelnen« ermächtigen zu können (Rieger 2012) und sehen im Selbstschutz mithin eine individuelle Verantwortung gegenüber anderen.

»Der sparsame, sorgsame Umgang mit den eigenen Daten betrifft nicht nur einen selbst. [...] Der soziale Umgang mit Menschen, die keine Privatsphäre-Manieren haben oder gar offensiv Post-Privacy-Ideologien vertreten, kann im Ernstfall ähnlich riskant sein wie intimer Umgang mit habituellen Safe-Sex-Verweigerern.« (Kurz/Rieger 2011: 205)

Die Postprivacy-Bewegung meldet diesen Strategien gegenüber Zweifel an. Vor dem Hintergrund der Prämisse des »Kontrollverlusts« gilt Selbstschutz als dysfunktional, weil Erhebung, Verteilung und Verknüpfung von

Daten unkontrollierbar seien, insbesondere wenn die Kontrolle individuell reguliert werden müsse (Heller 2011: 14ff; Seemann 2014: 38). Auch aus Sicht der Netzgemeinde – an dieser Stelle vertreten durch die Autor:innen Kathrin Passig und Sascha Lobo – wird die Postprivacy-These deshalb auch als Kritik am Selbstschutz gelesen. In einer verhältnismäßig diplomatischen Auslegung entnehmen die beiden Autor:innen der Postprivacy-Position vor allem die Forderung, Datenschutzfragen weniger individuell zu konzipieren und stattdessen Institutionen noch stärker zu einer verantwortungsvollen Datennutzung zu verpflichten (Passig/Lobo 2012: 209). So wird die teils radikale Kritik am Datenschutz in der Kontroverse zum Anlass genommen, um eine individualistische Datenschutzordnung zu diskutieren. Insgesamt hat der Fokus auf Kontrolle in der PPK also *einerseits* eine vor allem semantische Verengung des Privaten auf eine Privatheit der Kontrolle zur Folge, die aber *andererseits* eine besondere Sensibilität für digitale Kontrollprobleme ermöglicht, mit deren Hilfe insbesondere die individualistische Dimension der Kontrolle kritisiert wird.

3.4.4 Jenseits der Kontrolle

Die PPK ist aber nicht ganz und gar auf die Kritik und Verteidigung von Kontrolle beschränkt, sondern geht an einigen Stellen über diese hinaus. Vor dem Hintergrund einer Verengung des Privaten auf Kontrolle und einer spezifischen Sensibilität für digitale Kontrollprobleme werden in der Kontroverse auch Grenzpraktiken jenseits der Kontrolle registriert. In dieser Hinsicht lohnt sich ein Blick auf die Behandlung mit Social-Media-Plattformen. Vonseiten der Gegner:innen der Postprivacy-Idee wird den Nutzer:innen solcher Dienste vor allem zum Verzicht geraten: Entsprechende Plattformen dürften allenfalls sparsam genutzt werden (Kurz/Rieger 2011: 205) und seien aufgrund ihrer Geschäftsmodelle als Diensteanbieter:innen oder soziale Netze von zweifelhaftem Nutzen (Rieger 2012). Überlegungen der Postprivacy-Bewegung zu möglichen positiven Effekten nicht-kontrollierender Datenpraktiken seien deshalb ein »realitätsfernes Gedankenexperiment« (Kurz/Rieger 2011: 252).

Demgegenüber lässt sich aber auch die Frage stellen, warum Social Media vielen Nutzer:innen anscheinend als »unbedrohlich, spannend, gar erfolgversprechend« erscheint (Ganz 2011). Postprivacy-Vertreter:innen sind in dieser Frage ein Stück weit sensibler für die Widersprüchlichkeit der Nutzung entsprechender Plattformen und entdecken deshalb auch dort viable

Grenzpraktiken, wo aus der Perspektive eines klassischen Datenschutzes nur Verfehlungen zu verzeichnen sind. So wird etwa Facebook – sicher polemisch zugespitzt – in der Postprivacy-Bewegung als »Retter der Privatsphäre« interpretiert, weil die Plattform – gegen das Modell von Datenschutz und informationeller Selbstbestimmung – Privatheit »neu erfand«, insofern Zugänge und Sichtbarkeiten mittels Privacy-Settings der Nutzer:innen untereinander reguliert werden können (Seemann 2015). Dass eine solche »Plattformprivacy« freilich nicht gegenüber der Plattform selbst oder gegenüber anderen Institutionen wie Staaten oder Unternehmen schützen kann, ist auch in der Bewegung bekannt (Seemann 2015). Nichtsdestotrotz handelt es sich um relevante Grenzpraktiken, wie sie auch aus der empirischen Forschung bekannt sind; kein Datenschutz nach dem Modell einer Privatheit der Kontrolle, sondern Praktiken des Vertrauens oder der Delegation (Ochs/Büttner 2018: 61ff.).²⁰ Hier wird deutlich, wie vor dem Hintergrund der spezifischen Kritik in der PPK Grenzpraktiken registriert werden, die nicht dem Modell einer Privatheit der Kontrolle entsprechen, insofern die Regulierung von Zugängen in Teilen den verwendeten Plattformen anvertraut werden.

Eine ähnlich gelagerte Sensibilität für Grenzpraktiken jenseits individueller Kontrolle dokumentiert eine Passage in Christian Hellers Buch *Post-Privacy* (2011). Heller schildert hier einen Mechanismus bei der Nutzung der Dating-Plattform *OkCupid*, die er in diesem Zuge als »Testlabor der Post-Privacy« bezeichnet (Heller 2011: 142).²¹ Auf der Plattform können Nutzer:innen eine Vielzahl von Fragen über sich selbst und ihre Präferenzen beantworten, wobei die Antworten jeweils nur für diejenigen sichtbar werden, die dieselbe Frage beantwortet haben (Heller 2011: 142f.). Der Zugang zu bestimmten Informationen wird damit ein Stück weit der Plattform anvertraut. Auch wenn Heller selbst den Mechanismus als Beispiel einer erstrebenswerten Veröffentlichung

20 Vgl. hierzu die Unterscheidung zwischen *sozialer* und *institutioneller* Privatheit von Kate Raynes-Goldie, deren Beobachtungen von Nutzer:innen von Facebook zeigen, dass diese durchaus an Privatheit interessiert sind – »contrary to much of the mainstream rhetoric, my participants did care about privacy« (Raynes-Goldie 2010) –, nur richten sich deren Sorgen auf die Freund:innen im Netzwerk und weniger auf die Plattform oder andere überwachende Institutionen.

21 *OkCupid* war zu dieser Zeit noch nicht Teil der *Match Group*, die im Jahr 2020 rund zwanzig Dating-Dienste besessen hat. Auch wenn die beschriebene Funktion bis zum heutigen Tag erhalten geblieben ist, hat die Plattform seither vermutlich einiges von jenem experimentellen Potenzial eingebüßt, das Heller 2011 so fasziniert hat.

– »gegenseitige Entblößung auf Augenhöhe« (Heller 2011: 143) – begreift, handelt es sich meiner Auffassung nach doch viel eher um eine Grenzpraktik, die Kontrollkompetenzen an die Plattform delegiert.

Diese Reflexionen in der PPK speisen sich zum Teil aus praktischen Erfahrungen mit postdigitaler Gemeinschaftlichkeit in der Welt der Netzgemeinde, wo persönliche Kommunikation mittels digitaler Technologien als Kernpraktik kultiviert wird. In zugespitzter Form lässt sich dies auf der Webseite von Christian Heller beobachten, der nicht nur die Kontroverse angestoßen hat, sondern von 2009 bis 2017 auch praktisch mit einer weitreichenden Veröffentlichung persönlicher Informationen experimentiert hat (Heller o.J.). Zugänglich sind auf Hellers selbstverwalteter Seite etwa Angaben über seine Steuererklärungen oder einzelne Tagesabläufe, die seine Vorträge, Treffen und Haushaltstätigkeiten umfassen. Einige Einträge wurden durch andere Nutzer:innen kommentiert und verweisen so auf die gemeinschaftlichen Effekte dieser persönlichen Kommunikationsform.

Es geht in diesen Fällen nicht darum zu zeigen, dass in der PPK nachhaltige Lösungen für die digitale Krise des Privaten entwickelt werden – das ist nicht der Fall. Ich will stattdessen deutlich machen, dass in der Kontroverse relevante Probleme identifiziert und postdigitale Praktiken der Nutzer:innen ernst genommen werden – einerseits als Praktiken der Gemeinschaftlichkeit, andererseits als Grenzpraktiken jenseits einer prekär gewordenen Privatheit der Kontrolle. In der Kontroverse wird damit registriert und reflektiert, dass Nutzer:innen ihren Möglichkeiten entsprechend mit neuen Praktiken experimentieren, die ihnen Kompromisse zwischen postdigitaler Kommunikation und Grenzziehung ermöglichen. Mit etwas Optimismus lässt sich sagen: es handelt sich um limitierte Versuche des Privaten in Zeiten digitaler Kontrollverschiebungen. Aus einer pessimistischen Perspektive ist aber leider auch festzuhalten, dass diese Versuche – im Sinne der zwei Seiten des Kontrollüberschusses (Baecker 2007: 170) – auch die Kontrollpotenziale der verwendeten Plattformen erhöhen.

3.4.5 Eine postprivate Person?

Die Sensibilität für Grenzpraktiken jenseits der Kontrolle findet in der PPK schließlich auch Ausdruck in Überlegungen zur Form der Person und ihrer Erreichbarkeit. Ich will bei dieser Gelegenheit daran erinnern, dass die im zweiten Teil der Arbeit besprochenen Privatheiten der Moderne sich mithin dadurch auszeichnen, dass sie die Prozesse der Personalisierung in je spezifi-

schen Weisen mitgestalten. Im Falle der Privatheit der Kontrolle wird subjektive Innerlichkeit als Entscheidungszentrum konzipiert und die Person entsprechend als eine Instanz adressiert, die die Erreichbarkeit reflexiv reguliert. Dieser Zusammenhang zwischen Privatheit und Personalisierung spiegelt sich auch in der PPK: In dem Maße, in dem individuell regulierte Kontrolle semantisch und praktisch in Zweifel gezogen wird, verliert auch die korrespondierende Form der Person an Plausibilität. Weil das Private und das Persönliche in der Moderne in dieser Weise aneinander gebunden sind, würde eine Transformation dieser Verbindung auch beide Seiten betreffen. In diesem Sinne will ich mir genauer ansehen, wie die Erreichbarkeit menschlicher Wesen in der PPK von der Postprivacy-Bewegung behandelt wird. Dabei wird freilich keine ausgefeilte Theorie der Person zu finden sein, aber doch Versuche eines anderen Verständnisses von Personalisierung. Diese will ich nicht als prophetische Zukunftsmodelle verstanden wissen, nicht als Fingerzeig in eine unausweichliche Zukunft, sondern lediglich als Dokumente der Erfahrung einer gegenwärtigen Krise.

Im Sinne einer Kontrastfolie will ich mit jenen Positionen beginnen, die der Postprivacy-Idee in der Kontroverse entgegengestellt werden. Stark gemacht wird in Verteidigung einer Privatheit der Kontrolle die »Datensouveränität des Einzelnen« und »alles, was dem Individuum mehr Macht über seine Daten verschafft« (Rieger 2012). Ziel dieser individuellen Ermächtigung sei es, »die Individualität, letztlich die Menschenwürde« (Kurz/Rieger 2011: 205) zu bewahren. Diese Modellierung entspricht soweit der dezisionalen Person, wie ich sie im zweiten Teil als Entsprechung der Privatheit der Kontrolle identifiziert habe (vgl. auch Ganz 2015: 41). Die kommunikative Erreichbarkeit dieser Person wird von ihr selbst möglichst autonom und mittels souveräner Verfügung über die sie betreffenden Daten reguliert. Das Gegenmodell dazu aus der Postprivacy-Bewegung heraus formuliert Christian Heller mit einer polemischen Aneignung des Rechts auf informationelle Selbstbestimmung.

»Wenn wir den Einzelnen ermächtigen wollen, dann sollten wir ihm dieses Recht in die Hand geben: auf jede mögliche Weise die Welt zu sehen und zu denken, sprich: sie auf jede mögliche Weise in Informationen aufzulösen und neu zu verknüpfen. Da heute die Computer unseren Geist fortsetzen, heißt das auch: alles an Daten über die Welt zu sammeln, was der Einzelne will, und in jeder beliebigen Weise von einem Rechner auswerten zu lassen. Jeder soll selbst bestimmen, was er an Informationen aufnimmt und mit diesen anstellt. Man könnte ein solches Recht ein Recht auf freies Sehen und

Denken nennen. Ebenso könnte man es nennen: ›Recht auf informationelle Selbstbestimmung‹. Leider ist dieser Begriff bereits von einer anderen, ganz und gar gegensätzlichen Denkschule in Beschlag genommen.« (Heller 2011: 71)

Dieses sicherlich utopisch formulierte Zitat versammelt noch einmal einiges von dem, was die optimistische Seite der Postprivacy-Bewegung ausmacht.²² Mich interessiert an dieser Stelle aber vor allem, welches Konzept von Personalisierung hier – mithin zum Zwecke der Kritik – mobilisiert wird. Auch wenn die Idee einer souveränen Innerlichkeit vordergründig erhalten bleibt, gibt es auch einen fundamentalen Unterschied: Die Innenwelt ist nicht mehr in erster Linie Entscheidungszentrum des Sendens, sondern gewinnt ihre Gestalt im Empfang von Informationen (vgl. auch Ganz 2015: 41). Für die Personalisierung bedeutet das eine Umstellung von Kontrolle auf Zugang: persönliche Erreichbarkeit ist keine Frage der individuell regulierten Kontrolle, sondern ergibt sich aus dem Anspruch auf einen möglichst vollständigen Zugang zur Welt. Diese Vorstellung geht mit der Hoffnung einher, eine weniger regulierte Erreichbarkeit könnte eine Abkehr von Modellen der zentrierten Person bedeuten und stattdessen stärker einer fragmentierten Personalisierung Rechnung tragen.²³

»Postprivacy ist vielleicht – wenn man sie weiterdenkt – sogar das Ende einer jeden Forderung des ›Soseins‹ an das Individuum [...] Klar, ist das verwirrend

-
- 22 Vieles davon ließe sich sicherlich auf die Ideenwelten des Silicon Valley zurückführen (vgl. etwa Turner 2008; Daub 2020) und erinnert in ihrer Ausrichtung auf möglichst unbeschränkten Zugang an die ersten beiden Grundsätze der Hacker-Ethik: »Access to computers – and anything that might teach you something about the way the world works – should be unlimited and total. Always yield to the Hands-On Imperative! [...] All information should be free.« (Levy 2010: 28).
- 23 Abgesehen davon, dass die Ideen einer fragmentierten Subjektivität inhaltlich nicht neu ist, hat diese Form der Kritik auch strukturelle Vorläufer:innen. Andreas Reckwitz identifiziert in seiner Subjektgeschichte der Moderne mehrere »ästhetische Bewegungen« – kulturelle Gegenbewegungen, die jeweils eine Form von Subjektivität propagieren und praktizieren, die von der vorherrschenden Subjektkultur abweicht (Reckwitz 2020: 89). Typisch für diese Bewegungen – verblüffend ähnlich zum Fall der Postprivacy – ist eine Kritik an der sozialen Fixierung des Einzelnen sowie Gegenmodelle der »Steigerung und Multiplizierung durch (außer-)alltägliche Erfahrung« (Reckwitz 2020: 445). Ästhetische Bewegungen treten als Avantgarden auf, die die hegemoniale Kultur untergraben, dabei aber nicht selbst dominant werden (Reckwitz 2020: 286ff.).

und unbefriedigend. Genau so verwirrend und unbefriedigend wie das Individuum [sic!], das in Wirklichkeit nie eine einheitliche, kohärente Identität ausbildete [...] Die Akzeptanz und das Leben mit diesen Brüchen und Idiosynkrasien ist wahrscheinlich die größte Herausforderung der Postprivacy.« (Seemann 2011a)

Was sich hier in der Kontroverse abbildet, sind keine elaborierten Theorien der Person und sollten auch nicht als solche behandelt werden. Es sind aber relevante Dokumente eines reflexiven Umgangs mit der Krise des Privaten im Zuge der Digitalisierung, und als solche Hinweise auf die Gestalt dieser Krise. Ich werde die Erkenntnisse dazu im folgenden Schlusskapitel der Analyse der PPK zusammentragen.

3.4.6 Outro: Leben im Netz nach der Kontrolle

Die Fallanalyse der PPK erbringt nützliche Hinweise zur Gestalt der Krise des Privaten. Wie der NSAUA und seine Kontroverse ist auch die PPK ein konkreter Ausdruck dieser Krise, nur dass in diesem Fall die Möglichkeiten der Kritik am Privaten im Mittelpunkt stehen. Ein genauerer Blick auf diese Kritik hat gezeigt, dass sich auch diese Kontroverse vor allem auf Kontrolle kapriziert und dabei das Private genau in diesem Sinne verengt. Eine Folge dieser Zuspitzung ist dabei eine besondere Sensibilität für digitale Kontrollprobleme und deren individualistische Dimension. Das ist ein weiterer Anhaltspunkt dafür, dass es sich bei der digitalen Krise des Privaten um eine Krise der Kontrolle handelt. Weil Kontrollprobleme in der PPK kritische Aufmerksamkeit erfahren, werden dann auch Grenzpraktiken jenseits der Kontrolle registriert, die ein Stück weit auf eine individuelle Regulierung von Daten verzichten und Kontrollkompetenzen an jene Plattformen delegieren, die die postdigitale Kommunikation organisieren. Weder diese Praktiken noch deren Reflexion durch die Postprivacy-Bewegung können die Krise des Privaten auflösen, aber sie verweisen auf die Gestalt des Problems: ein Bedeutungsverlust individuell regulierter Kontrolle.

Was die PPK außerdem auszeichnet, ist eine gewisse Sensitivität für den Zusammenhang von Privatem und Persönlichem, wie ich ihn im zweiten Teil dieser Arbeit versucht habe darzulegen. In dem Moment, in dem die Grundlagen der Privatheit der Kontrolle mit einigem Recht in Zweifel gezogen werden, skizziert die Postprivacy-Bewegung ein Gegenmodell zu jener Person, die die eigene Erreichbarkeit reguliert. Nicht mehr die zentrale Kontrolle über den

Zugang zur Person durch die Person soll entscheidend sein, sondern ein möglichst umfassender Zugang zur Welt. Die Spekulationen in der PPK gewinnen ihre Bedeutung vor allem im Kontext ihrer Entfaltung, d.h. als Elemente einer Kontroverse, die sich rund um die Kritik am Privaten und die Möglichkeiten der Kontrolle entspinnt und in postdigitale Erfahrungswelten eingebettet sind. Ich werde sie deshalb im folgenden Schlusskapitel noch in einem größeren Zusammenhang diskutieren.

3.5 Outro: Die Gestalt der digitalen Krise des Privaten

Das zentrale Argument in diesem Teil war, dass die digitale Krise des Privaten die Gestalt einer Krisen der Kontrolle annimmt. Diese These habe ich zunächst durch allgemeine theoretische Überlegungen zur Digitalisierung des Sozialen unterfüttert, wonach die Teilnahme von digitalen Technologien an der Kommunikation sowie präemptive und reaktive Kulturformen, die diese Teilnahme begleiten, kommunikative Kontrollkrisen befeuern, d.h. neue Möglichkeiten und Schwierigkeiten des Mitvollzugs von Kommunikationen nach sich ziehen. Vor diesem theoretischen Hintergrund habe ich konkrete Krisen des Privaten besprochen, um festzustellen, welche Formen die Krise des Privaten annimmt und in welcher Weise Digitalisierung daran beteiligt ist.

Im Fall des NSAUA tritt die digitale Krise des Privaten als Sorge um staatlich gewährleistete Informationskontrolle auf. Die Debatten im und um den Untersuchungsausschuss zeigen ein widersprüchliches Verhältnis des Staates zum digitalen Kontrollüberschuss. Einerseits sollen die individuelle Informationskontrolle ebenso wie demokratische Kontrollmechanismen gewährleistet sein, andererseits wird ihr Verlust zumindest teilweise in Kauf genommen, um neue Kontrollpotenziale der digitalen Überwachung aufzubauen. Zumindest in dieser Kontroverse ist eine Neigung in Richtung Überwachung zu verzeichnen, was auf eine Destabilisierung der Grundlagen einer Privatheit der Kontrolle hindeutet. Im Fall der Postprivacy-Kontroverse wird diese Destabilisierung registriert und in eine Kritik am Privaten übersetzt. Weil die Grundlagen der Kontrolle – und mit ihnen das Private insgesamt – als verloren gelten, steht die Rolle und Notwendigkeit individueller Kontrolle im Mittelpunkt. In beiden Fällen zeigen sich also in unterschiedlicher Weise die Effekte des Zusammenstreffens einer digitalen Verschiebung von Kontrollmöglichkeiten mit einer Variante des Privaten, die in mehr als einer Hinsicht auf bestimmte Formen der Kontrolle angewiesen ist.

Auf den Spuren der Krise des Privaten stößt man also auf den digitalen Kontrollüberschuss. Das macht deutlich, dass vor allem die Privatheit des 20. Jahrhunderts unter Druck geraten ist, die mittels Praktiken der Zugangskontrolle Situationen der Autonomie herzustellen versucht. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn im Zuge der hier dokumentierten Krisen der (Privatheit der) Kontrolle auch persönliche Autonomie zu einem prekären Gut wird. Für Beate Rössler, deren Arbeit hier prototypisch für die Privatheit der Kontrolle steht, ist der Zusammenhang von Kontrolle und Autonomie eindeutig: Ohne Praktiken der Zugangskontrolle ist persönliche Autonomie nicht möglich (Rössler 2001: 139).

Felix Stalder skizziert eine etwas andere Perspektive auf die digitale Intervention in das Verhältnis von Kontrolle und Autonomie. Seiner Auffassung nach geht die Krise des Privaten auf zwei zusammenhängende Transformationsprozesse zurück: Einerseits etablierten sich neue digitale Möglichkeiten persönlicher Autonomie, die nicht mehr in einer sozial distanziierten Innenwelt verankert seien, sondern in »vernetzten Projekten, in denen Sozialität verhandelt und gelebt wird« (Stalder 2019: 106). Andererseits komme es zu einer Steigerung und Konzentration von Kontrollpotenzialen in den Händen mächtiger Institutionen, die den Nutzer:innen zwar die Infrastrukturen der neuen, gemeinschaftlichen Autonomie bereitstellten und durch Techniken der Personalisierung passgenaue Unterstützung anböten, ihre Zentralstellung dabei aber – ihren ökonomischen Interessen entsprechend – zur Manipulation der Nutzer:innen verwenden würden (Stalder 2019: 107). Stalder hat hier also jene Seite des Kontrollüberschusses im Blick, die Kontrollkonzentrationen befördert.

Er äußert sich in diesem Zusammenhang direkt und zum Zwecke der Abgrenzung seiner eigenen Position zur Kontroverse um die Postprivacy-Bewegung. Für ihn ist die Herangehensweise der Postprivacy-Bewegung nicht mehr als eine »Sackgasse«, die weder die veränderten Kontrollpotenziale noch die neuen Möglichkeiten der Autonomie angemessen deuten könne (Stalder 2019: 108). Stadlers Vorschlag ist, den Transformationen institutioneller Kontrolle und persönlicher Autonomie durch eine »Privatsphäre 2.0« zu begegnen, die eine »horizontale« Erreichbarkeit von Personen untereinander nicht verhindert, dabei aber sicherstellt, dass die Personen »vertikal« gegenüber mächtigen Institutionen unzugänglich bleiben, um zu verhindern, dass Letztere von wenigen zentralen Punkten aus die horizontalen Kommunikationsströme protokollieren oder modulieren (Stalder 2019: 108f.). Was diese Variante des Privaten grundsätzlich von ihren Vorläufer:innen unterscheidet, so Stalder schließlich,

sei, »dass als Ort des Privaten nicht mehr das individuelle Denken und Fühlen, in der inneren Welt, konzipiert wird, sondern der soziale Raum des Austausches innerhalb von freien, horizontalen Assoziationen« (Stalder 2019: 109). Diese Variante des Privaten würde also die Zentrierung der Person zugunsten einer verteilten Konstellation aufgeben.

Stalder erinnert mit dieser Einschätzung zur Krise des Privaten sowie der Transformationen von Kontrolle und Autonomie an die Kontrollpotenziale einer postdigitalen Personalisierungsordnung. Eine Person des Zugangs, wie sie in der PPK angelegt ist, muss eben nicht nur eine Dezentrierung und Bereicherung der Person bedeuten, sondern eröffnet zugleich neue Möglichkeiten ihrer Zentralisierung und Kontrolle durch Plattformen (vgl. etwa Zuboff 2018: 293ff.). Stalders Vorschlag der Auflösung dieses Dilemmas durch die Unterscheidung zwischen horizontaler und vertikaler Erreichbarkeit kann vor allem für strategische Problembearbeitungen instruktiv sein. Auch scheint es nur konsequent, den Zentrierungsanstrengungen der Plattformen eine dezentral gedachte Privatheit gegenüberzustellen, um die Konstitutionsbedingungen einer vernetzten Autonomie zu fördern und zu bewahren. Die Konturen einer solchen Privatheit müssten aber erst noch deutlicher erarbeitet werden. Ich werde dazu im Schlussteil der Arbeit noch Überlegungen anstellen. An dieser Stelle lässt sich aus sozialtheoretischer Perspektive aber die Frage stellen, ob der Autonomie-Begriff nicht grundsätzlicher hinterfragt werden muss, um der postdigitalen Transformation – wie sie auch in der PPK aufscheint – Genüge zu tun.

Einen Schritt weiter gehen hier Katharina Block und Sascha Dickel mit ihrem Versuch einer »Deproblematierung menschlicher Autonomie« (Block/Dickel 2020: 125). Hintergrund dieser Überlegungen bilden einerseits theoretische Positionen, »welche das autonome Subjekt unter technologischen Vorzeichen dezentrieren« (Block/Dickel 2020: 110), und andererseits empirische Situationen, »in denen das autonome Subjekt als Leitaspekt von Vergesellschaftungsprozessen zurückgedrängt wird oder [...] eine hinderliche Größe darstellt« (Block/Dickel 2020: 114). Daran anschließend vertreten die beiden Autor:innen schließlich die These, dass es Konstellationen gibt, in denen der Verlust menschlicher Autonomie weder theoretisch noch praktisch als Problem auftritt (Block/Dickel 2020: 110). Deshalb sei es an der Zeit, solche Situationen des »Undoing Autonomy« (Block/Dickel 2020: 125) als empirischen Gegenstand ernst zu nehmen und einer theoretischen Reflexion zu unterziehen, die über deren Korrekturbedürftigkeit hinausreicht. Die PPK lässt sich in diesem Sinne als Schauplatz eines solchen *Undoing Autonomy* deuten, an dem

Autonomieerwartungen semantisch und praktisch an Bedeutung verlieren (Block/Dickel 2020: 124). So stellen Block und Dickel – analog zur Postprivacy-Bewegung – die Frage, inwiefern beispielweise die Nutzung digitaler Medien Autonomieverluste einschließt, die nicht problematisch sind (Block/Dickel 2020: 125).

Wenn es zutrifft, dass im Zuge der digitalen Krise des Privaten und der ihr zugrundeliegenden Kontrollkrise auch persönliche Autonomie radikal transformiert (Stalder 2019) oder gar deproblematisiert (Block/Dickel 2020) wird, wäre das schließlich ein weiterer Grund nach einer Personalisierung jenseits klassischer Autonomie zu fragen. Das ist eines der Themen des nächsten und letzten Teils meiner Arbeit. Wenn das Private als ermöglichende und formatierende Infrastruktur der Autonomie an Bedeutung verliert, hat das schließlich Folgen für die Möglichkeiten und Beschränkungen der Personalisierung. Ansätze davon waren in der PPK zu beobachten.

Vor diesem Hintergrund lässt sich vermuten, dass Personalisierung nicht notwendigerweise an persönliche Autonomie gebunden sein muss. Im ersten Teil dieser Arbeit habe ich schon dargelegt, dass mein personalisierungstheoretischer Ansatz eine Herangehensweise anbietet, die menschliche Autonomie nicht voraussetzen muss, sondern als möglichen Effekt der Personalisierung untersuchen kann. Es sind die Bedingungen einer Privatheit der Kontrolle, die die Erreichbarkeit subjektiver Innerlichkeit in einer Weise formatieren, die Personen als autonome Entscheidungszentren adressierbar machen.

4. Die verteilte Person: Digitalisierung des Persönlichen

4.1 Intro: Beziehungsweisen der verteilten Person

Nachdem ich die Thesen vertreten habe, dass das Private einen formatierenden und zentrierenden Effekt auf das Persönliche ausübt (2.) und die Privatheit der Kontrolle mit der Digitalisierung an Einfluss verliert (3.), will ich nun in diesem Teil der Arbeit prüfen, welche neuen postdigitale Weisen der Personalisierung im Zuge der Digitalisierung zu beobachten sind. Diese sind schließlich ein Hinweis darauf, dass sich Privates und Persönliches voneinander ablösen und das Persönliche freigesetzt wird. Anhaltspunkte dafür finden sich schon in der oben besprochenen Postprivacy-Kontroverse, in der – im Kontext postdigitaler Kulturformen und einer kritischen Prüfung des Privaten und seiner Formen der Kontrolle – mit neuen Konzepten menschlicher Innerlichkeit und Erreichbarkeit experimentiert wird. Die daran anknüpfende Frage, wie sich Weisen der Personalisierung mit der Digitalisierung ändern, führt schließlich zurück zur Hauptthese meiner Arbeit, dass nämlich eine Diffusion des Persönlichen vonstattengeht, die sich in einer Verteilung der Elemente, Techniken und Situationen der Personalisierung manifestiert.

Um einer solchen Verteilung auf die Spur zu kommen, werde ich im Folgenden drei Beziehungsweisen besprechen, in denen eine Digitalisierung des Persönlichen zu beobachten ist. Das ist erstens die moderne Freundschaft und ihr digitaler Wandel (4.2.), zweitens die Herstellung und Verbreitung von Selfie-Fotografien (4.3.) und drittens die datenökonomische Infrastrukturierung der Person (4.4.). In allen drei Fällen ist das Persönliche – als Verfügbarkeit menschlicher Innerlichkeit – ein elementares Anliegen, das jeweils mit unterschiedlichen Mitteln verfolgt und in unterschiedlichen Ausprägungen erreicht wird. Alle drei Beziehungsweisen müssen dabei als digitalisiert gelten, insofern digitale Technologien und Kulturformen für ihre Genese konstitutiv sind.

Die ersten beiden Beziehungsweisen unterscheiden und ergänzen sich hinsichtlich ihres Maßstabs: Während Freundschaft eine breite Perspektive auf persönliche Beziehungen ermöglicht, handelt es sich bei der Selfie-Produktion um ein vergleichsweise kompaktes Phänomen, das ich entsprechend kleinteiliger untersuche. Die dritte Studie erweitert die Untersuchung schließlich, insofern sie nicht von der Person und ihren Beziehungen aus startet, sondern von einem strukturellen Spannungsgefüge auf der Ebene der Gesellschaft, in das die Person eingebettet ist. In allen drei Fällen steht die Frage im Mittelpunkt, wie sich die Konstitutionsbedingungen des Persönlichen unter Beteiligung digitaler Technologien verändern.

Die Ergebnisse dieser Studien führe ich abschließend in der Figur der *verteilten Person* zusammen. Damit möchte ich veränderte Weisen der Personalisierung im Zuge der Digitalisierung bündeln, die sich von denen der privaten Person unterscheiden. Ich habe bereits diskutiert, wie sich letztere im Rahmen bestimmter Varianten des Privaten konstituiert und dabei als zentrale Instanz des Persönlichen auftritt. Demgegenüber ist die verteilte Person Ausdruck einer digitalen Diffusion des Persönlichen – einer Verteilung der Elemente, Techniken und Situationen der Personalisierung –, und deshalb weniger zentriert als die private Person. Die hier untersuchten Weisen der Personalisierung gleichen sich in ihrem Ziel der Erreichbarkeit menschlicher Innerlichkeit, sie unterscheiden sich aber hinsichtlich ihrer Konstitution und ihrer Effekte, die entsprechend unterschiedlich auf die neue Verteilung des Persönlichen verweisen. Bevor ich detailliert in die Untersuchungen einsteige, will ich die Figur der verteilten Person hier kurz an den Fällen plastisch machen.

Die verteilte Person findet sich in den Prozessen der Digitalisierung der Freundschaft. Die Beziehungsweise der modernen Freundschaft ist einerseits eine der zentralen Varianten aus dem Repertoire höchstpersönlicher Beziehungen und zeichnet sich andererseits gegenüber anderen Formen von Intimität durch eine besondere Variabilität aus. Freundschaften sind variabel, was Inhalte, Gestaltung und ihr Verhältnis zum Privaten angeht. Aufgrund dieser Variabilität scheint Freundschaft vielerorts Modell zu stehen für die Digitalisierung persönlicher Beziehungen. Paradigmatisches Beispiel dafür ist die Bezeichnung »Friend« für alle Arten von Verbindungen auf der Social-Media-Plattform Facebook. Dabei werden gerade jene Ausprägungen der freundschaftlichen Beziehungstradition aufgegriffen und intensiviert, die eine Verteilung der Elemente, Techniken und Situationen des Persönlichen befördern. Damit gewinnt dann ein Modus der Personalisierung an Einfluss, der in dreifacher Weise an die Tradition der Freundschaft anschließt: Die Elemente der

Personalisierung sind verteilt, weil Inhalt und Tiefe der Beziehung variabel und elastisch sind. Die Techniken der Personalisierung sind verteilt, insofern die Formen und Werkzeuge der Beziehungspflege heterogen sind und relational ausgehandelt werden können und müssen. Schließlich sind die Situationen der Personalisierung verteilt, insofern sie sowohl neue Zonen des Privaten erschließt als auch neue Formen der Veröffentlichung nutzt.

Die verteilte Person manifestiert sich außerdem in jenen Beziehungsweisen, die mit Hilfe von Selfies aufgebaut werden. Selfies sind dabei nicht nur digitale Fotografien, sondern Mittler:innen des Persönlichen. Sie sind *Plugins* im Sinne Bruno Latours, also nicht-menschliche Helfer:innen, mittels derer sich Menschen zu Personen machen und gemacht werden (Latour 2010: 359f.). Sie fungieren als Transportmittel des Persönlichen und sind damit Ausdruck einer postdigitalen Beziehungsweise. In ihrer Genese sind sie auf heterogene Elemente und Situationen angewiesen, wodurch die Konstitution persönlicher Erreichbarkeit mittels Selfies zu einem hochgradig verteilten Geschehen macht. Diese Verteiltheit tritt mithin als spezifische Infrastruktur auf, durch die digitale Technologien, Plattformen und Publika aufeinander bezogen werden. Die Personalisierung mittels Selfies zeichnen sich schließlich dadurch aus, dass sie die Verteiltheit produktiv zu nutzen vermag, indem Vermittlungen und Übersetzungen transparent ins Selfie eingefügt werden, und persönliche Innerlichkeit als reflexive Gestaltungsinstanz aufscheint.

Schließlich ist die verteilte Person Gegenstand einer Ökonomie des Persönlichen. In einer Literaturstudie kann ich darlegen, dass die verteilte Person einer datenökonomisch motivierten Infrastrukturierung ausgesetzt ist, mit welcher die Verteilung der Elemente, Techniken und Situationen des Persönlichen semantisch und praktisch in Dienst nimmt, um das Persönliche in neuer Weise zu kanalisieren und zu konzentrieren. Dieser Fall unterscheidet sich von den beiden anderen, insofern die verteilte Person hier nicht als Resultat, sondern als Ressource der behandelten Beziehungsweise auftritt. Dabei wird deutlich, dass die verteilte Person weder unangefochten noch unproblematisch sein muss: Der Vermehrung von Optionen, die mit der vernetzten Verteilung des Digitalen einhergeht, stehen datenökonomische Vorhersage- und Kontrollanstrengungen gegenüber, die eine Rezentrierung der Person motivieren (Ochs 2022: 435ff.). Die datafizierten Spuren der verteilten Person bilden hierfür den notwendigen Rohstoff, aus dem die Datenökonomie ihre Versprechen zu raffinieren versucht (Zuboff 2018: 311).

4.2 Freundschaft und ihre Digitalisierung

4.2.1 Freundschaft als Modus der Personalisierung

Es ist mehr als eine Floskel festzustellen, dass Freundschaft soziologisch betrachtet ein ausgesprochen unklares Phänomen ist, das zugleich vom Fach überraschend randständig behandelt wird (Blatterer 2015: 1; Bude 2017: 552; Linek 2017: 560; Schobin et al. 2016: 11). Im Rahmen dieser Arbeit interessiert mich Freundschaft zunächst als weitverbreitete Form persönlicher Beziehungen. Ich werde noch genauer besprechen, was Freundschaft von anderen persönlichen Beziehungen unterscheidet, aber dass es sich um eine persönliche Beziehung handelt, scheint unstrittig. Persönliche Beziehungen verstehe ich dabei im Anschluss an Niklas Luhmann als Beziehungen, »in denen mehr individuelle, einzigartige Eigenschaften der Person oder schließlich prinzipiell alle Eigenschaften einer individuellen Person bedeutsam werden« (Luhmann 1994: 14). Es sind Beziehungen, »in die der Einzelne sein ganzes Selbst einbringen kann« (Luhmann 1994: 194). Die Nähe zu meinem Konzept der Personalisierung – das ja ebenfalls von Luhmann ausgeht – ist evident: Persönliche Beziehungen zeichnen sich diesem Verständnis nach dadurch aus, dass in ihnen Personen besonders umfassend erreichbar sind.¹

Versteht man Freundschaft als eine persönliche Beziehung in diesem Sinne, wird sie auch als ein Modus der Personalisierung ersichtlich. Es ist davon auszugehen, dass Personen in Freundschaften nicht nur umfassend erreichbar

1 Das klingt auch im – spektakulär sperrigen – Begriff der »zwischenmenschlichen Interpenetration« an, den Luhmann synonym zu persönlichen und intimen Beziehungen verwendet (Luhmann 1994: 14, 195). Was die Bandbreite persönlicher Beziehungen betrifft, spricht Luhmann an einigen Stellen von der »ganzen Person«, die in persönlichen Beziehungen zu Geltung kommen könne (Luhmann 1994: 195), und unterscheidet in dieser Hinsicht ausdrücklich zwischen persönlichen und unpersönlichen Beziehungen, »in die der Einzelne sein ganzes Selbst einbringen kann *oder nicht*« (Luhmann 1994: 194, kursiv von mir, F. P.). Ich gehe auf dieser Grundlage davon aus, dass Personen grundsätzlich auch außerhalb persönlicher Beziehungen existieren, aber eben in limitierten Ausschnitten. In unpersönlichen Beziehungen kann die Einzelne »nicht oder nur in den engen Grenzen des jeweiligen Systems« vorkommen (Luhmann 1994: 194). Man könnte behelfsweise zwischen personenbezogenen und persönlichen Beziehungen unterscheiden, der Unterschied ist aber in jedem Fall fließend und die dabei implizierte Schwelle zur persönlichen Beziehung schwer zu bestimmen.

sind, sondern außerdem auf eine spezifisch freundschaftliche Weise. Die folgenden Kapitel dienen dazu, diese Weise genauer aufzuschlüsseln. Das wird dann im Übrigen helfen plastisch zu machen, dass Personalisierung nicht als bloßer Selbstbezug oder Fremdzuschreibung verstanden werden sollte, sondern stets als Relation. Im Zentrum steht die Beziehung der kommunikativen Erreichbarkeit. Die vergleichsweise offene Form der Freundschaft bietet eine gute Gelegenheit, die Möglichkeiten dieser Erreichbarkeit auszuloten. Im Folgenden werde ich deshalb zunächst eine allgemeine Skizze des freundschaftlichen Modus der Personalisierung entwickeln und anschließend dessen Digitalisierung in den Blick nehmen, in der Hoffnung, in diesem Transformationsprozess Hinweise auf die Gestalt der Digitalisierung des Persönlichen insgesamt zu finden. Dabei wird sich zeigen, dass Freundschaft eine Schlüsselrolle für die Entwicklung postdigitaler Personalisierungsweisen spielt.

In einem ersten Schritt soll deutlich werden, dass Freundschaft im Vergleich zu anderen persönlichen Beziehungen wie romantischer Liebe oder Familienbanden weniger stark institutionalisiert, semantisch unbestimmter und in ihren Ausdrucksformen heterogener auftritt. Genauer gesagt will ich zeigen, dass sich moderne Freundschaft dadurch auszeichnet, dass sie inhaltlich, formal und in ihrem Verhältnis zum Privaten vergleichsweise variantenreich und beweglich ist. Freundschaft verfügt – so will ich es zusammenfassen – über eine besondere *Variabilität*, die ich im nächsten Kapitel eingehend entfalten werde (4.2.2.). Es ist dann auch diese Variabilität der Freundschaft – so werde ich anschließend darlegen –, die sie eine Sonderrolle im Prozess der Digitalisierung des Persönlichen spielen lässt (4.2.3.). So wird nämlich ein bestimmtes Modell der Freundschaft in postdigitalen Kontexten mobilisiert, um die Digitalisierung des Persönlichen insgesamt anzuleiten, während auch die Freundschaft selbst in eine bestimmte Richtung verschoben wird. Es ist die freundschaftliche Variabilität, die in diesem Prozess ausgeweitet zu werden scheint. Dass Freundschaft im Zuge der Digitalisierung in dieser Weise aufgegriffen wird, liefert mir schließlich Hinweise auf die Gestalt der postdigitalen Personalisierung insgesamt: Attraktiv scheinen jene Modi der Erreichbarkeit, die variabel sind, was die Inhalte, Formen und das Verhältnis zum Privaten anbelangt. Genau hier zeigt sich die verteilte Person und die Diffusion ihrer Elemente, Techniken und Situationen.

Bevor ich die Variabilität der Freundschaft und ihre Rolle in der Digitalisierung bespreche, sind noch einige Worte zum Begriff der Intimität notwendig. Intimität ist im Rahmen dieser Arbeit schon als Semantik der Privatheit des 19. Jahrhunderts aufgetaucht, womit durchaus die These verbunden

ist, dass Intimität in dieser Zeit und im Rahmen ihrer Institutionalisierung als eine Komponente des Privaten in einem engeren Sinne ihren Platz in der modernen Gesellschaft einnimmt. In einem weiten Sinne – und ich beziehe mich hier ebenfalls auf Konzeptionen Luhmanns – bezeichnet Intimität aber auch das Ergebnis einer Differenz zwischen unpersönlichen und persönlichen Beziehungen (Luhmann 1994: 193). Der Begriff markiert damit grundsätzlich dasselbe wie persönliche Beziehungen, also die Möglichkeit für Personen umfanglich in Erscheinung zu treten (Luhmann 1994: 194). Damit verzichtet Luhmann auf eine Unterscheidung zwischen persönlichen und intimen Beziehungen, schreibt diesen jedoch ausdrücklich »graduellen Charakter« (Luhmann 1994: 14) zu.² Ich schlage vor diesem Hintergrund und in Anschluss an den alltäglichen Begriffsgebrauch vor, intime Beziehungen als besonders intensive persönliche Beziehungen zu verstehen, die dann – personalisierungstheoretisch gesprochen – eine besonders weitgehende Erreichbarkeit erlauben. Es handelt sich aber um keinen qualitativen, sondern einen quantitativen Unterschied. Es ist schließlich gerade für die Untersuchung von Freundschaften hilfreich, die Gradualität persönlicher Beziehungen begrifflich auszudifferenzieren, weil Personen insbesondere in Freundschaften in unterschiedlichem Ausmaß erreichbar sind – umso mehr, desto enger die Freundschaft.

4.2.2 Variabilität: Drei Dimensionen der Freundschaft

In einem ersten Schritt will ich ein grundlegendes Verständnis moderner Freundschaft als Beziehungsform und Modus der Personalisierung entwickeln. Grundsätzlich versuche ich dabei, Freundschaft als Spektrum zu beschreiben: So zeichnen sich freundschaftliche Beziehungen im Vergleich zu anderen persönlichen Beziehungsformen grundsätzlich durch eine besondere *Variabilität* aus, die es genauer aufzuschlüsseln gilt. Ergebnis dieses Vorgehens ist dann keine starre Bestimmung von Freundschaft, sondern vielmehr ein Koordinatensystem freundschaftlicher Beziehungsweisen. Ich will die drei

2 Im Übrigen ist diesem Verständnis nach in persönlichen Beziehungen »nie die Gesamtheit dessen, was konkret einen Einzelmenschen [...] ausmacht, für einen anderen zugänglich« (Luhmann 1994: 14). Entscheidend sei, so Luhmann, dass man auf kommunikativer Ebene »prinzipiell für alles am anderen aufgeschlossen zu sein hat, kein Desinteresse bekunden darf an dem, was der andere persönlich wichtig nimmt, und seinerseits keine Fragen unbeantwortet lassen darf, auch und gerade wenn sie auf Persönliches zielen« (Luhmann 1994: 14).

Dimensionen, die ich zu diesem Zweck identifiziert habe, in diesem Kapitel kurz vorstellen und anschließend einige allgemeine Überlegungen festhalten.

Erstens zeichnen sich Freundschaften durch *Elastizität* aus, insofern sie ein vergleichsweise weites Spektrum an Nähe und Intimität zulassen – Freundschaften können eng und weniger eng sein (Simmel 1992: 402; Suttles 2017: 91; Nötzoldt-Linden 1994: 66). Elastizität bezeichnet die Inhaltsdimension der Freundschaft, insofern mehr oder weniger Facetten der Freund:innen eine Rolle spielen können. Elastizität bezieht sich damit auf den oben erwähnten »graduellen Charakter« persönlicher Beziehungen und verbindet damit die These, Freundschaft nutze diese Gradualität in besonderer Weise aus (Luhmann 1994: 14). Im Anschluss daran lässt sich auch die Personalisierung im Modus einer Freundschaft als elastisch bezeichnen, weil vergleichsweise variabel ist, wie umfassend die Elemente der Person einbezogen und erreichbar sind.

Zweitens lassen sich Freundschaften über ihre spezifische *Relationalität* beschreiben. Sie sind schwach institutionalisiert und verfügen etwa über keine rechtliche Form analog zur Ehe. Freundschaften sind deshalb relational in dem Sinn, dass die Gestaltung der Beziehung in besonderem Maß den Beteiligten selbst obliegt (Simmel 1992: 109; Blatterer 2015: 83; Linek 2017: 568; Foucault 1984: 89; Suttles 2017: 71). Relationalität markiert damit die Formdimension der Freundschaft, insofern die Arten und Weisen ihrer Gestaltung relativ variabel sind. Dementsprechend ist auch die freundschaftliche Personalisierung relational, weil die Formen und Techniken der Erreichbarkeit in besonderem Maße auszuhandelnde Gegenstände der Freundschaft sind.

Drittens fallen Freundschaften durch *Ambivalenz* gegenüber dem Privaten auf. Wie ich an anderer Stelle dieser Arbeit zeige (2.), sind persönliche Beziehungen klassischerweise dem Privaten zugeneigt und auch Freundschaften profitieren beispielsweise von den Informationsasymmetrien privater Grenzbeziehungen (Simmel 1992: 400; Schobin et al. 2016: 202; Nötzoldt-Linden 1994: 154). Nichtsdestotrotz lässt sich die persönliche Beziehung der Freundschaft nicht gänzlich dem Privaten zuschlagen, da sie sich durch eine besondere Außenorientierung auszeichnet (Blatterer 2015: 117; Markus 2010: 19; Suttles 2017: 94). So ist dann auch die Personalisierung der Freundschaft ambivalent in Bezug auf das Private: Die beteiligten Personen sind nicht nur für einander erreichbar, sondern als Freund:innen auch für Außenstehende.

Mit diesen drei Dimensionen will ich den Vorschlag machen, Freundschaft über ihre besondere Variabilität zu bestimmen. Dieser Ansatz liefert keine erschöpfende Theorie der modernen Freundschaft, sondern dient in erster Li-

nie den Zwecken meiner Arbeit. Das bedeutet, ein hinreichend detailliertes Bild der Beziehungsform der Freundschaft zu entwickeln, um anschließend Thesen über ihre Rolle und Transformation im Zuge der Digitalisierung bilden zu können. Dreh- und Angelpunkt sind die vorgestellten Dimensionen der Freundschaft, die ich in einer Analyse klassischer und aktueller Positionen der soziologischen Freundschaftsforschung gewonnen habe und als einen Versuch der Systematisierung dieser Literatur verstehe. Die ersten beiden Dimensionen – Elastizität und Relationalität – beschreiben die Variabilität der Freundschaft entlang der Unterscheidung von Inhalt und Form, die dritte Dimension des Verhältnisses zum Privaten ergibt sich dagegen aus der Ausrichtung meiner Arbeit. Alle drei Dimensionen wurden aber in Auseinandersetzung mit der verwendeten Literatur entwickelt, spielen also eine beachtenswerte Rolle in der soziologischen Beschäftigung mit Freundschaft. Schließlich spiegelt sich in dieser dreigliedrigen Systematik die allgemeine These meiner Arbeit, dass eine digitale Diffusion des Persönlichen zu beobachten ist, die sich durch eine dreifache Verteilung der Elemente, Techniken und Situationen der Personalisierung auszeichnet.

Die drei Dimensionen ermöglichen dabei keine vollständige Beschreibung der Freundschaft, sondern liefern die Skizze eines Koordinatensystems freundschaftlicher Beziehungsweisen, mit dessen Hilfe einige Aspekte des digitalen Wandels der Freundschaft sichtbar werden. Die drei Dimensionen sind dabei bewusst graduell angelegt, um der historischen und individuellen Heterogenität dieser Beziehungsform Rechnung tragen. Dieser Zugriff wird später außerdem helfen, die Digitalisierung der Freundschaft eher als eine Verschiebung, denn als totale Umwandlung zu verstehen. Die Beschreibung der Freundschaft über ihre Variabilität darf aber nicht mit Beliebigkeit verwechselt werden. Die Variabilität grenzt Freundschaft in doppelter Weise von anderen Beziehungen ab: Zum einen gegenüber Intimbeziehungen, die ein höheres Mindestmaß an Intimität und Formalität einfordern, zum anderen aber auch gegenüber loseren persönlichen und unpersönlichen Beziehungen, die sich durch weniger Nähe auszeichnen. Freundschaften als elastisch zu beschreiben, heißt eben nicht nur, dass sie wenig Intimität aushalten, sondern umgekehrt auch, dass mehr Intimität möglich ist und die Beziehung nicht grundsätzlich überfordert. Ähnliches gilt für die Dimension der Relationalität: Freundschaften sind nicht nur relational, weil sie offen sind für Aushandlungen ihrer Form, sie erfordern und erwarten solche Aushandlungen auch.

Elastizität: Inhalte der Freundschaft

Die erste Dimension der Variabilität der Freundschaft will ich hier mit dem Begriff der Elastizität bezeichnen. Freundschaft ist elastisch, weil sie ein vergleichsweise breites Spektrum an Intimität zulässt, d.h. variabel ist im Hinblick drauf, welche und wie viele Elemente der beteiligten Personen in die Beziehungen einbezogen werden. Das bedeutet zum einen, dass unterschiedliche Freundschaften unterschiedlich intim sein können, aber auch, dass dieselbe Freundschaft unterschiedlich intime Phasen durchlaufen kann, ohne in eine Krise zu geraten. So lässt sich sagen, Elastizität markiert die Inhaltsdimension der Freundschaft, weil es hier um die Frage geht, ob und wie viele Elemente der Person in der Beziehung bedeutsam sind. Die Elastizität zeigt sich im Folgenden als Thema in der Freundschaftsforschung, die versucht, die Varianz von Intimität innerhalb freundschaftlicher Beziehungen in Rechnung zu stellen.

Zunächst scheint wenig Zweifel daran zu bestehen, dass höchstpersönliche Freundschaften möglich sind, in denen – ähnlich zur romantischen Liebe – quasi alle Facetten einer Person relevant werden. Für Georg Simmel bauen Freundschaften »ihrer Idee nach, auf der ganzen Breite der Persönlichkeiten« auf und ermöglichen so das »Eintreten des ganzen, ungeteilten Ich in das Verhältnis« (Simmel 1992: 400). Auch Simmels Zeitgenosse Siegfried Kracauer beschreibt die »ideale Freundschaft« als ein »Sich-Finden zweier Menschen, ihrem ganzen im Ich-Bewußtsein zusammengefaßten Wesen nach« (Kracauer 2011b: 48). Später fasst Friedrich Tenbruck Freundschaft als eine »im anderen die Erfüllung der eigenen Individualität suchende und findende [...] persönliche Beziehung« (Tenbruck 1964: 437). Und für Gerald Suttles stehen die »individual tastes, needs, and preferences of the other's real self« im Mittelpunkt einer Freundschaft (Suttles 2017: 73). In all diesen Positionen drückt sich jene Seite der freundschaftlichen Elastizität aus, auf der eine hochintime Beziehung möglich oder gefordert ist.

Zugleich finden sich bei denselben Autor:innen aber auch Versuche, weniger intimen Erscheinungsformen der Freundschaft Rechnung zu tragen. Schon Simmel sieht, dass das – von der antiken und romantischen Tradition geprägte – Modell totaler Freundschaft der modernen Gesellschaften empirisch nicht mehr entspricht und identifiziert deshalb für seine Gegenwart die »differenzierte Freundschaften«, die sich immer nur auf ganz bestimmte Aspekte der befreundeten Person bezieht (Simmel 1992: 401). Für Kracauer ist zum einen »jede wahrhafte Freundschaft [...] elastisch« (Kracauer 2011a:

338), insofern sie immer wieder mit Episoden der Distanz einhergehen.³ Aber auch die ideale Freundschaft würde im Alltag immer wieder durch »mittlere Freundschaften« ergänzt, die sich »zwischen Bekanntschaft und wahrer Freundschaft« befindet (Kracauer 2011b 339). Gerald Suttles beschreibt Freundschaft – gerade wenn es um die Anbahnung oder Intensivierung der Beziehung geht – entlang eines »gradient of intimacy« (Suttles 2017: 92). Während der Entwicklung und Pflege von Freundschaften offenbarten die Beteiligten semantische oder materielle Embleme – persönliche Ansichten, aber auch Kleidung oder Schmuck –, die als Ausdruck der jeweiligen Person verstanden und als solche in der Beziehung aufgegriffen werden können (oder auch nicht) (Suttles 2017: 91).⁴ Hier zeigt sich die andere Seite der Elastizität der Freundschaft, die auch eine selektive, aber nichtsdestotrotz persönliche Erreichbarkeit ermöglicht und aushält.

Einer der populärsten Versuche die Elastizität freundschaftlicher Beziehungen auszudrücken, ist Mark Granovetters Unterscheidung zwischen starken und schwachen Bindungen, die vor allem die empirische Bedeutung der weniger intimen Freundschaften sichtbar macht (Granovetter 1973: 1361). Neuere Arbeiten kritisieren allerdings, dass in den davon inspirierten, netzwerktheoretischen Forschungen Freundschaft allzu oft mit persönlichen Beziehungen anderer Art vermischt werde und dabei ihre spezifische Bedeutung als intime Beziehung verloren gehe (Blatterer 2015: 56; Bude 2017: 553; Linek 2018: 121). Diese jüngere Auseinandersetzung macht deutlich, dass die Frage der Elastizität theoretisch und empirisch virulent bleibt. Es wird dabei hilfreich sein, dem breiten Intimitätsspektrum der Freundschaft gerecht zu werden, ohne sie dabei von der Möglichkeit zur intimen Beziehung abzutrennen.

3 Auch Francesco Alberoni betont die episodenhafte Zeitstruktur der Freundschaft. Im Gegensatz zur romantischen Liebe sei der Rhythmus der Freundschaft granular, ein Gefüge loser Episoden, das Pausen und unterschiedliche Geschwindigkeiten duldet (Alberoni 2017: 30).

4 Lesenswert dazu auch Simmels Exkurs über den Schmuck als »Gegenpol des Geheimnisses« (Simmel 1992: 414). Für Simmel ist Schmuck gewissermaßen eine Weise der Personalisierung, insofern er die Träger:innen erreichbar macht: Im Schmuck, so Simmel, komme »die soziologische und ästhetische Betonung der Persönlichkeit wie in einem Brennpunkt« zusammen, weil »das Für-sich-Sein und Für-andre-Sein wechselseitig Ursache und Wirkung wird« (Simmel 1992: 420).

Relationalität: Formen der Freundschaft

Eine zweite Dimension der Variabilität der Freundschaft bezeichne ich mit dem Begriff der Relationalität. Obwohl natürlich jede Beziehung gewissermaßen relational ist, ist in der soziologischen Literatur die Annahme verbreitet, dass sich die Ausdrucksformen der Freundschaften in besonderer Weise aus der Beziehung selbst ergeben. Freundschaft ist im Vergleich zu anderen intimen Beziehungen weniger stark institutionalisiert und zeichnet sich gegenüber anderen persönlichen und unpersönlichen Beziehungen dadurch aus, dass ihre Gestaltung den beteiligten Personen überlassen ist (Linek 2017: 568). »In friendship«, schreibt der Soziologe Harry Blatterer, »the friends set the terms of that communication; in love these are prescribed« (Blatterer 2015: 90). Der Relationalitätsbegriff markiert damit die Formdimension der Freundschaft, weil er die Weise markiert, in der die Beziehung gestaltet ist. Diese Weise ist – ebenso wie die Inhalte der Freundschaft – variabel, insofern sie innerhalb jeder Freundschaft ausgehandelt werden kann und muss. Entsprechend ist auch die Personalisierung der Freundschaft relational, weil die Techniken der Erreichbarkeit in besonderem Maße Gegenstand der Freundschaft sind.

Für Georg Simmel zeichnen sich intime Beziehungen insgesamt dadurch aus, dass sie ihre Bedeutung aus ihrer jeweiligen Innenseite sowie den spezifischen beteiligten Personen gewinnen (Simmel 1992: 105). Das muss dann aber noch nicht bedeuten, dass auch die Form und Gestaltung der Beziehung den Beteiligten obliegt. Insbesondere im Fall der romantischen Paarbeziehung ist verschiedentlich gezeigt worden, wie stark diese gesellschaftlich strukturiert ist (Luhmann 1994; Illouz 2007; Foucault 2014a). Demgegenüber sieht Simmel Freundschaften in einer Sonderrolle: Während beispielsweise die Ehe »nur Annahme oder Ablehnung, aber keine Abänderung« erlauben würden, verfügten Freundschaften über eine »Freiheit in der Gestaltung« (Simmel 1992: 109). Dieser Gestaltungsfreiheit möchte ich hier noch genauer nachgehen.⁵

5 Die Gestaltungsoffenheit der Freundschaft hat auch Michel Foucault fasziniert, der in einem Gespräch ein relationales Freundschaftsverständnis andeutet. So sei etwa die Frage nach der Gestaltung homosexueller Beziehungen ein »Problem der Freundschaft« (Foucault 1984: 86), weil passende Codes und Worte fehlten. Die Beteiligten »müssen von A bis Z eine Beziehung erfinden, die noch formlos ist« und diese Beziehung sei dann wie eine »Freundschaft, d.h. die Summe all dessen, womit sie einander Freude bereiten können« (Foucault 1984: 87). Freundschaft sei in diesem Sinne eine »Lebensweise«, die – unabhängig von Alter, Status oder Tätigkeit – zu »intensiven

Für Gerald Suttles ergibt sich die Notwendigkeit der relationalen Gestaltung von Freundschaften aus der Notwendigkeit, sich von der sozialen Umwelt abzusetzen. Um in einer Freundschaft füreinander als spezifische, einzigartige Personen erreichbar zu sein, so Suttles These, sei nichts besser geeignet als eine gemeinsame Verletzung der Regeln des öffentlichen Anstands (»violation of the rules of public propriety«) (Suttles 2017: 80). Verständlicherweise handelt es sich dabei nur um kleine und folgenarme Verstöße (Suttles 2017: 84). Dennoch liege die grundlegende Logik der Freundschaft in einer Umkehrung der Regeln des öffentlichen Anstands: Die Abweichung soll beweisen, dass die Freund:innen nicht nur soziale Regeln wiederholen, sondern ihre davon unterschiedene Innenwelt zugänglich machen (Suttles 2017: 83). Als Folge seien Freundschaften wie kaum eine andere Beziehung Gegenstand interner Aushandlungen (Suttles 2017: 71). »Friends do not simply ›live happily ever after‹. [...] Friendship must be constantly renewed and negotiated simply because it cannot be assumed on the basis of prescriptive social rulings« (Suttles 2017: 90).

Als Vertreter der zeitgenössischen Freundschaftssoziologie argumentiert Harry Blatterer für Relationalität, die er in zwei Schritten beschreibt: Gegenwärtige Freundschaft sei erstens verhältnismäßig schwach institutionalisiert und zweitens in ihrer inneren Ausgestaltung relativ offen. Der institutionelle Mangel der Freundschaft (*institutional deficit*) ergibt sich für Blatterer aus ihrer historischen Genese sowie ihrem Verhältnis zur modernen Liebessemantik, wie sie Niklas Luhmann in seiner Arbeit *Liebe als Passion* (1994) rekonstruiert (Blatterer 2015: 69ff.). Während im 18. Jahrhundert, so Luhmann, Freundschaft und Liebe um die Stellung als Leitsemantik intimer Beziehungen konkurrierten, hätte sich Ende des Jahrhunderts die Liebe durchgesetzt (Luhmann 1994: 104f.). In diesem Prozess und daran anschließend wird die Liebe institutionell gezähmt, während entsprechende Versuche im Fall der Freundschaft aufgegeben werden (Luhmann 1994: 105; Blatterer 2015: 73).⁶

Beziehungen führen [kann], die keiner institutionalisierten Beziehung gleichen« (Foucault 1984: 89).

- 6 Elementar für diesen Ausgang scheint die Sexualität gewesen zu sein. Die Konkurrenz zwischen Liebe und Freundschaft ist solange nicht ausgemacht, bis Sexualität zur notwendigen Bedingung von Intimität wird (Blatterer 2015: 72). »Über die Aufwertung der Sexualität«, so vermutet Luhmann, sei »die Konkurrenz von ›Liebe‹ und ›Freundschaft‹ als Grundformeln für die Codierung von Intimität entscheidbar« geworden – »Liebe gewinnt« (Luhmann 1994: 147).

Der institutionelle Mangel der Freundschaft besteht bis in unsere Gegenwart fort. Während Liebe von relativ strikten strukturellen und kulturellen Programmen reguliert wird (Blatterer 2015: 79), ist freundschaftliche Intimität solchen Programmen viel weniger stark unterworfen (Blatterer 2015: 92). Eben das ist die Grundlage einer für Freundschaft typischen relationalen Freiheit (*relational freedom*) (Blatterer 2015: 93). Diese bedeutet für Blatterer also nicht nur Freiwilligkeit hinsichtlich der Anbahnung von Freundschaften, sondern eben auch die Offenheit in ihrer Ausgestaltung, relativ unabhängig von kulturellen Programmen (Blatterer 2015: 83). Auch Freundschaften sind nicht frei von gesellschaftlichen Normen und können als problematisch gelten, etwa wenn Personen unterschiedlichen Geschlechts beteiligt sind (Blatterer 2016: 70). Mindestens aber in ihrer gleichgeschlechtlichen Version erlauben Freundschaften eine Gestaltungsoffenheit, die den meisten anderen Beziehungen fehlt (Blatterer 2015: 85). Sicherlich gibt es einen gewissen Grundkonsens über bestimmte Werte – Vertrauen, Loyalität, Gleichberechtigung –, aber die praktische Ausgestaltung dieser Werte ist relational variabel (Blatterer 2015: 89).

Ambivalenz: Freundschaft zwischen Privatem und Öffentlichem

Als dritte Dimension der Freundschaft will ich ihr besonderes Verhältnis zum Privaten besprechen. Nach allem, was ich im zweiten Teil der Arbeit über die Beziehung von Privatem und Persönlichem zusammengetragen habe, muss es zunächst nicht verwundern, dass auch die persönliche Beziehung der Freundschaft zum Privaten hinorientiert ist. In dem Maße, in dem die Privatheiten der Moderne als zentrale Instanzen der Personalisierung auftreten, suchen auch Freundschaften Anschluss an die private Person. Demgegenüber haben Freundschaften aber auch eine dezidiert öffentliche Seite. Freundschaften zeichnen durch eine besondere Außenorientierung aus. Dieser Ambivalenz der Freundschaft gegenüber dem Privaten will ich im Folgenden genauer nachgehen.

Für eine Reihe soziologischer Positionen ist die gegenseitige Offenbarung persönlicher Geheimnisse ein entscheidender, wenn nicht der entscheidende Mechanismus freundschaftlicher Beziehungen. Freundschaft wäre demzufolge von Privatheitstechniken abhängig, um diese Informationsasymmetrie zu etablieren und aufrechtzuerhalten. Prominent hat Georg Simmel darauf hingewiesen, wie konstitutiv die Offenbarung und das Geheimnis für Freundschaften und andere persönliche Beziehungen sind. Abgesehen von Freundschaften in antiker oder romantischer Tradition, in der »absolute

seelische Vertrautheit« und das »Eintreten des ganzen, ungeteilten Ich« im Mittelpunkt ständen, lebten auch die moderneren »differenzierten« Freundschaften von der Offenbarung, wenn auch sehr spezifischer Aspekte der Person (Simmel 1992: 400ff.).

Aber auch neuere Arbeiten – etwa von Ursula Nötzoldt-Linden – schließen explizit an Simmels Vorschlag an, um Freundschaften als Privatbeziehungen zu konzipieren, die grundsätzlich einem »Pol des gegenseitigen Kennens« und »persönlichen Wissens« zustrebe (Nötzoldt-Linden 1994: 153). In der jüngeren Diskussion identifizieren Janosch Schobin und seine Mitautor:innen die »Preisgabe und Zurückhaltung privilegierter Informationen über die eigene Person« als zentrale Technik der Freundschaftspflege (Schobin et al. 2016: 32). Konsequenterweise knüpfen die Autor:innen auch ihre eigene Konzeption von Freundschaft an die Technik der wechselseitigen Offenbarung und beschreiben den Bindungsmechanismus der modernen Freundschaft als wechselseitigen Tausch intimer Geheimnisse, durch die sich Freund:innen nicht bloß vertraut, sondern füreinander verwundbar machen würden (Schobin et al. 2016: 202). Leoni Linek kritisiert an dieser Konzeption die Überbetonung des wechselseitigen Zwangs, »der kaum vereinbar ist mit dem hohen Grad an Zwanglosigkeit, mit der sich Menschen heute an- und zum Teil entfremden« (Linek 2017: 563).

Auch meinem Verständnis nach fußen Freundschaften und andere persönliche Beziehungen auf Kommunikation, die auf die Innenwelten der beteiligten Personen verweisen. Eine solche Kommunikation muss aber nicht nur und auch nicht größtenteils Geheimnisse enthalten, sondern zunächst nur Informationen oder Mitteilungen, die in der einen oder anderen Weise auf die Spezifik der beteiligten Person zugerechnet werden können. Man kann über Musikvorlieben sprechen oder Stimmungslagen mitteilen, ohne dabei Geheimnisse zu verraten. Umgekehrt sind Geheimnisse aber hervorragend geeignet, um der Kommunikation einen persönlichen Bezug zu verleihen. Zum einen handelt es sich bei Geheimnissen um Informationen, die vormals verborgen, aus der Innenwelt der anderen zu kommen scheinen. Zum anderen verweist die Mitteilung eines Geheimnisses auf den besonderen Wert der Beziehung: Die Freund:in vertraut sich ihrem Gegenüber an, weil es sich um diese bestimmte und nicht irgendeine Person handelt. Freund:innen können also die gegenseitige Offenbarung zur Pflege der Beziehung nutzen, und profitieren deshalb von den Grenzen der informationellen Privatheiten.

Wie es generell ein Anliegen meiner Arbeit ist, die Unterscheidung zwischen Privatem und Persönlichen zu schärfen, wäre es auch an dieser Stelle

voreilig, die persönliche Beziehung der Freundschaften voll und ganz dem Privaten zuzuschlagen. Die Freundschaftssoziologie weiß nämlich auch, dass die Welt jenseits der Freundschaft für diese eine besondere Rolle spielt. So identifiziert etwa die Soziologin Maria Markus ein ambivalentes Verhältnis zwischen Freundschaft und dem Privaten. Freundschaft, so Markus, sei im Vergleich zur Liebe nicht nur offen für die Welt jenseits der Beziehung, sondern geradezu angewiesen auf eine Existenz außerhalb des Privaten (Markus 2010: 18f.). Als Beispiel dient Markus der Umstand, dass Freundschaften nicht nur auf Paare beschränkt sein müssen, sondern auch als Freundeskreise bestehen können. Aber auch historisch sei Freundschaft häufig am Rand des Privaten und in Bereichen einer Halb-Öffentlichkeit verortet worden. Freundschaft, so spekuliert Markus schließlich, berge gar das Potenzial, das Private gegenüber der restlichen Welt zu öffnen (Markus 2010: 21). Markus' Überlegungen scheint dabei ein vergleichsweise statisches Verständnis des Privaten zugrunde zu liegen, das gerade den von mir betonten Unterschied zwischen Privatem und Persönlichem nicht mitvollzieht. Dennoch machen sie darauf aufmerksam, dass freundschaftliche Beziehungen teils quer liegen zu den Grenzen des Privaten.

Dass Freundschaft mehr ist als private Abschirmung nach außen und gegenseitige Offenbarung nach innen, betont dann auch der Freundschaftssoziologe Harry Blatterer. Ihm gilt Offenbarung weder als notwendige noch primäre Bedingung freundschaftlicher Bindungen. Blatterer kritisiert stattdessen Vorstellungen einer auf Enthüllung basierenden Intimität sowie deren zentrale Bedeutung für Freundschaft (Blatterer 2015: 113–117). So zeigten empirische Untersuchungen aus den 1990er-Jahren, dass Enthüllungen für Freundschaften nicht die Rolle spielen, wie teils angenommen (Jamieson 1998: 158), und es sei demnach eher nicht anzunehmen, dass Enthüllung das zentrale Element freundschaftlicher Beziehungspflege sei (Blatterer 2015: 113). Die wechselseitige Offenbarung sei durchaus Teil des praktischen Repertoires der Freundschaft, nicht aber ihre notwendige Bedingung. Nicht Geheimnisse erzeugten Intimität, sondern Intimität sei die Grundlage für das Teilen von Geheimnissen. Zwar halte ich eine Umkehrung des Zusammenhangs zwischen Intimität und Offenbarung für simplifizierend, dem Plädoyer gegen eine Gleichsetzung von Intimität und Enthüllung – insbesondere wenn es um Freundschaft geht – will ich mich aber anschließen. Blatterers Gegenvorschlag ist, Freundschaften als eine Praktik zu begreifen, die die Grenzen des Privaten überspannt (Blatterer 2015: 125f.). Freundschaften seien weder ganz den Regeln des Öffentlichen verpflichtet noch an jene Geheimhaltung gebunden, die für anderer Intimbeziehungen gelten. Mit Blatterer will ich

deshalb festhalten, dass Freundschaft eine primär private Beziehung darstellt, die zugleich in besonderer Weise außenorientiert und an der Schwelle zum Öffentlichen angesiedelt ist (Blatterer 2015: 119).

4.2.3 Die Digitalisierung der Freundschaft

Ich will nun einen Blick auf die Rolle der Freundschaft in der Digitalisierung werfen. Als Modus der Personalisierung verspricht Freundschaft Erkenntnisse über die Digitalisierung des Persönlichen insgesamt. Darüber hinaus gibt es Hinweise darauf, dass Freundschaft eine herausragende Rolle bei der Digitalisierung der Intimität einnimmt. So dienen bestimmte Aspekte der Freundschaft der Modellierung digitaler Intimität insgesamt. Es ist dabei die oben beschriebene Variabilität der Freundschaft, die sie für postdigitale Kontexte nützlich macht. Freundschaftliche Personalisierung bewährt sich bei der postdigitalen Beziehungspflege.

Wenn man nach der Verschiebung des Gefüges der Freundschaft unter den Bedingungen der Digitalisierung fragt, kann von einer generellen Auflösung intimer Beziehungen schon einmal nicht die Rede sein (boyd 2019: 113; Stempfhuber/Liegl 2016; Illouz 2007: 160). Untersuchungen unter Jugendlichen zeigen, dass digitale Technologien bestehende Freundschaften nicht verdrängen, sondern unterstützen: Soziale Medien beispielsweise schaffen in der Regel keine Parallelwelten mit neuen oder ganz anderen Freund:innen, sondern dienen vielmehr der Pflege eines kleinen Kreises von Freund:innen, der auch jenseits dieser Netzwerke Bedeutung hat (boyd 2019: 84; Autenrieth 2014: 180). Hier zeigt sich am Fall der Freundschaft, wie sich die Teilnahme digitaler Technologien am Sozialen nicht in fundamentalen Brüchen, sondern vielmehr in feineren Verschiebungen bestehender Formen äußert. Diese Verschiebungen sind aber nichtsdestotrotz von Gewicht. Als erstes fällt eine neuartige Unsicherheit über die Bedeutung der Begriffe »Freund:in« und »Freundschaft« auf (Blatterer 2016: 63f; Baym 2010: 145). Diese drückt sich prominent in Facebooks Praktik aus, alle Kontakte gleichermaßen als »Friends« zu bezeichnen (Chambers 2017: 28f.). Diese Unsicherheit – so meine These – ist möglicherweise nur das Beiprodukt einer Mobilisierung und Intensivierung der freundschaftlichen Variabilität im Zuge der Digitalisierung der Intimität. Wenn Freundschaften im Zuge ihrer Digitalisierung an Varianz gewinnen, würde das zumindest diese neue Verunsicherung der Begriffe erklären.

Die Medienwissenschaftlerin Deborah Chambers vertritt die These, dass Intimität in postdigitalen Settings nach dem Vorbild der Freundschaft forma-

tiert wird (Chambers 2013: 165). Gerade bestimmte Ideale der Freundschaft räsionierten besonders mit den Angeboten und Anliegen von Social-Media-Plattformen (Chambers 2013: 40). Freundschaft vermag es, so Chambers, zwischen intimen Beziehungen und einem weiteren Kreis von Bekannten zu vermitteln und passt damit zu den verschiedenartigen persönlichen Beziehungen, die Social-Media-Plattformen ermöglichen (Chambers 2013: 57). Mithilfe digitaler Technologien würden sowohl intimere als auch weniger intime Beziehungen unterhalten und Freundschaften böten dafür das semantische und praktische Repertoire (Chambers 2013: 18f.). Als eine Beziehung, die zugleich flexibel ist, aber auch zu gegenseitiger Offenbarung einlädt, kommt Freundschaft dabei nicht zuletzt den Plattformbetreiber:innen entgegen, die ihre Nutzer:innen zu Vernetzung und Austausch motivieren wollen (Chambers 2017: 29). So tritt Freundschaft als Modell für digitale Intimität auf.

Die Mobilisierung der Freundschaft in postdigitalen Settings wurde aber auch vorbereitet durch allgemeinere Entwicklungen seit den 1970-Jahren. Insbesondere die Analysen Anthony Giddens zeigen, dass die digitale Aufwertung freundschaftlicher Weisen der Intimität nicht ohne Verläufer:innen sind (Giddens 1993). Deborah Chambers schlägt vor, in diesem Zusammenhang drei aufeinander aufbauende Phasen soziologischer Beschäftigung mit Intimität zu unterscheiden (Chambers 2017: 28). Die erste Phase ist von Diagnosen einer »reflexiven Moderne« geprägt (Giddens 1995; Beck 1986), die sich im Feld der Intimität als »Demokratisierung« niederschlägt und als individuelles »Projekt des Selbst« koordiniert werden müsse (Giddens 1993: 11, 153). Ergebnis sei eine Form von Intimität, die Giddens »reine Beziehung« nennt, die sich dadurch auszeichnet, dass die Beteiligten die Beziehung »um ihrer selbst willen führen« (Giddens 1993: 69). Die zweite Phase, so Chambers, sei dann vom Aufkommen eines »Paradigmas der Freundschaft« bestimmt gewesen, welches an die Ideen der reinen Beziehung anschließt, diese aber zugleich ausweitert (Chambers 2017: 28). Insbesondere in nicht-heterosexuellen Beziehungskonstellationen wird eine »Ethik der Freundschaft« zum Leitmotiv für Intimität (Weeks et al. 2001: 76; vgl. auch Foucault 1984). Diese freundschaftlichen Weisen der Intimität teilen mit der Idee der reinen Beziehung Wahlfreiheit und Wechselseitigkeit, sind aber auch von einigen Problemen befreit, mit denen sich romantische Paarbeziehungen auseinandersetzen müssen (Blatterer 2015: 77, 123). In der dritten Phase geht es dann vor allem um postdigitale Beziehungsweisen im Rahmen eines »networked individualism« (Rainie/Wellman 2012: 6ff.) bzw. von »networked publics« (boyd 2011:

39ff.) oder »persönlichen sozialen Netzwerken« (Stalder 2016: 144). Freundschaft ist hier anschlussfähig, weil fluide Beziehungen unterschiedlicher Intimitätsgrade im Mittelpunkt stehen. In diesen Phasen der soziologischen Beschäftigung mit der modernen Freundschaft, so nehme ich an, spiegelt sich nicht zuletzt eine spätmoderne Entwicklung hin zu jenem Punkt, an dem das Modell der Freundschaft in postdigitalen Kontexten aufgegriffen wird.

Diese Entwicklung lässt sich entlang der drei Dimensionen der Freundschaft schließlich genauer aufschlüsseln. Zwar verwandeln digitale Technologien Fremde nicht in Freund:innen, aber sie scheinen doch die Elastizität freundschaftlicher Beziehungen zu steigern, insofern sie die Übergänge zwischen unterschiedlichen Intimitätsgraden erleichtern. Bekannt ist etwa, dass sowohl Jugendliche als auch Erwachsene unter Beteiligung digitaler Technologien häufig einen engen Freundeskreis auf der einen sowie ein loses Netzwerk persönlicher Kontakte auf der anderen Seite pflegen (Boase/Wellman 2006: 718; Autenrieth 2014: 180; boyd 2019: 84). Zwischen diesen beiden Bereichen findet ein wechselseitiger Austausch statt; auf der einen Seite rekrutieren sich aus dem Netzwerk der Bekannten neue Freundschaften und auf der anderen Seite können Freundschaften als lose Kontakte präsent bleiben (boyd 2019: 91). Freundschaft funktioniert hier für ganz unterschiedliche Beziehungen und vermittelt so zwischen intimen Beziehungen einerseits und einem weiteren Kreis von Bekannten andererseits (Chambers 2013: 57).

Ob Freundschaften mit der Digitalisierung relationaler werden, ist weniger eindeutig. Abzulesen wäre es an einem digital induzierten und variablem Umgang mit dem ohnehin dünnen Regelwerk der Freundschaft. Eine gewisse Intensivierung in dieser Hinsicht ergibt sich aber schon aus dem Umstand, dass mit der Digitalisierung neue Techniken und Orte der Anbahnung und Pflege von Freundschaft hinzutreten, die als zusätzliche Mittler:innen die Varianz in der Gestaltung freundschaftlicher Kontakte erhöhen (Madianou/Miller 2013: 135; Stempfhuber/Liegl 2016: 68). Ein zweiter Aspekt spielt sich an den Grenzen der Freundschaft ab, und zwar in Auseinandersetzung mit sexuellen und geschlechtlichen Normen. Ungewöhnlich – und insofern besonders relational – sind einerseits verschiedengeschlechtliche Freundschaften (Blatterer 2015: 160) und andererseits enge Freundschaften, die sexuelle Praktiken einschließen (Blatterer 2015: 171; Halatsis/Christakis 2009: 935). Ob digitale Technologien eingesetzt werden, um Freundschaften in dieser Hinsicht relationaler zu gestalten, ist unklar. Näher zu untersuchen wäre aber in diesem Zusammenhang eine Nutzung von Dating-Apps, die nicht (nur) an Sex, son-

dern (auch) an andersartiger Intimität oder Freundschaft orientiert ist (Byron 2020: 151; Stempfhuber/Liegl 2016: 68).

Das ambivalente Verhältnis der Freundschaft zum Privaten scheint sich im Zuge ihrer Digitalisierung zu verschärfen oder zumindest zu verschieben, insofern die Gleichzeitigkeit privater und öffentlicher Aspekte der Freundschaft zunimmt (Pascoe 2019: 145). Einerseits gibt es einen längerfristigen Trend der Aufwertung der öffentlichen Ausstellung von Intimität (Sennett 1994: 329; Illouz 2007: 160), andererseits entstehen neue Techniken, die eine gewisse Privatheit unter den semi-öffentlichen Bedingungen sozialer Medien erreichen (boyd 2014: 65; Barth 2015: 481). Jugendliche nutzen soziale Medien auf diese Weise nicht nur als semi-öffentliche Bühnen, sondern auch zur Etablierung neuer privater Räume für intime Kontakte (Pascoe 2019: 139). Dabei werden insbesondere Freundschaften häufiger als Familien- oder Liebesbeziehungen vor einem Publikum von Peers performativ präsentiert (Autenrieth 2011: 144ff; 2014: 198; boyd 2008: 234; 2019: 100).

Die Digitalisierung der Freundschaft hat also zwei Seiten: zum einen werden Teile des Modells der Freundschaft seiner Variabilität wegen in post-digitale Settings eingebaut, zum anderen wird die Variabilität der Freundschaft dabei in eine bestimmte Richtung intensiviert. Freundschaft wird im Zuge ihrer postdigitalen Verwendung verändert, und zwar so, dass die Varianz und Streuung freundschaftlicher Beziehungen gesteigert werden. Über die Richtungen dieser Verschiebung lassen sich an dieser Stelle nur Thesen formulieren, die eingehender geprüft werden müssten. Die Elastizität der Freundschaft scheint sich in Richtung schwächerer Bindungen auszuweiten, aber ohne dass ein Rückzug hochintimer Freundschaften zu verzeichnen wäre. Die Relationalität der Freundschaft steigt mit der zunehmenden Heterogenität persönlicher Kommunikationstechniken. Die freundschaftliche Ambivalenz schließlich nimmt zu, insofern neue private Zonen entstehen, in denen sich Freundschaften entfalten, aber vielleicht mehr noch, weil Freundschaften zugleich in nicht-privaten, semi-öffentlichen Settings ausgetragen werden. Spätestens wenn man die übermächtigen Beobachtungskapazitäten der privatwirtschaftlichen Betreiber:innen dieser Settings einberechnet, hat Freundschaft an Privatem verloren.

Dass Freundschaft in postdigitalen Setting aufgegriffen wird und in welcher Weise sie dabei verändert wird, liefert schließlich Hinweise auf die Gestalt postdigitaler Personalisierung. Attraktiv ist eine Form der Personalisierung, die inhaltlich, formal und in ihrem Verhältnis zum Privaten variabel ist. Ich werte das als einen Hinweis in Richtung meiner These einer *Diffusion des Persön-*

lichen im Zuge der Digitalisierung. An der Mobilisierung und Intensivierung freundschaftlicher Beziehungen lässt sich nachvollziehen, dass sich unter den Bedingungen postdigitaler Kultur die Weisen der Personalisierung ausstreu- und auf mehr Elemente, Techniken und Orte verteilen. Ich fasse diese Entwicklung in der Figur der *verteilten Person* zusammen. Die Person postdigitaler Freundschaften ist verteilt, insofern sie zwischen unterschiedlichen Intimitätsregistern wechseln kann, heterogene Techniken der Anbahnung und Pflege kombiniert und ambivalente Verhältnisse zum Privaten eingeht.

4.3 Das Selfie als Personalisierungsweise

4.3.1 Selfies als Mittler:innen

Als zweiten Fall der Digitalisierung des Persönlichen will ich Selfie-Fotografien und die Prozesse ihrer Herstellung besprechen. Gemeint sind zunächst jene digitalen Aufnahmen, die Personen mithilfe von Smartphones von sich selbst machen, um sie anschließend über digitale Netzwerke zu verbreiten (Eckel et al. 2018: 4). So enttäuschend Definitionsversuche, die von Wörterbuch-Definitionen ausgehen, häufig ausfallen, so aufschlussreich ist die Auseinandersetzung von Eckel et al. (2018) mit der Selfie-Definition des Oxford Dictionary. Das Wörterbuch beschreibt das Selfie als »a photograph that one has taken of oneself, typically one taken with a smartphone or webcam and uploaded to a social media website« (zitiert nach Eckel et al. 2018: 4ff.). Diesen kompakten Bestimmungsversuch gliedern die Autor:innen in der Einführung ihres Sammelbandes zum Thema in vier Teile, die jeweils einen elementaren Aspekt des Phänomens beleuchten. Die erste Passage (»a photograph that one has taken of oneself«) verweist auf den Umstand, dass die Urheber:in eines Selfies immer auch dessen Motiv ist. Die zweite Passage (»taken with a smartphone or a webcam«) hält fest, dass an der Verwirklichung von Selfies digitale Technologien beteiligt sind. Die dritte Passage (»uploaded to a social media website«) macht schließlich auf die vernetzte Existenz von Selfies aufmerksam.

Selfies sind also persönlich, digital und vernetzt. In dieser Arbeit kommen sie deshalb als postdigitale Mittler:innen des Persönlichen infrage. Als solche können sie aber nicht bloß als fotografische Objekte verstanden werden, sondern interessieren mich als Effekte heterogener Praktiken, die in unterschiedlicher Weise zur Existenz von Selfie-Fotografien beitragen (Law/Mol 2001: 614; Mol 2002: 32f.). Zugleich werde ich sie als Mittler:innen des Persönli-

chen im Sinne der *Plug-Ins* von Latour verstehen, also als »Transportmittel [...], die Individualität, Subjektivität, Persönlichkeit und Innerlichkeit befördern« (Latour 2010: 357).⁷ Selfies werden also in Praktiken hergestellt und tragen ebenso zur Herstellung persönlicher Erreichbarkeit bei. Sie sind dabei nicht immer oder ausschließlich Mittler:innen des Persönlichen, sondern können auch als Marketing-Methode oder politische Werkzeuge dienen, wobei ich behaupten würde, dass sich diese Wirkungsweisen aus dem Transport des Persönlichen speisen. Jedenfalls, so meine Prämisse, verspricht die Untersuchung von Selfies auch Erkenntnisse über die Weisen der Personalisierung unter postdigitalen Bedingungen. Wie auch im Falle der Freundschaft interessiert mich deshalb am Produktionsprozess von Selfies, wie sich die Weisen der Personalisierung mit der Digitalisierung verändern, d.h. wie sich die Konstitutionsbedingungen persönlicher Erreichbarkeit unter Beteiligung digitaler Technologien transformieren.

Jill Rettberg hat den Vorschlag gemacht, drei primäre Modi der digitalen Selbstrepräsentation zu unterscheiden: visuelle, schriftliche und quantitative (Rettberg 2014: 3). Gerade letztere sind zu Recht vielfach unter dem Begriff des quantifizierten Selbst und typischerweise in Gestalt von Fitness- oder Gesundheits-Anwendungen untersucht worden (Lupton 2016; Neff/Nafus 2016; Selke 2014). Solche Praktiken des quantifizierten Selbst können nicht nur als typische Formen datenbasierter Subjektivierung und Personalisierung gelten, sondern zeichnen sich aktuell auch dadurch aus, dass sie kaum noch von den Infrastrukturen und Plattformen der Datenökonomie zu trennen sind (Ochs et al. 2020: 3f.). Gegenüber solchen quantitativen Formen der Personalisierung scheinen visuelle Modi vergleichsweise wenig untersucht. Das mag damit zu tun haben, dass quantifizierende Weisen der Personalisierung besonders leicht als datenförmige und deshalb als digitale Prozesse zu erkennen sind. Andreas Reckwitz könnte recht haben mit seinem Vorwurf, die Beschäftigung mit dem Digitalen hätte Daten und Informationen überbetont, während die

7 Mit anderer Schwerpunktsetzung, aber in einem ähnlichen Sinne handelt es sich um foucaultsche *Technologien des Selbst*, »die es dem Einzelnen ermöglichen, aus eigener Kraft oder mithilfe anderer eine Reihe von Operationen an seinem Körper oder seiner Seele, seinem Denken, seinem Verhalten und seiner Existenzweise vorzunehmen, mit dem Ziel, sich so zu verändern, dass er einen gewissen Zustand des Glücks, der Reinheit, der Weisheit, der Vollkommenheit oder der Unsterblichkeit erlangt« (Foucault 2013d: 289; vgl. auch Latour 2010: 367).

kulturellen und affektiven Anteile der Digitalisierung unterbelichtet geblieben sind (Reckwitz 2017: 234).

Auch die Produktion und Verbreitung von Selfies ist freilich mithin datenbasiert, sie treten aber vor allem als ästhetische und affektive Objekte auf. Laura Maleyka bemerkt zu Recht, dass schon der Name des Phänomens auf diese affektive und spielerische Dimension verweist: Das »Self« wird im »Selfie« nicht nur verniedlicht, sondern zugleich multiplizierbar gemacht, um viele kleine Selbste zu erhalten (Maleyka 2019: 1). Zur Unterscheidung quantitativer und qualitativer Methoden der digitalen Selbstthematizierung hat Lee Humphreys den Begriff des *Qualified Self* vorgeschlagen (Humphreys 2018: 18). Der Unterschied sei zwar fließend, ließe sich aber an der Priorisierung unterschiedlicher Medien-Praktiken festmachen: während das quantifizierte Selbst durch Datafizierung entstehe, sei das qualifizierte Selbst Ergebnis von »Mediation«, d.h. Relationen zwischen Personen und Medienformaten (Humphreys 2018: 22, 123). Die Praktiken der Mediation setzten stärker auf inter-persönliche Kommunikation: zwar förderten beide Formate Austausch und Kommunikation, aber im Falle des quantifizierten Selbst sei das Thema die eigene Person, während es dem qualifizierenden Selbst stärker um Beziehungen zwischen Personen gehe (Humphreys 2018: 23).

Der Begriff der Nutzer:innen meint im Folgenden eine soziale Position, die von unterschiedlichen Individuen ausgefüllt werden kann (Bratton 2015: 254–256). Die Potenziale dieser Position verstehe ich im Sinne der Medienwissenschaftlerin Olia Lialina (2012) und ihres Konzepts des *Turing Complete Users*. Der Begriff markiert die kreativen Kompetenzen der Nutzer:innen, die grundsätzlich fähig sind, Probleme zu lösen und Ziele zu erreichen – wenn nötig auch gegen die genutzte Infrastruktur. Lialina bezeichnet das – teils kooperative, teils konflikthafte – Zusammenspiel zwischen Mensch und Maschine auch als *Liaison*, die keine Beziehung wechselseitiger Kontrolle ist, sondern eine Konstellation der ständigen Aushandlung, in der Leerstellen als Spielräume genutzt werden können. Es geht um Situationen, in denen »the work flow of an application has gaps that can be filled by users, where smoothness and seamlessness are broken« (Lialina 2012). In gewisser Weise handelt es sich um eine postdigitale Variante von Michel de Certeaus Theorie des aktiven Konsums. De Certeau fasst diesen als »eine andere Produktion, die als ›Konsum‹ bezeichnet wird: diese ist listenreich und verstreut, [...] äußert sich nicht durch eigene Produkte, sondern in der Umgangsweise mit den Produkten« (de Certeau 1988: 13). Damit liefert Lialina nicht nur ein programmatisches Konzept der Eigenständigkeit der Nutzer:innen, sondern deutet auch ein Gestaltungs-

programm an, das den kreativen Kompetenzen der Nutzer:innen entspricht. Dieses tritt ausdrücklich in Opposition zu einer Technologie-Gestaltung, die darauf abzielt, Computer und Infrastrukturen möglichst unsichtbar zu machen und Reibungspunkte zu beseitigen. Angesichts lernender Algorithmen und dynamisch modulierter Infrastrukturen, in denen Nutzungsverhalten geschickt kanalisiert zu werden droht, könnte es sich lohnen, weniger nahtlose Gestaltungsprinzipien stark zu machen (Lamla 2019: 54).

4.3.2 Einbettung: Das Selfie als postdigitales Format

Bevor ich die Ergebnisse meiner empirischen Analyse vorstelle, will ich in diesem Kapitel auf Grundlage anderer Selfie-Studien sowie breiter angelegter Arbeiten die soziotechnischen Rahmenbedingungen der Selfie-Produktion abklopfen. Das ist zum einen hilfreich als Hintergrund für die dann folgende Vorstellung meiner empirischen Untersuchung, die von der Position der Nutzer:innen aus unternommen wurde und deshalb von einer zusätzlichen Perspektive hinaus profitiert. Zum anderen ist der Rahmen der Selfie-Produktion von Bedeutung, weil er Aufschluss darüber gibt, inwiefern Selfies und ihre Praktiken als ein postdigitales Geschehen gefasst werden müssen und typisch sein können für die Digitalisierung des Persönlichen. Insgesamt geht es bei diesen Vorüberlegungen dann darum, die Infrastrukturierung der Selfie-Produktion zu markieren, d.h. in die Analyse zu integrieren, wie Herstellung und Verbreitung von Selfies an eine für sie spezifische Infrastruktur gebunden sind, welche nicht zuletzt die Weisen der Personalisierung mitbestimmt. Meine These ist, dass Selfies aufgrund ihrer Einbettung in eine spezifische Infrastruktur als ein postdigitales Phänomen gelten müssen, weil die beteiligten digitalen Technologien als unscheinbare Infrastruktur in den Hintergrund treten, und damit die Selfie-Produktion aus Sicht der Nutzer:innen zu einem technisch banalen und sozial bedeutsamen Geschehen machen (Cramer 2015: 20; Stalder 2016: 20; Hine 2015: 50).

Die Soziologie der Infrastrukturen hat für solche Konstellationen deutlich gemacht, dass es hilfreich ist, den alltäglichen, aber folgenreichen Effekten soziotechnischer Infrastrukturen mehr Aufmerksamkeit zu schenken (Bowker/Star 2000; Star 2017). Eine wichtige Perspektive dieser Forschung ist, Infrastrukturen nicht nur als materielle oder digitale Technologien zu verstehen, sondern stets im Verhältnis zu ihrer Nutzung zu untersuchen. Eine Infrastruktur ist mehr als ein »System von Substraten [...]: Eisenbahnschienen, Röhren und Leitungen, Stromkraftwerke und Kabel«, sondern »ein grundlegend re-

lationales Konzept, das zur realen Infrastruktur in Relation zu organisierten Praktiken wird« (Star 2017: 422). Für eine Untersuchung von Selfie-Praktiken bedeutet das, die Angebote und Beschränkungen der Infrastruktur mitzudenken und dabei zu prüfen, wie diese auf Seite der Nutzer:innen Ausdruck finden (Hine 2015: 50).

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die Diskussion darüber, inwiefern sich Selfies von anderen Spielarten des Selbstporträts unterscheiden, weil hier die Infrastruktur und ihre Nutzung aufscheint. Ohne Zweifel haben Selfies Vorläufer:innen in der Geschichte der Malerei und Fotografie (Saltz 2015: 40; Belden-Adams 2018: 85f.), mehr noch aber scheinen sie sich von dieser Tradition in verschiedenen Hinsichten zu unterscheiden. In sozial- und medienwissenschaftlichen Arbeiten kristallisieren sich vor allem drei Gruppen von Aspekten heraus, die Selfies von anderen Selbstporträts abheben. So markiert eine erste Gruppe von Arbeiten die praktische oder kommunikative Funktion von Selfies: Sie seien demnach nicht in erster Linie als ästhetische oder technologische Objekte relevant, sondern vielmehr als Ausdruck kultureller Praktiken oder kommunikativer Prozesse (Eckel et al. 2018: 6; Senft/Baym 2015: 1589; Tifentale 2016: 76; Berry 2017: 52f.). Weitere Untersuchungen betonen die besondere Performativität und Zeitlichkeit von Selfies: Während andere Formen von Selbstporträts Zwecken der Erinnerung dienten, zielten Selfies auf eine gegenwärtige Wirksamkeit, würden situativ produziert und sollten ebenso unmittelbar konsumiert werden (Belden-Adams 2018: 85f; Saltz 2015: 35; Sandbye 2016: 97). Eine dritte Gruppe von Arbeiten stellt die Verbreitung von Selfies sowie deren technologische Bedingungen in den Mittelpunkt: Selfies zeichneten sich demnach durch ihre Veröffentlichung oder Teilbarkeit (*shareability*) in digitalen Netzwerken und vor einem Online-Publikum aus (Rubinstein 2015: 174; Dinhopf/Gretzel 2016: 130; Villi 2015: 31).

Diese Differenzierungsversuche verweisen in einem doppelten Sinne auf die Infrastrukturierung von Selfies: zum einen auf die notwendige Beteiligung digitaler Technologien, zum anderen auf deren praktische Verwendung, um bestimmte Ziele zu erreichen, d.h. in diesem Fall Selfies zu erstellen und zu verteilen. Die in der Literatur diskutierten Besonderheiten der Selfies – ihre Kommunikativität, ihre Performativität sowie ihre Teilbarkeit in digitalen Netzen – sind nicht zuletzt Ausdruck ihres Anschlusses an eine Infrastruktur und wären ohne sie nicht möglich. Was Selfies von der Tradition der Selbstporträts unterscheidet und als postdigitale Phänomene auszeichnet, ist die Existenz in einem Gefüge, das aus digitalen Technologien, globalen Plattfor-

men und postdigitalen Kulturformen zusammengesetzt ist. Selfies hinsichtlich ihrer Einbettung in eine Infrastruktur zu begreifen ist damit ein wichtiges Datum für die weitere Untersuchung, erklärt das Phänomen aber keineswegs vollständig. Es kommt nun darauf an, in der Untersuchung konkreter Situationen mitzudenken, dass diese in einer bestimmten Weise geöffnet, erweitert, aber auch eingeschränkt sind – wie genau, muss sich dann in der Analyse zeigen. Die Wissenschaftssoziologin Karin Knorr Cetina hat für Settings, die mittels bildgebender Komponenten mit Kontext angereichert werden, den Begriff der *synthetischen Situation* vorgeschlagen (Knorr Cetina 2009: 68f.). Das Konzept macht für die folgende Untersuchung der Selfie-Produktion auf Seite der Nutzer:innen deutlich, dass es um zusammengesetzten Situationen geht, in denen die beobachtbaren Praktiken in Relation zu einer Infrastruktur ausgeübt werden.

4.3.3 Methode: Autoethnografie als Zugang

Vor diesem Hintergrund habe ich eine autoethnografische Studie der Selfie-Produktion durchgeführt, deren Ergebnisse ich in den folgenden Kapiteln vorstellen werde. Vorher will ich noch mein methodisches Vorgehen darlegen. Weil der Herstellungsprozess von Selfies in synthetischen Situationen geschieht, in denen die Praktiken der Nutzer:innen teils mit, teils gegen und möglicherweise sogar abseits postdigitaler Infrastruktur verwirklicht werden, wird es empirisch sinnvoll sein zu versuchen, dieses Geflecht in hoher Auflösung nachzuvollziehen. Die infrastrukturierten und postdigitalen Selfie-Praktiken sind nicht in klar umgrenzten Situationen verortet, sondern in den Alltag der Nutzer:innen eingeflochten (Hine 2015: 41). Ethnografische Methoden bieten in dieser Situation eine Lösungsstrategie an, weil sie Sensibilität für das dichte Geflecht von Alltagspraktiken mitbringen. Durch die aktive Teilnahme an der untersuchten Situation besteht die Chance, die relevanten Phänomene kleinteilig zu erfassen, ohne von vornherein zwischen digitalen und nicht-digitalen Aktivitäten unterscheiden zu müssen.

Um also zu verstehen, wie Selfies zustandekommen, genügt es deshalb nicht, veröffentlichte fotografische Objekte zu analysieren; elementar sind auch die Prozesse der Vorbereitung und Erstellung. Aufschlussreich kann etwa sein, wie ein Hintergrund gewählt wird und welche Aufnahmen am Ende nicht veröffentlicht werden. Eine ethnografische Strategie eignet sich grundsätzlich, um solche Situationen zu beobachten, steht im Falle postdigitaler Praktiken aber vor dem Problem, ein häufig hochgradig individualisiertes

Geschehen erfassen zu wollen (Hine 2015: 83f.). So spielen sich beispielsweise entscheidende Teile der Selfie-Produktion in der Auseinandersetzung zwischen Nutzer:innen und Smartphones ab, die für Dritte nicht ohne Weiteres zugänglich ist. Als eine mögliche Lösung bietet sich deshalb ein autoethnografisches Vorgehen an, wie es Christine Hine für die Untersuchungen postdigitaler Phänomene erprobt hat (Hine 2015: 81–85).

Generell ist das Ziel ethnografischer Forschung eine narrative Datenproduktion auf Basis persönlicher Erfahrungen, die anschließend systematisch reflektiert wird (Hine 2015: 31). In meinem Fall bedeutet das, dass ich selbst Selfies aufgenommen, veröffentlicht und diesen Prozess detailliert in einem Feldtagebuch dokumentiert habe. Mit einer autoethnografischen Herangehensweise gehen allerdings auch Limitierungen einher. Die Perspektive ist zeitlich und räumlich auf die Position einer individuellen Nutzer:in beschränkt, wodurch bestimmte Momente der Selfie-Genese bestenfalls indirekt beobachtbar werden können; so etwa Passagen durch Rechenzentren oder die Existenz in den Timelines anderer Nutzer:innen. Aus demselben Grund müssen die auf diesem Weg erzielten Ergebnisse im Abgleich mit Erkenntnissen aus der Literatur auf ihre Aussagekraft geprüft werden. Meine folgenden Analysen werden deshalb durchgehend von weiteren theoretischen und empirischen Positionen zum Thema begleitet, um meine Interpretationen einzuordnen oder ihnen konträre Aspekte hinzuzufügen.

Die Feldphase der Ethnografie lief von Januar 2019 bis Januar 2020. In dieser Zeit habe ich neunzehn Posts auf der Foto-Sharing-Plattform Instagram veröffentlicht, von denen ich sieben als Selfies werte. Im Sinne einer Arbeitsdefinition verstehe ich all jene Fotos als Selfies, die meinen Körper zeigen und von mir selbst aufgenommen wurden (Eckel et al. 2018: 4). Von den restlichen zwölf Posts zeigen zwei meine Person, wurde aber nicht von mir aufgenommen. Die übrigen zehn zeigen gar keine Personen. Zwei Posts habe ich im Laufe der Feldforschung archiviert und sind nicht mehr im Profil sichtbar. Im selben Zeitraum habe ich außerdem 111 Selfies über die Story-Funktion von Instagram veröffentlicht. Es gibt hier einige Grenzfälle, aber im Großen und Ganzen sollten diese Zahlen einen guten Eindruck meiner Aktivitäten im Jahr der Untersuchung vermitteln. Mein Fokus, sowohl hinsichtlich der Tagebucheinträge als auch was die Auswertung betrifft, liegt auf den klassischen Posts im Profil. Außerdem konzentriere ich mich auf die Praktiken meiner Produktion von Selfies und nicht auf meinen Konsum der Veröffentlichungen anderer Nutzer:innen. Die Feldphase war mit einem Jahr recht lange ausgelegt, damit sich möglichst organisch eine hinreichende Menge an Selfie-Posts ergeben. Am Ende

ist die aus analytischer Sicht gute Menge von sieben Selfie-Posts entstanden. Die Tagebucheinträge beschränken sich auf diese sieben Post-Ereignisse, also den Tag der Erstellung sowie ggf. Nachträge aus den darauffolgenden Tagen. Alle Fotos habe ich mit einem Apple iPhone 8 und ab Oktober 2019 mit einem iPhone 11 aufgenommen.

4.3.4 Verteiltheit: Selfies in Relationen

Selfies können leicht als isolierte Objekte missverstanden werden, etwa ausschließlich als Fotografien, die etwas abbilden, oder als Dateien, die gespeichert, kopiert und übertragen werden. Der Blick in die Empirie zeigt sich jedoch ein anderes Geschehen. Was Bruno Latour für Dinge im Allgemeinen postuliert, mag erst recht für ein Selfie gelten, nämlich dass »viele Teilnehmer [...] versammelt« sein müssen, »damit es existieren und seine Existenz aufrechterhalten kann« (Latour 2007a: 54). Empirisch interessant ist dann, wer und was genau zusammenkommt und in Beziehung tritt: So zeigen sich die Selfies meiner Erhebung in ihrer Herstellung und Verbreitung auf eine Vielzahl von beteiligten Elementen und Situationen verteilt. Sie werden dabei in unterschiedlichen Praktiken hervorgebracht, verändert und angereichert, während digitale Technologien meist als Infrastruktur auftreten, die unscheinbar im Hintergrund wirkt und nichtsdestotrotz ermöglicht, einschränkt und mitgestaltet. Ich möchte mit einer längeren Passage aus meinem Feldtagebuch vom 10. und 11.01.2019 beginnen, die besonders deutlich dokumentiert, welche Beziehungen und Situationen ein Selfie durchlaufen kann oder muss, um zu dem zu werden, was es ist (vgl. Abb. 1):

»[...] Es gibt einen neuen Filter-Effekt, der mir schon in einigen Posts und Storys meiner Timeline aufgefallen ist. Der Filter scheint mir populär bei Nutzer:innen, die ich schätze, weswegen ich ihn auch nutzen möchte. Ich habe die Hoffnung, mit diesem Filter könnte ein Selfie entstehen, das ich posten will, aber ich muss erst sehen, wie es aussieht. [...]

Das Interface springt in den Story-Modus, der Filter ist schon aktiviert ebenso wie die Selfie-Kamera meines Smartphones. Ein rotierender Punkt im Bild suggeriert einen Ladeprozess, der nach wenigen Sekunden beendet ist. Der Filter ist nun aktiv. Mein Gesicht auf dem Bildschirm des Smartphones sieht jetzt aus wie reflektierendes Plastik oder Glas. Auf meinem Gesicht spiegeln sich weiße, pinke und türkise Lichter.

Ich halte mein Smartphone in der linken Hand und aktiviere den Auslöser nicht über den Knopf auf dem Display, sondern über die Lautstärke-Taste an der rechten Seite des Smartphones. Es erfordert einige Konzentration von mir, das Telefon in dieser Position zu greifen und zugleich den gewünschten Gesichtsausdruck und Blickwinkel zu halten. So mache ich mindestens zehn Aufnahmen. [...] Auf den ersten Blick habe ich das Gefühl, es sind einige gute Bilder dabei. Ich halte mich aber nicht lange mit der Begutachtung der einzelnen Fotos auf, sondern mache eines nach dem anderen. Die Story-Funktion ist so gebaut, dass man Bilder leicht und unmittelbar nach der Aufnahme posten kann. Das vorherige Speichern in der Foto-App des Smartphones ist auch möglich, scheint mir aber eher als eine Ausnahme präsentiert, wenn man die Präsenz der jeweiligen Interface-Elemente vergleicht. So ist es recht umständlich mehrere Fotos zu machen, ohne sie zu posten. Ich muss das gemachte Bild jeweils erst speichern, ohne es zu posten, und anschließend die Ansicht schließen. Danach ist aber der Filter nicht mehr eingestellt und ich muss ihn aus einer Liste kürzlich verwendeter Filter erneut auswählen. Ich wiederhole diesen Prozess mindestens zehnmal, um verschiedene Bilder zu erzeugen. [...]

Nachdem ich auf diese Weise einige Fotos gemacht und das Gefühl habe, es könnte eine gelungene Aufnahme dabei sein, verlasse ich mein Arbeitszimmer und setze mich in der Küche auf mein Sofa, um mir die gemachten Bilder in der Foto-App anzusehen, auszuwählen und zu bearbeiten. Zunächst lösche ich die Fotos, die in keinem Fall infrage kommen, weil ich die Augen geschlossen habe oder mir mein Gesichtsausdruck nicht gefällt. Auf die übrigen ungefähr 5 bis 7 Bilder wende ich die automatisierte Verbesserungsfunktion der Foto-App an. Die Bilder scheinen mir danach in jedem Fall besser, etwas heller und schärfer. [...]

Ich muss in der Foto-App oder in der Instagram-App einen Ausschnitt wählen. Ich entscheide mich für die Instagram-App und öffne dort aus den übrigen in der Foto-App gespeicherten Bildern nacheinander meine drei Favoriten. [...] Nachdem ich mich nach mehrmaligem hin- und herschieben für eine Position entschieden habe, tippe ich im Interface auf den Schriftzug ›Next‹. Der gewählte Bildausschnitt bleibt, aber im unteren Teil sind jetzt anstelle der Bildauswahl verschiedene Bild-Effekte angeboten, die dem Foto einen anderen Farbton verleihen. Aus meiner bisherigen Nutzung weiß ich, dass ich diese nicht nutzen will und tippe stattdessen am unteren Bildschirmrand auf ›Edit‹ um einige Parameter des Bildes zu verändern. [...] Anschließend wirkt das Foto auf mich einen Tick heller und klarer.

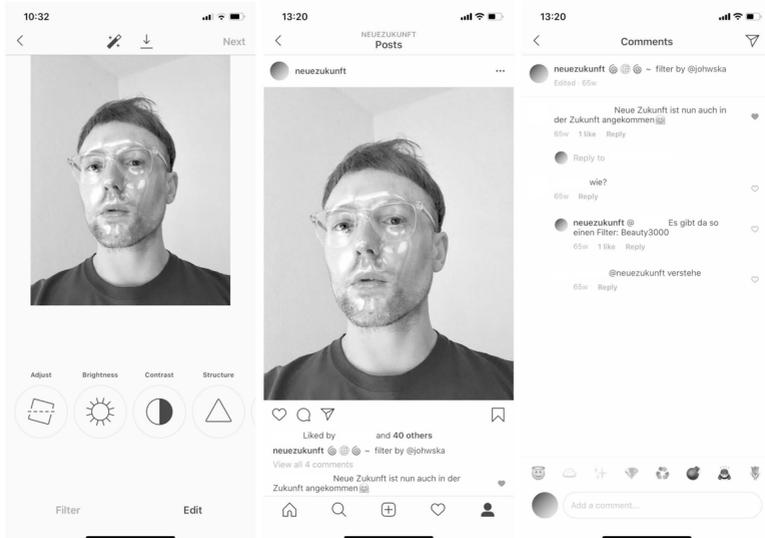
Ich tippe noch einmal rechts oben auf ›Next‹ und gelange zur finalen Ansicht, bevor ich das Foto veröffentlichen kann. Beim Anblick dieses Bildschirms frage ich mich sofort, ob ich wirklich schon bereit bin. In dieser Ansicht besteht die Möglichkeit dem Bild eine Beschreibung hinzuzufügen, einen Ort anzugeben oder andere Nutzer:innen im Bild zu taggen. [...] Ich [...] kann mich aber doch nicht überwinden, das Selfie an diesem Abend noch zu veröffentlichen, nehme mir dies aber für den kommenden Morgen vor. Das so weit vorbereitete Selfie ist als Entwurf in der Instagram-App gespeichert. Die vielen Entscheidungen waren anstrengend. [...] Am nächsten Morgen – es ist ungefähr 8:30 Uhr – öffne ich das gespeicherte Foto und prüfe noch einmal, ob die Farbeinstellungen und Metadaten noch so sind, wie ich sie am Abend zuvor ausgewählt habe. Alles stimmt und ich muss nur noch im letzten Auswahlbildschirm oben rechts auf ›Share‹ tippen. Ich überwinde mich und mache es so. [...] Anschließend sehe ich eine kurze Animation, die mir vermittelt, dass das Bild hochgeladen und veröffentlicht wird. Ich sehe es mir noch kurz an und lege das Telefon erleichtert beiseite. [...]

Ungeachtet der Anzahl freue ich mich darauf, in den nächsten Stunden (und teilweise auch an den nächsten Tagen) zu beobachten, wer den Post likt. Jedes Like freut mich, aber Likes können unterschiedlich überraschend sein. [...] Likes von Freund:innen fühlen sich vertraut an. Likes von Personen, die ich wenig kenne, aber schätze, fühlen sich am spannendsten an. [...] Darüber hinaus erhält der Post vier Kommentare (einer davon von mir selbst). [...] Ein zweiter Kommentar lautet schlicht ›wie?‹ und ich interpretiere ihn als Frage nach dem Filter. Deshalb antworte ich mit ›Es gibt da so einen Filter: Beauty3000‹, worauf die fragende Person schreibt ›verstehe‹. Mein Verdacht war also richtig. Ich freue mich, dass ich hier mit Insider-Wissen glänzen konnte. Ich ergänze außerdem nachträglich in der Beschreibung des Posts ›filter by @johwska‹.«

Die Vignette behandelt nur Ausschnitte der weitreichenden Existenz des beobachteten Selfies, da die Perspektive des Ethnografen zeitlich und räumlich beschränkt ist. Wie Selfies in den Netzwerken des Internets, auf den Servern von Plattformen oder in den Timelines anderer Nutzer:innen erscheinen, ist von diesem Punkt aus nur indirekt nachvollziehbar. Und dennoch durchläuft das Selfie schon in der dokumentierten Episode unterschiedliche Situationen und Praktiken: Es beginnt als Intention, angestiftet durch andere Selfies, erscheint auf dem Bildschirm eines Smartphones in einer Vorschau, wird anschließend aufgenommen, von Interface und Nutzer:in in unterschiedliche Richtungen

gezogen, in mehreren Apps sortiert, bearbeitet und mit Metadaten versehen, um dann – in diesem Fall einen Tag später – veröffentlicht zu werden und Feedback anzuziehen. Über jeden dieser Momente ließe sich mehr sagen. An dieser Stelle geht es aber zuallererst darum, deutlich zu machen, wie viele Stationen das Selfie passiert und wie es dabei in unterschiedliche Sets von Beziehungen eingebunden ist. Es kommt dabei nicht darauf an, ob der genaue Ablauf der dokumentierten Episoden typisch für das Leben eines Selfies ist – das ist im Zweifel nicht der Fall. Typisch ist jedoch, so meine These, dass der Prozess der Herstellung eines Selfies viele mögliche Pfade, Umwege und Abkürzungen kennt und deshalb generell auf heterogene Elemente und Situationen verteilt ist.

Abb. 1: Screenshots zum Selfie vom 10. und 11.01.2019



Das Selfie ist also zum einen auf verschiedene Elemente verteilt: Körper, Kulisse, Smartphone, Software, Plattform und Publikum kommen in verschiedenen Konstellationen zusammen, um das Selfie hervorzubringen. Vor allem die Techniksoziologie sowie die Science and Technology Studies (STS) haben entscheidend dazu beigetragen, solche verteilten Settings zu erkennen und zu beschreiben (Rammert 2016a; Latour 2006). Aus diesen Perspektiven werden

Praktiken in den seltensten Fällen nur mithilfe menschlicher Körper realisiert, sondern meist in Zusammenhängen ganz unterschiedlicher Elemente. »Handeln ist nicht das Vermögen von Menschen«, so Bruno Latour, »sondern das Vermögen einer Verbindung von Aktanten« (Latour 2002: 221). In der Folge kommt Menschen in solchen Geflechten kein Monopol auf Handlungsmacht zu, sie sind stattdessen Beteiligte an einem »Prozeß des Austauschs von Kompetenzen«, bei dem Akteur:innen »einander ständig neue Möglichkeiten, Ziele und Funktionen bereitstellen« (Latour 2002: 221). Wie die oben zitierte Episode zeigt, trifft dies im Fall der Selfie-Produktion in besonderem Ausmaß zu: vor allem all jene Elemente, die als Infrastruktur an der Produktion beteiligt sind – also digitale Technologien wie das Smartphone und unterschiedliche Apps, aber auch die Plattform Instagram sowie das Publikum der Nutzer:innen –, tragen Möglichkeiten und Anforderungen an die Nutzer:in heran und verteilen Handlungsoptionen.

In der dokumentierten Episode ist außerdem eine sequenzielle Verteilung zu beobachten: mit einer momenthaften oder einmaligen Versammlung scheint es nicht getan, sondern das Selfie durchläuft eine Sequenz von Situationen der Vorbereitung, Nachbearbeitung und Anreicherung. Solche Formen fließender Existenz sind insbesondere im Rahmen bestimmter Neujustierungen innerhalb der STS unter dem Label Post-Akteur-Netzwerk-Theorie (Post-ANT) diskutiert worden (Law/Hassard 1999; Law/Mol 2001: 614). Prominent hat Annemarie Mol im Zuge »praxeografischer« Untersuchungen der Krankheit Atherosklerose gezeigt, wie diese in unterschiedlichen Situationen und auf verschiedene Weise praktisch ausgeführt (*enacted*) wird (Mol 2002: 32f.). Die Krankheit und die von ihr befallenen Körper existierten überhaupt nur im Rahmen dieser performativen Ausführung mittels sozio-materieller Praktiken (Mol 2002: 6). Im gleichen Sinne lassen sich auch Selfies als eine Serie von Praktiken verstehen: Sie werden von Personen und Smartphones aufgenommen, von App zu App geschoben und nachbearbeitet, an Plattformen übergeben, in Timelines eingeordnet und von Nutzer:innen gesehen, gemocht oder kommentiert – alle diese Stationen und Relationen tragen zur Existenz eines Selfies bei. Selfies und ihre Settings sind, wie Knorr Cetina über synthetische Situationen schreibt, »always in the process of being assembled« (Knorr Cetina 2009: 69f.).

Die besondere Verteiltheit von Selfies findet Ausdruck in der Beteiligung einer spezifischen Infrastruktur, d.h. eines Sets digitaler Technologien, die den Produktionsprozess unscheinbar begleiten, ermöglichen und mitgestalten. So treten der Nutzer:in andere Elemente und Beteiligte gegenüber, die

in die Infrastruktur übersetzt und eingebaut sind: So etwa das Plattform-Unternehmen, das durch Interface-Entscheidungen auf eine rasche Veröffentlichung drängt, oder das Publikum und seine Aufmerksamkeit, die sich in Likes und Kommentaren ausdrückt. Solche Beziehungen zeigen sich in meinem Fall in Auseinandersetzungen mit dem Interface oder durch den Einfluss des virtuellen Publikums, das zunächst Zaudern, dann Freunde bei der Nutzer:in auslöst. Über die Infrastruktur nehmen Plattform und Publikum an der Produktion des Selfies teil und ziehen die Situation auseinander.

Auch in anderen Selfie-Studien wird diese besondere Verteiltheit in unterschiedlicher Weise registriert. Daniel Rubinstein diagnostiziert etwa, im Fall von Selfies würden – zum ersten Mal in der Geschichte der populären Fotografie – die Momente der Aufnahme und Veröffentlichung zusammengezogen. »The defining quality of the selfie is its instant shareability: Its logic does not distinguish between the act of ›taking‹, ›making‹ or ›snapping‹ and the act of uploading and sharing. The shooting and the sharing are fused into one« (Rubinstein 2015: 173). Damit betont auch Rubinstein, wie im Selfie verteilte Momente zusammenkommen, wenn auch mit einem Fokus auf deren Verschmelzung. Senft und Baym begreifen Selfies als kommunikative Praxis und zugleich Objekte, die in ein Gefüge heterogener Beteiligter eingebunden seien: »A selfie is a way of speaking and an object to which actors (both human and nonhuman) respond« (Senft/Baym 2015: 1589). Dinhopf und Gretzel identifizieren Selfies in ihrer Untersuchung touristischer Selbstfotografie nicht nur als Technologie oder Genre, sondern vor allem über »the desire to frame the self in a picture taken to be shared with an online audience« (Dinhopl/Gretzel 2016: 127). Entscheidend ist also auch hier nicht das fertige Objekt, sondern die Stationen seiner Herstellung; das *framing*, *taking* und *sharing*. Ulla Autenrieth bestimmt Selfies schließlich im Rahmen ihrer Untersuchung bildbezogener Freundschaftspraktiken über die »Kombination des Selbstbildnisses mit der anschließenden Distribution und Verhandlung über entsprechende Medienkanäle« (Autenrieth 2014: 52). Wesentlich für ein Selfie sei dessen »kommunikative Bedeutung und Anschlussfähigkeit im Freundeskreis« (Autenrieth 2011: 158).

4.3.5 Artifizialisierung: Der Transport des Persönlichen

Nachdem ich die zusammengesetzte Situation der Selfie-Genese dargelegt habe, stellt sich jetzt die Frage, wie persönliche Erreichbarkeit in diesen verteilten Konstellation zustande kommen kann. Versteht man Selfies mit Latour als

Plug-ins, d.h. als Transportmittel des Persönlichen, gilt es also herauszufinden, wie das Selfie mit Persönlichem aufgeladen wird, wie es gewissermaßen selbst personalisiert wird, um personalisieren zu können. Transport des Persönlichen bedeutet – im Sinne meiner Theorie der Personalisierung – die Verwirklichung einer kommunikativen Referenz auf die Innenwelt eines menschlichen Wesens, das in der Folge als Person erscheint. Den Aufbau persönlicher Erreichbarkeit mittels Selfies werde ich in diesem Kapitel an einer Reihe von Verfahren nachvollziehen, die ich im Begriff der *Artifizialisierung* zusammenfasse. Damit sind zunächst jene Momente in der Entstehung eines Selfies markiert, in denen Vermittlungen, Sprünge und Übersetzungen möglich oder notwendig sind. Solche Lücken gibt es in der verteilten Genese eines Selfies notwendigerweise viele: Etwa in den Kooperationen und Konflikten zwischen Nutzer:innen und Infrastruktur. Artifizialisierung tritt immer dann auf, wenn diese Lücken erkennbar in das Selfie eingebaut werden, also als Fugen, die die Künstlichkeit als solche erkennbar machen. Eine verbreitete Erscheinungsform dieser Technik ist mir schon in Gestalt eines Filters begegnet, der das im Selfie referenzierte Gesicht offensichtlich verändert. Wenn solche Selektionen sichtbar im Selfie mitgeführt werden, ist das immer auch ein Verweis auf die aktive Beteiligung der abgebildeten Person.

Das Selfie scheint mit dem menschlichen Gesicht über eine natürliche Grundlage zu verfügen. So speist sich die personalisierende Wirkung der Selfies sicherlich auch aus der Beteiligung dieses entscheidenden Elements. Das Gesicht gilt als ideales Medium der Personalisierung des Menschen, als »Schlüssel zu seiner Person« und »Übersetzer an der Schnittstelle zwischen Innen und Außen« (Körte/Weiß 2013: 5). Daran anschließend dient es in der Moderne dann aber auch als Ausgangspunkt für Prozesse der Normalisierung, Identifikation und Vermessung (Reichert 2019: 145). Deleuze und Guattari haben früh betont, das Gesicht sei in keinem Fall von sich aus persönlich, sondern vielmehr ein willkommener Anlass zur Adressierung des Einzelmenschen: »Das Gesicht wirkt [...] nicht als individuelles, sondern die Individuation ergibt sich aus der Notwendigkeit, daß es ein Gesicht geben muß. Was zählt, ist nicht die Individualität des Gesichts, sondern die Wirksamkeit der Chiffrierung« (Deleuze/Guattari 1992: 241).⁸ Olga Goriunova zeichnet diese Funktion des Gesichts für die postdigitale Gegenwart

8 Die »Notwendigkeit, daß es ein Gesicht geben muß« (Deleuze/Guattari 1992: 241) erinnert nicht nur der Formulierung wegen an Niklas Luhmanns Bestimmung der Person auf der Grundlage einer »Notwendigkeit, der zu bleiben, der zu sein man vorgetäuscht

nach, indem sie auf den Zusammenhang zwischen biometrischer Gesichtserkennung und der Zuschreibung authentischer Subjektivität hinweist. Die beiden Methoden der Personalisierung begründeten und stabilisierten sich gegenseitig (Goriunova 2019: 14). Das menschliche Gesicht ist also einerseits ein geeignetes Mittel persönlicher Adressierung und als solches ein Element der Personalisierung mittels Selfies. Es ist aber andererseits kein stabiler oder hinreichender Grund, um die personalisierenden Effekte von Selfies zu erklären, weil das Gesicht – ebenso wie das Selfie – erst selbst personalisiert werden muss, um zu personalisieren.

Hinsichtlich der Frage, wie Selfies zum Persönlichen kommen, hat Ramón Reichert den Vorschlag gemacht, Selfies als zeitgenössische Form der *Prosopopeia* zu verstehen, d.h. als eine Technik der Personalisierung von Dingen (Reichert 2019: 141). Die Selfie-Produktion zeigt sich demnach als ein Prozess, bei dem »etwas nicht Lebendigem, dem Bild, eine individuelle Ausdrucksweise des Persönlichen verliehen wird« (Reichert 2019: 141). Selfies werden demnach in verteilten Situationen und mithilfe materieller und semantischer Elemente mit Persönlichem gewissermaßen aufgeladen und angereichert. Dass sich Selfies in dieser Weise aus unterschiedlichen, möglicherweise widersprüchlichen Quellen speisen und speisen müssen, erscheint einigen Selfie-Forscher:innen als Irritation über widerstreitende Anforderungen. So kritisiert Laura Maleyka, Selfies würden einerseits »Darstellungsweisen der Modell- und Star-Society« kopieren und andererseits versuchen, ein »authentisches Bild der Person« abzugeben (Maleyka 2019: 9). Aus Sicht eines verteilten Ansatzes ist eine solche Zusammensetzung aus heterogenen Quellen nicht widersprüchlich, sondern vielmehr konsequent. Insbesondere vor dem Hintergrund postdigitaler Kulturtechniken der Referenzialität – also Verfahren der Rekombination und Rekontextualisierung (Stalder 2016: 97; Reckwitz 2017: 242) – ist anzunehmen, dass die Berücksichtigung zirkulierender Kulturformen zum Repertoire der Selfie-Produktion gehört. Folgerichtig geht es dann im Konstitutionsprozess des Selfies nicht um die eine, richtige Person, sondern um viele mögliche Fragmente des Persönlichen. So spekuliert Brooke Wendt, der Charme der Selfies und ihrer Plattformen rühre daher, dass sie eine Multiplizierung des Selbst ermöglichten: »Instagram [...] offers us infinite versions of ourselves, as though each picture promises a better version« (Wendt 2014: 8). Wendt interpretiert

hatte« (Luhmann 1995a: 150). In beiden Fällen geht es darum, wie Menschen zu mehr oder weniger stabilen Entitäten des Sozialen werden können und müssen.

dies kritisch als Massenproduktion, die Individualität am Ende nicht anreichern oder vermehren, sondern viel mehr schmälern würde (Wendt 2014: 10). Die Nutzer:innen würden geradezu darauf trainiert, sich selbst als oberflächliche Objekte ohne Innenleben zu verstehen (Wendt 2014: 24).

Während also bei Reichert das Ding Selfie zur Person gemacht wird, werden bei Wendt die Personen zu Dingen. Vor dem Hintergrund einer verteilten Genese der Selfies müssen diese beiden Diagnosen weder widersprüchlich noch Anlass zur Sorge sein. Vielmehr sind Kompetenzübertragungen von Menschen auf Dinge und umgekehrt in den infrastrukturierten und postdigitalen Umgebungen der Selfie- der Normalfall. Um solche Prozesse des Austauschs zu erfassen, spricht Reichert von Vermittlung (Reichert 2019: 141f.), während Autor:innen der STS den treffenderen Begriff der Übersetzung geprägt haben (Callon 2017: 306; Latour 2006: 371). Versteht man die Konstitutionsbedingungen des Selfies als ein verteiltes Beziehungsgeflecht aus »Assoziationen und Substitutionen«, »wird die Übersetzungsoperation zum wesentlichen Prinzip von Komposition, Bindung, Rekrutierung und Einbindung« (Latour 2006: 390). Will man also wissen, wie Selfies personalisieren und personalisiert werden – wie sie es also schaffen, das Persönliche zu transportieren – lohnt sich ein Blick auf die Momente der Übersetzung. Ich möchte dafür noch einmal eine längere Passage aus meinem Feldtagebuch vom 23.05.2019 zitieren (vgl. Abb. 2):

»[...] Vermutlich ist es die freie Zeit und die Freude über mein Outfit, die mich dazu bewegen ein Selfie aufzunehmen. [...] Ich versuche es zunächst mit einer bewährten Perspektive gegenüber meines Küchenfensters. Ein paar Versuche zeigen mir aber schnell, dass mir Perspektive und der Hintergrund nicht gefallen, weshalb ich die Blickrichtung des ganzen Aufbaus um neunzig Grad drehe. Ich stehe jetzt immer noch in meiner Küche, aber vor meinem Sofa und gegenüber meiner Küchenzeile. [...]

Technisch möglich wäre es, die Bilder gleich in der Instagram-App aufzunehmen, in der sie im Erfolgsfall auch landen. Das kommt aber auch diesmal nicht infrage, weil dort [...] die Möglichkeit fehlt, mehrere Versionen aufzunehmen, um sie nachträglich zu sortieren und mit den mir gewohnten Funktionen der Foto-App anzupassen. [...]

Die größte Schwierigkeit ist, im passenden Abstand und in der richtigen Körperhaltung zum Gerät zu stehen, wenn das Smartphone auslöst. [...] Ich versuche unterschiedliche Positionen und Ausrichtungen meines Körpers und Kop-

fes. Dies bedeutet immer wieder zwischen Gerät und Aufnahmeposition hin und herzulaufen, das Gerät von der Halterung abzulösen, die Ergebnisse kurz zu prüfen, das Gerät wieder an der Halterung anzubringen, richtig auszurichten und – ohne die Position des Geräts zu verändern – den Selbstauslöser auf der mir abgewandten Seite des Smartphones zu aktivieren. [...] Nach den Aufnahmen setze ich mich vorfreudig auf mein Sofa, um die aufgenommenen Bilder genauer zu sichten und zu sortieren. [...] Ich schneide die Bilder zu und nutze eine automatische Verbesserungsfunktion der Foto-App. Außerdem öffne ich die so bearbeiteten Bilder in der Instagram-App, um sie dort weiter zu bearbeiten. [...]

Im Interface für Story-Posts habe ich die Möglichkeit, das gewählte Bild größer oder kleiner zu ziehen, sowie Text und schmückende Bilder wie Gifs oder Emojis direkt über das ursprüngliche Foto zu legen. [...] Text und Bilder erscheinen mir in diesem Fall zu viel, aber ich probiere die zahlreichen Farbfiler, die noch zur Verfügung stehen, und halte das Ergebnis eines dieser Filter für so gut, dass ich ihn vermutlich nutzen werde. Der Filter lässt die Farben des Bildes heller werden und verleiht dem Bild außerdem eine weichere Struktur, ein wenig milchig.

Nach diesen Versuchen mit unterschiedlichen Bildern und Einstellungen, entscheide ich mich dafür, das Foto heute nur in eine Story zu posten, genauer will ich zwei Bilder posten. Zum einen die Aufnahme, die ich insgesamt am gelungensten finde, zum anderen einen Fehlschuss, auf dem nur meine Schulter sowie meine Hand zu sehen ist, die gerade nach dem Smartphone greift. Der Kontrast der beiden Bilder gefällt mir, weil das zweite einen Blick hinter die Kulissen der Selfie-Produktion zu erlauben scheint. Das Posten dieses Versehens, scheint mir ein guter Ausgleich zum kontrollierten ersten Bild. Ungefähr zehn Minuten nach der Veröffentlichung folgt eine Reaktion auf die Story von einer Person, mit der ich mich schon recht viel und regelmäßig, aber nur über Instagram ausgetauscht habe. Die Person schreibt zum ersten, kontrollierten Bild ›Ja, sehr gut‹, zum Fehlschuss ›Noch besser‹. Ich fühle mich bestätigt in meiner Einschätzung eines gelungenen Kontrasts des Bilderpaars.«

Auch bei dieser Episode kommt es mir nicht darauf an, ob der genaue Ablauf auch bei anderen Nutzer:innen genau so vorzufinden ist. Das halte ich für unwahrscheinlich. Stattdessen dokumentiert die Passage exemplarisch einige der vielen möglichen Momente der Übersetzung im Prozess der Selfie-Produktion. Typisch daran ist, so meine These, dass grundsätzlich jede Selfie-Pro-

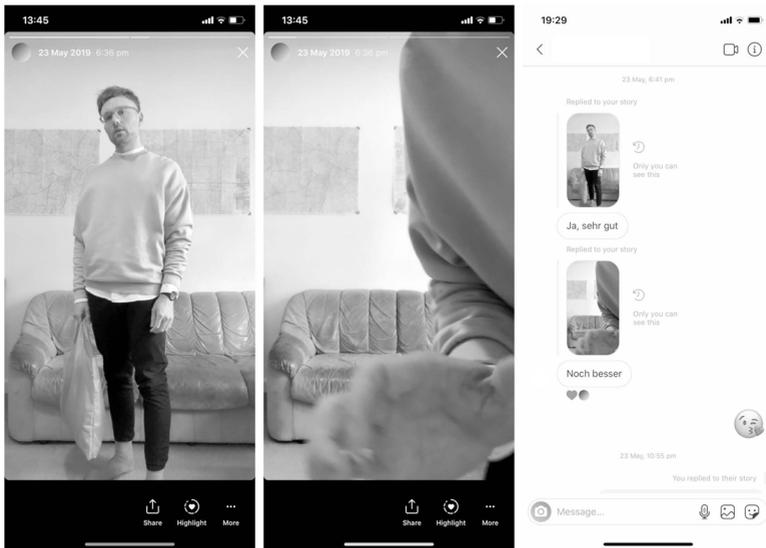
duktion in einer Serie solcher Momente abläuft. Andere Nutzer:innen werden andere Übersetzungen durchführen, aber ganz ohne Übersetzungen geht es nicht. Es wird schnelle und langsame, spontane und inszenierte Selfies geben, aber ein unvermitteltes Selfie gibt es nicht. Die Frage ist dann, wie das Selfie in diesen Momenten der Übersetzung mit Persönlichem angereichert wird. Wie wird das Selfie persönlich?

Die oben eingeführte Technik der *Artifizialisierung* setzt in der zitierten Episode an jenen Momenten der Selfie-Genese an, in denen Übersetzungen möglich oder notwendig sind. In diesen Momenten werden Selektionen vorgenommen, die in die Gestaltung des passierenden Selfies einfließen. Das Selfie wird dabei gewissermaßen künstlich gemacht, und kann immer weniger als direkte, authentische Abbildung gelten. In der obigen Vignette ist der Startpunkt das Outfit des Tages, das selbst ein Set persönlicher Selektion darstellt, die in ein Selfie übersetzt werden sollen. mithilfe der Kamera-App und deren automatischer Auslösung wird nicht nur eine Aufnahme angefertigt, sondern durch Variationen von Körper, Gesicht und Kulisse viele Versionen des Motivs erzeugt. Das vorläufige Ergebnis ist eine größere Menge von Bildern, die in der Foto-App sortiert, zugeschnitten und farbverändert werden. Die so erzielte Auswahl wird anschließend in der Instagram-App getestet, weiter reduziert, könnte mit Metadaten versehen werden und wird mit einem vorgegebenen Filter verändert. Zwei Bilder werden schließlich über den Story-Modus von Instagram veröffentlicht: Ein »gelungenes« und ein »misslungenes« Bild, die sich gegenseitig informieren. Das eigentliche Selfie wird durch ein zweites Bild ergänzt, einem bewusst ausgewählten Fehlschuss, der auf die Künstlichkeit der Bildproduktion verweist. Ein positives Feedback einer anderer Nutzer:in bestätigt diesen Effekt.

In diesen Momenten der Übersetzung wird das Selfie nicht nur künstlich gemacht, sondern kann außerdem mit Persönlichem angereichert werden, wenn sich die Selektionen als Artefakte am Selfie niederschlagen, die als solche erkennbar sind, und auf die Teilnahme der Person verweisen. In der zitierten Episode ist dieses Artefakt allem voran der veröffentlichte Fehlschuss, denkbar sind aber viele Formen der Artifizialisierung, solange sie die Künstlichkeit der Selfie-Genese markieren: Grimassen, Outtakes, Kitsch, ironische Posen oder reflexive Beschreibungstexte. In all diesen Fällen enthält das Selfie eine Referenz auf die reflexive Innenwelt eines menschlichen Wesens, das an seiner Konstitution beteiligt ist. Die Nutzer:in muss hierbei nicht als souveräne Kraft auftreten, sondern als eine Wirkungsinstanz neben anderen. Die Künstlichkeit ist deshalb nicht unbedingt Ausdruck einer autonomen Entscheidung

der Nutzer:in, sondern vielmehr ein Verweis auf die Auseinandersetzung – auf die »Liaison« (Lialina 2012) – zwischen Nutzer:in und Infrastruktur. Deshalb spiegelt die Künstlichkeit des Selfies immer auch die Künstlichkeit der beteiligten Maschinen. Das Persönliche wird hier gerade nicht durch Versuche der getreuen Abbildung vermittelt, sondern mithilfe jener Spuren, die die Übersetzungsprozesse hinterlassen. Das Persönliche wird nicht gegen, sondern durch die Verteiltheit der Selfie-Produktion transportiert.

Abb. 2: Screenshots zum Selfie vom 23.05.2019



Ein verbreitetes Werkzeug der Artifizialisierung sind die bei Instagram und anderen bildzentrierten Plattformen populären Filter. Das sind software-seitig angebotene Bild-Effekte, die leichte Farbmodifikationen aber auch weitreichende Veränderungen des Motivs bewirken. Filter modifizieren das abgebildete Gesicht mehr oder weniger offensichtlich; einige lassen es schlicht jünger erscheinen, andere verleihen ihm typische Anzeichen einer Schönheitsoperation, wieder andere lassen die abgebildete Person zu einem Fantasiewesen werden. Auch in den beiden hier besprochenen Passagen meiner Untersuchung spielen Filter eine tragende Rolle. In der ersten Vignette begleitet der Filtereffekt das Selfie über den gesamten Prozess: Der

Filter ist nicht nur Anlass für das Selfie, sondern motiviert außerdem eine Auseinandersetzung mit dem Interface und ist nach Veröffentlichung Thema des Feedbacks. Auch in der zweiten Episode kommt ein Filter als eine der Methoden der Modifikation zum Einsatz.

Für andere Selfie-Studien sind Künstlichkeit im Allgemeinen sowie Filtereffekte im Besonderen ebenfalls Thema. Für Brooke Wendt sind Filter vor allem ein vergeblicher Versuch, dem Selfie Authentizität zu verleihen (Wendt 2014: 25ff.). Die Modifikation des Motivs distanzieren aber im Gegenteil die Nutzer:innen von ihrem Bild, weil der Filter-Einsatz auf Ästhetik statt Identität setze. Diese Verschiebung von Prioritäten, so mein Eindruck, muss jedoch kein Problem sein, wenn der Transport des Persönlichen gerade mithilfe ästhetischer Manipulation verwirklicht wird. So stellt Daniel Rubinstein fest, dass es Selfie-Praktiken generell nicht um Wahrheit gehe, weil das Selfie immer auch die Bedingungen seiner Herstellung mitführe und grade dadurch in der Lage sei, situative Intimität zu erzeugen (Rubinstein 2015: 173). Jill Rettberg interpretiert Filter deshalb als eine Möglichkeit, die eigene Person in neuem Licht zu sehen; ein Filter mache deutlich, »that the image is not entirely ours. The filtered image shows us ourselves, or our surroundings, with a machine's vision« (Rettberg 2014: 26). Rettberg weist damit auf den Umstand hin, dass der artifizialisierende Filter-Einsatz immer auch auf die Beteiligung digitaler Technologien verweist. Lavrence und Cambre kommen im Rahmen von Gruppen-Interviews zum Thema Selfies schließlich zu dem Schluss, Filter seien ein wichtiges Werkzeug einer anspruchsvollen »Arbeit am Gesicht« (*face-work*) (Lavrence/Cambre 2020: 11). Die Nutzer:innen seien sich der Künstlichkeit der Selfies wohl bewusst und verstünden sie als »carefully crafted and aestheticized«, als Ausdruck eines spezifischen Moments und als Produkt technischer Modifikation (Lavrence/Cambre 2020: 7). Die Rolle von Filtern habe sich aber seit ihrer Einführung gewandelt: Seien sie anfangs vor allem spielerisch und klar erkenntlich verwendet worden, wäre ihr Einsatz mittlerweile subtiler und selbstverständlicher (Lavrence/Cambre 2020: 11). Filter sind, so ließe sich diese Entwicklung deuten, mehr und mehr zu einem Teil der Infrastruktur geworden. Daran anschließend ließe sich fragen, ob Filter damit ihre Eignung als Werkzeug der Artifizialisierung verlieren oder umgekehrt die Künstlichkeit selbst banal wird. Insgesamt ist jedenfalls festzuhalten, dass Artifizialisierung eine elementare Rolle bei der Selfie-Konstitution spielt.

Zusammenfassend bringen mich die Verteiltheit der Selfie-Genese sowie die zentrale Rolle der Künstlichkeit zu dem Schluss, dass die Person des Selfies eine verteilte Person ist. Weil es sich bei diesen Beziehungsweisen außerdem

um ein postdigitales Geschehen handelt, lese ich das Selfie als Exempel für die Diffusion des Persönlichen im Zuge der Digitalisierung. Als Mittler:innen des Persönlichen kommen Selfies in Settings zustande, in denen unterschiedliche Komponenten verbunden werden, um kommunikative Erreichbarkeit herzustellen. Nicht nur Körper, Smartphone und Software müssen zusammenkommen, auch Plattform und Publikum sind über eine Infrastruktur an die Produktion angeschlossen. Verteilt sind aber nicht nur die Konstitutionsbedingungen, sondern auch die dadurch referenzierte Person. In meiner Untersuchung deutet insbesondere die Rolle der Künstlichkeit darauf hin, dass hier eine Form persönlicher Erreichbarkeit etabliert wird, die weniger auf eine zentrierte Einheit der Person abzielt, sondern viel mehr *kompositorisch* und *performativ* wirkt. Die Person des Selfies ist kompositorisch verteilt, insofern sie aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt und als Komposition ersichtlich ist, und sie ist performativ verteilt, insofern sie situativ in Sequenzen unterschiedlicher Momente erneuert wird.

Ich übernehme die Begriffe der Komposition und der Performanz an dieser Stelle von Andreas Reckwitz, der sie zur Beschreibung spätmoderner Subjektivität in digitalen Settings verwendet. Diese Form der Subjektconstitution zeichne sich unter anderem dadurch aus, dass sie als »sichtbare Collage verschiedener Komponenten« auftritt, die »auf einen Blick als ›Komposition‹ erfassbar« ist, und auf eine »beständige, immer neue Performanz« angewiesen ist (Reckwitz 2017: 249). Was die performative Komposition des Selbst angeht, stellt Felix Stalder eine ähnliche Diagnose: Im Kontext digitaler Kultur werde dieses »nicht mehr essentialistisch, sondern performativ verstanden« (Stalder 2016: 143). Nicht übernehmen will ich von Reckwitz im Übrigen seine Singularisierungsthese, d.h. die Annahme, Komposition und Performanz seien ausschließlich oder zumindest zum allergrößten Teil auf die Etablierung von Einzigartigkeit ausgerichtet (Reckwitz 2017: 243). Personalisierung, so wie ich sie verstehe, *kann* Personen als einzigartig adressieren, muss es aber nicht. Personalisierung zeichnet sich im Gegenteil gerade dadurch aus, dass sie Besonderheit in unterschiedlichem Maße ermöglicht und zu dosieren erlaubt.

4.4 Ökonomie des Persönlichen

4.4.1 Die datenökonomische Infrastrukturerung der Person

Nachdem ich oben zwei Weisen der postdigitalen Person besprochen habe, will ich mich im Folgenden ihrer datenökonomischen Einbettung zuwenden. Postdigitale Weisen der Personalisierung sind in zunehmenden Maße verknüpft mit daten- und plattformökonomischen Organisationsformen. Die verteilte Person tritt zwar mit der vernetzenden Digitalisierung auf die Bühne, bietet als postdigital infrastrukturierte Existenzweise dann aber ganz neue Möglichkeiten, die sich draus ergebende Verteiltheit einzufangen, umzulenken und auszubeuten. Was meiner Darstellung der verteilten Person deshalb noch fehlt, ist eine Besprechung ihrer gegenwärtigen datenökonomischen Infrastrukturerung.

Im Folgenden geht es mir um die Frage, welche Gestalt die datenökonomische Infrastrukturerung der Person annimmt und welche Probleme sich ggf. daraus ergeben. Die Bearbeitung dieser Frage geht davon aus, dass die verteilte Person immer auch Bedingung einer an sie anschließenden datenökonomischen Personalisierung ist – gerade deshalb gilt es diesen Anschluss genauer zu besprechen. Das heißt, die datenökonomische Personalisierung als nachträglichen Anpassung zu fassen, die in ihren Bedingungen auf die verteilte Person zurückverweist. Zur Aufklärung der Situation in diesem Sinne nutze ich zwei Schlüsselkonzepte: Ich bespreche die Mechanismen der datenökonomischen Personalisierung als *unpersönliche Personalisierung* und ihre Effekte als *prädiktive Infrastrukturerung*.

Für die Analyse besteht dabei eine entscheidende Herausforderung in der angemessenen Gewichtung der Rolle datenökonomischer Infrastrukturen – also die Vermeidung ihre Über- und Unterschätzung. Das ist auch der Grund dafür, dass ich die Analyse in dieser Arbeit bisher stets aufseiten der Nutzer:innen gestartet habe. Diese Entscheidung soll keinen Humanismus über die Hintertür einführen und weder die Hybridität digitaler Personalisierung noch den Machtüberschuss der Plattformen unterschlagen. Sie soll aber die Forschungsperspektive so einstellen, dass die Verteiltheit der digitalen Person nicht vorschnell in Richtung der Plattformen aufgelöst wird. Sonst besteht die Gefahr vor allem deterministische Manipulations-Maschinen zu sehen, wo eigenständige Weisen der Personalisierung zugrundeliegen. Damit soll nicht zuletzt die Fragen adressiert werden, welche Weisen digitaler Perso-

nalisation vor dem Einfluss der Plattformen geschützt werden können oder sollen?

Zu diesem Zweck werde ich im Folgenden die daten- und plattformökonomische Infrastrukturalisierung der Person behandeln. In meiner Auseinandersetzung mit der infrastrukturellen Einbettung der Selfie-Produktion habe ich schon angerissen, inwiefern sich diese von vor-digitalen Selbst-Portraits unterscheidet. Was Selfies von dieser Tradition abhebt, ist ihr Zustandekommen in einem Gefüge aus digital-vernetzten Technologien, globalen Plattformen und postdigitalen Kulturformen. Entscheidend ist dieser Unterschied, insofern er darauf verweist, inwiefern es sich bei der Personalisierung mittels Selfies um ein genuin digitales Phänomen handelt, welches dann entsprechend Aufschluss über digitale Weisen der Personalisierung gibt. Die drei infrastrukturellen Eigenheiten des Selfies – Kommunikativität, Performativität, Teilbarkeit – waren ein erster Schritt, an den ich im Folgenden anschließe (vgl. 4.3.2.). Die Frage nach der Infrastrukturalisierung der Person will ich hier mit Blick auf deren datenökonomische Prägung vertiefen.

4.4.2 Zwischen Optionalität und Prädiktivität

Wenn man nach den infrastrukturellen und ökonomischen Ökologien der postdigitalen Person fragt, stößt man gegenwärtig fast unvermeidlich auf die großen Plattformumgebungen und ihre Unternehmen. Um deren Teilhabe an der zeitgenössischen Personalisierung zu präzisieren, wurde verschiedentlich der Begriff der *Prädiktion* mobilisiert (Egbert et al. 2022; Esposito 2022; Mackenzie 2015; Mühlhoff 2021; Ochs 2022; Zuboff 2018). Prädiktion scheint mir geeignet als Schlüsselbegriff zur Beantwortung der Frage, was die Datenökonomie mit der verteilten Person anstellt. So hat etwa Carsten Ochs (2022b: 454) in seiner groß angelegten Studie zur informationellen Privatheit der Moderne vorgeschlagen, die Digitalisierung und ihre transformativen Effekte auf die Logik der Subjektivierung mit Hilfe des Begriffspaares Optionalität und Prädiktivität auszuloten. Diese Unterscheidung bespreche ich im Folgenden eingehender als erste Bestimmung möglicher Probleme einer datenökonomischen Infrastrukturalisierung der Person.

Optionalität markiert eine Seite der Digitalisierung, in dem sie eine digitalen Technologien inhärente Potenzialität soziotechnischer Vernetzung bezeichnet (Ochs 2022: 438). Der Begriff umfasst ein Set möglicher Effekte, die einer vernetzenden Digitalisierung zugesprochen werden – von gesteigerter Produktivität über eine demokratischere Öffentlichkeit bis hin zu neuen For-

men der Vergemeinschaftung (Ochs 2022: 453). Optionalität tritt dabei nicht zuletzt als »Subjektivierungsimperativ« (Ochs 2022: 454) auf, insofern ihre (positiven) Effekte nur jenen zuteilwerden, die an den soziotechnischen Netzen des Digitalen mitwirken. Diese Mitwirkung macht sich nicht in erster Linie an technischen Innovationen fest, sondern vielmehr an neuen praktischen Anwendungen (Ochs 2022: 455). So sind viele soziale Medien und Webseiten gerade nicht als ökonomische Unternehmungen gestartet, sondern als soziale Vernetzungsprojekte, die neue Weisen des sozialen Austauschs etabliert haben (van Dijck 2013: 12). Als die »Schlüsselpraktik der Vernetzung« (Ochs 2022: 456) kann dabei das heute allgegenwärtige Teilen von Erfahrung (*sharing experience*) gelten (Castells 2009: 431). Die oben eingehend besprochenen Selfie-Praktiken sind eine prominente Form einer solchen Mitteilung persönlicher Erfahrungen. Alles in allem unterbreitet die Digitalisierung so das realistische Versprechen, ihren Nutzer:innen mittels soziotechnischer Vernetzung Optionalität bieten zu können, d.h. die »Verfügbarkeit selbstgestalteter Handlungsoptionen und Lebenschancen [...] trotz Destabilisierung, Unberechenbarkeit und Rückbau sozialer Institutionen« (Ochs 2022: 459).

Optionalität bleibt jedoch nicht die einzige Strukturform digitaler Sozialität und Subjektivierung. Ihr treten Dynamiken der Prädiktivität gegenüber, welche sich um Potentiale der Vorhersage und Steuerung von Verhalten versammeln (Ochs 2022: 439). Im Laufe der 2000er-Jahre tritt neben die netzgetriebene Optionalität eine datengetriebene Prädiktivität (Ochs 2022: 463; Prietl/Houben 2018). So diagnostiziert etwa Shoshana Zuboff – gewohnt dramatisch, aber doch treffsicher –, das Unternehmen Google hätte in den 2000er-Jahren aufgehört Verhaltensdaten zur Verbesserung seiner Dienste zu sammeln und stattdessen »um die Gedanken seiner Nutzer zu lesen« (Zuboff 2018: 100). Dahinter steht die behavioristische Annahme, aus der Beobachtung von Verhalten könnten Daten gewonnen werden, die wiederum genutzt werden können, um zukünftiges Verhalten vorherzusagen (Ochs 2022: 466; Gitelman/Jackson 2013). Getrieben von dieser Vorhersage-Unterstellung und ihren ökonomischen Versprechungen kippt die netzgetriebene Dezentralität des Digitalen in eine Rezentralisierung, welche treffend als Plattformisierung beschrieben wird (Lovink 2017: 13). Wenn Plattform-Unternehmen in ihrer Selbstbeschreibung Vernetzung als Lösung sozialer Probleme loben, versuchen sie meist an die Versprechungen der Optionalität anzuknüpfen, um Strategien der Prädiktivität voranzutreiben (Ochs 2022: 469). Daraus ergibt sich eine Dynamik der Extraktion und Vorhersage, die die Angebote der Plattform-Unternehmen politisch brisant machen und als Folge noch weitere

Anreize zur Monopolisierung entsprechender Daten schaffen (Zuboff 2018: 411f; Srnicek 2017: 110). Das alles befördert eine der Optionalität entgegengesetzte Subjektivierungsmilieu, das Handlungsoptionen und Lebenschancen nicht ausweitet, sondern im Gegenteil kanalisiert (Kitchin 2014b: 180f.).

Schließlich findet sich digitale Sozialität heute in einer Situation wieder, in der Personen die vielversprechende Optionalität des Digitalen schwerlich für sich nutzen können, ohne sich zugleich den Kontrollanstrengungen der Prädiktivität auszusetzen (Ochs 2022: 482). So trägt jede postdigitale Personalisierung gegenwärtig die Möglichkeit in sich, nicht auf eine Verteilung, sondern umgekehrt auf eine Rezentrierung zuzusteuern. »Having two identities for yourself«, so hätte der Facebook-Gründer Marc Zuckerberg postuliert, »is an example of a lack of integrity« (van Dijck 2013: 199). Das Ergebnis wäre, wie etwa Andreas Reckwitz befürchtet, dass sich Nutzer:innen zunehmend »auf stabile Identitäten festlegen lassen« (Reckwitz 2017: 268).

4.4.3 Unpersönliche Personalisierung

Im Anschluss an die Unterscheidung zwischen Optionalität und Prädiktivität gilt es nun die Mechanismen der prädiktiven Personalisierungen unter den Vorzeichen der Datenökonomie genauer zu bestimmen. Gegenwärtig versuchen nicht nur menschliche Wesen sich und andere persönlich zu erreichen, sondern auch digitale Maschinen adressieren Personen im Dienste der Datenökonomie (Reckwitz 2017: 243f.). Wie ich im Folgenden ausführen will, scheint es sich dabei allerdings um eine dezidiert *unpersönliche* Form der Personalisierung zu handeln (Esposito 2022: 60). Denn wenn algorithmisch-behavioristische Modelle der Personalisierung die Beobachtung, Vorhersage und Beeinflussung von Personen unternehmen, ohne Innerlichkeit als konstitutive Phase ihrer Erreichbarkeit zu berücksichtigen, kann das als Pseudo-Personalisierung gelten.

In diesem Zusammenhang lohnt es sich genauer zu besprechen, wie Computer heute menschliche Wesen adressieren. Andreas Reckwitz identifiziert »maschinelle Singularisierungsprozesse« (Reckwitz 2017: 243f.), in denen Personen mittels digital-technischer Systeme als einzigartig erfasst werden (Reckwitz 2017: 253–258). Hier ist eine nicht-menschliche Ebene der digitalen Welt am Werk, auf der Maschinen menschliche Wesen referenzieren, ohne dass Letztere am Ereignis der Referenz beteiligt sein müssten. Digitale Technologien, so Reckwitz, seien zunehmend drauf ausgerichtet, Einzigartigkeiten menschlicher Personen zu identifizieren und weiterzuverarbeiten

(Reckwitz 2017: 244). Meist auf der Grundlage großer Datenmengen (im Sinnen von *Big Data*) sind Computersysteme in der Lage, »Profile einzelner Personen [...] [und] das besondere Profil jedes Einzelnen« (Reckwitz 2017: 244) zu erstellen. Die Adressaten sind dabei nicht bloß allgemeine Typen, sondern dem Ziel nach besondere Singularitäten (Reckwitz 2017: 254).

Historisch ist dieser Umschwung mindestens bemerkenswert: Wurden Personen in der modernen Gesellschaft traditionellerweise durch Technologien standardisiert, liegt das Augenmerk der Algorithmen auf ihrer Einzigartigkeit (Reckwitz 2017: 254). Dabei wird jedoch gar nicht erst versucht, Person als Ganzheiten in Rechnung zu stellen, wie es für moderne Personalisierungsprozesse typisch ist (Simmel 1992: 400; Luhmann 1994: 194), sondern von vornherein als etwas »modulares [...], das sich aus diskreten Bestandteilen zusammensetzt« (Reckwitz 2017: 255). Was hier als Person zusammengestellt wird, ergibt sich aus der Versammlung einer Menge an datafizierten Spuren der Nutzer:innen (Reckwitz 2017: 255; Rheinberger 2021: 29–35). Hier wird deutlich, wie diese Form der Personalisierung auf die dezentrierte Existenzweise der verteilten Person aufsetzt: Die Adressierung ist zwar an individuellen »Binnenstrukturen« (Reckwitz 2017: 256) interessiert, um zukünftiges Verhalten vorhersagen zu können, Kohärenz müssen diese Personen jedoch nicht aufweisen, sondern es genügt, als »Ensemble heterogener Präferenzstrukturen« (Reckwitz 2017: 255) zu erscheinen. Personen werden – so zumindest die datenökonomische Hoffnung – als Einzelwesen in ihrem Verhalten vorhersagbar, sobald sie in ihren Bestandteilen transparent werden (Reckwitz 2017: 255), aber nicht wie in den statistischen Modellen der vor-digitalen Moderne im Verhältnis zu einem Durchschnitt, sondern als isolierte Einzelfälle (Reckwitz 2017: 255).

Elena Esposito hat vorgeschlagen, diese Adressierung durch Algorithmen als *unpersönliche Personalisierung* zu beschreiben (Esposito 2022: 60). Algorithmische Personalisierung sei eine eigenständige Form der Adressierung von Einzelpersonen, die weder auf aktive Adressat:innen noch eine individuelle Perspektive angewiesen sei (Esposito 2022: 47, 54, 96). Weil algorithmische Personalisierung also in diesem Sinne ohne Referenz auf Innerlichkeit operiere, kann sie als *unpersönliche Personalisierung* gelten (Esposito 2022: 54). Was zunächst paradox formuliert ist, lässt sich entfalten, wenn die nicht-menschlichen Teilnehmer:innen an diesem Prozess – die adressierenden Computer – einbezogen werden (Esposito 2022: 54; Baecker 2018: 59). Sie sind es, die überhaupt erst fähig sind, in dieser Weise pseudo-persönlich zu adressieren, in-

sofern sie Personen ansprechen, ohne deren Innenwelt in Betracht ziehen zu müssen.

Esposito unterscheidet hier zwei elementare Techniken der algorithmischen Personalisierung: einerseits die Adressierung auf der Grundlage von *Kontext*, also in Bezug auf die Situation, in der die Person steckt; andererseits auf der Basis von *Verhalten* als Token eines Typs, das heißt, in Bezug auf vergangene Äußerungen (Esposito 2022: 54). Wenn diese beiden Techniken der Profilbildung zusammen auftreten, spricht Esposito von »algorithmischer Individualisierung« (Esposito 2022: 59) – Kommunikationen also, die sowohl auf den Kontext der adressierten Person (*contextualized*), als auch auf deren Verhalten oder das Verhalten ähnlicher Personen abgestimmt sind (*personalized*) (Esposito 2022: 59). An dieser Form der Individualisierung ist die Person nicht aktiv beteiligt, stattdessen wird sie in Referenz zu Situation und Präferenzen adressiert – »users do not personalize, they are personalized« (Esposito 2022: 60).

Personen werden hier erfasst und erreicht, ohne jene elementaren Merkmalen einzubeziehen, anhand derer sie sich selbst erkennen (Esposito 2022: 60). »Nothing is personal in these forms of personalization« (Esposito 2022: 60). Auch wenn diese Formen der Erreichbarkeit am aktiven Verhalten der Nutzer:innen ansetzen, resultieren sie in einer Position der »Interpassivität« (Ruppert 2011: 220), in der Personen als Daten-Doppelgänger:innen inszeniert werden, deren Gestalt sie nicht kontrollieren (Esposito 2022: 60). »On these platforms there are in fact no individuals, but only ways of seeing people as individuals« (Prey 2019: 1087). Wenn sich Nutzer:innen dagegen nach eigenen Maßgaben personalisieren, indem sie sich den algorithmischen Profilwerkzeugen unter den Voraussetzungen dezentraler und offener Strukturen reflexiv bedienen, spricht Esposito von »umgekehrter Personalisierung« (Esposito 2022: 61).

4.4.4 Präparierende Prädiktion

Die eben umrissene unpersönliche Personalisierung ist also der Name für jenen Mechanismus, der im Rahmen der datenökonomischen Infrastrukturerung der Person Effekte der Prädiktion hervorbringt. Deshalb gilt es im Folgenden, diese prädikativen Effekte genauer zu begutachten. Der Einsatz lernender Algorithmen zu Vorhersagezwecken verändert mit der Bedeutung von Prädiktion zugleich das soziale Verhältnis zu Gegenwart und Zukunft (Esposito 2022: 87). Esposito argumentiert, algorithmische Prädiktion unterscheide

sich von traditionell moderner Wahrscheinlichkeitsrechnung durch ihr Verhältnis zum Einzelfall: Während letztere die Möglichkeit bereitstellt, systematisch mit Unsicherheit umzugehen, verspricht die algorithmische Vorhersage eine »individuelle Bewertung individueller Personen« (Esposito 2022: 87; meine Übersetzung, F. P.).

Systeme des maschinellen Lernens sind zwar immer auch »statistical engines« (Esposito 2022: 88), insofern sie klassische Verfahren der Statistik nutzen, unterscheiden sich aber auch von diesen, insofern sie darauf abzielen, zukünftige Ereignisse tatsächlich vorherzusagen. So schreibt der Sachbuchautor Eric Siegel: »We usually don't know about causation, and we often don't necessarily care. [...] The objective is more to predict than it is to understand the world. [...] Prediction trumps explanation« (Siegel 2013: 90). Dieser Umschwung von der Erklärung zur Prädiktion verändert nicht zuletzt die Bedeutung und Grundlagen der Vorhersage (Esposito 2022: 88). Prädiktive Modelle versprechen, auf Basis bestehender Daten über Verfahren des maschinellen Lernens Muster entbergen zu können, die zukünftige Entwicklungen vorherzusagen, ohne diese erklären zu können (Esposito 2022: 90). »Using complex predictors may be unpleasant, but the soundest path is to go for predictive accuracy first, then try to understand why« (Breiman 2001: 208).

In der Moderne wird Zukunft üblicherweise als offen und unbestimmt behandelt (Esposito 2022: 92). Mit der modernen Gesellschaft etabliert sich die Vorstellung, jede Gegenwart bilde »immer eine neue, wieder unbekannte Zukunft. [...] Die Zukunft garantiert nun, daß die Welt unverständlich ist – und bleibt« (Luhmann 1998: 1007). In dieser Logik nimmt Vorhersage die Form von Planung an – also Versuche der Gestaltung der Gegenwart, um sich möglichst kontrolliert in eine unbekannte Zukunft bewegen zu können (Esposito 2022: 93). Das moderne Werkzeug im Umgang mit einer in dieser Weise unbestimmten Zukunft ist die Wahrscheinlichkeitsrechnung, die eine gewisse Rationalität im Umgang mit Unsicherheit mit sich bringt (Esposito 2022: 93). Die Entstehung dieser Form von Statistik kann als typischer Fall modernistischer, empirisch-experimenteller Wissenschaftlichkeit verstanden werden (Esposito 2022: 93).

Jüngst wurden ausgehend von dieser statistischen Tradition Technologien des maschinellen Lernens und der algorithmischen Prädiktion entwickelt, die zwar auf Verfahren der Wahrscheinlichkeitsrechnung aufbauen, diese aber in einer Weise für Vorhersagen nutzen, die der Annahme einer unbestimmten und unbestimmbaren Zukunft widersprechen (Esposito 2022: 93). Der entscheidende Unterschied zwischen traditioneller statistischer Wahr-

scheinlichkeitsrechnung einerseits und Verfahren des maschinellen Lernen andererseits besteht darin, dass letztere kein Konzept des Durchschnitts in Relation zu einer Population kennen (Esposito 2022: 95). Algorithmische Verfahren generieren deshalb keine in dieser Weise generalisierten Ergebnisse, sondern immer nur Vorhersagen für spezifische Fälle (Esposito 2022: 95). Bemerkenswerterweise wird diese Engführung auf individuelle Fälle gerade durch den Verzicht auf eine individuelle Perspektive erreicht: Algorithmische Verfahren produzieren effektive Vorhersagen, weil sie kontextabhängig, fallspezifisch und undurchsichtig sind (Esposito 2022: 96f.).

Das entscheidende Problem erwächst dabei aus der Art und Weise, wie maschinelles Lernen Vergangenheit und Zukunft in Beziehung setzt (Esposito 2022: 101). Die generierten Prognosen können zwar nur auf den Trainingsdaten der Vergangenheit basieren, versprechen aber die Vorhersage zukünftiger Ereignisse, ohne die Differenzen zwischen diesen angemessen in Rechnung zu stellen. »Training data and real data are as different as the past is different from the future« (Esposito 2022: 102). Dieses Dilemma der Gestaltung und Nutzung von Systemen des maschinellen Lernens ist ihren Gestalter:innen als Problem der Generalisierung bekannt (Mackenzie 2015: 439; Goodfellow et al. 2016: 109f.). »The generalizability of a model depends on trade-offs between overfitting and underfitting, between modelling predictions too closely or too loosely on the known data« (Mackenzie 2015: 439). Um generalisierbare Vorhersagen zu produzieren, können nicht alle vergangenen Daten berücksichtigt werden, weil sonst nichts als die Vergangenheit reproduziert wird – die Frage ist dann nur, *welche* Daten vergessen werden (Esposito 2022: 103).

Die prädiktiven Verfahren leisten am Ende keine Vorhersage, sondern vielmehr die Fabrikation jener Zukunft, die auf Grundlage ihrer Verfahren erwartet werden kann: »Algorithms predict the future shaped by their prediction« (Esposito 2022: 98). Diese Formen der Prädiktion produzieren also keine unabhängig akkuraten Beschreibungen einer stabilen Welt, sondern Prognosen auf der Grundlage »aktiver Rückschlüsse« (Friston et al. 2010: 235; meine Übersetzung, F. P.): Vorhersagefehler werden minimiert durch die Anpassung der Vorhersage an die Welt einerseits und die Anpassung der Welt an die Vorhersage andererseits (Clark 2016: 122). »Under active inference, perception tries to explain away prediction errors by changing predictions, while action tries to explain them away by changing the signals being predicted« (Friston et al. 2010: 235).

An diesem Punkt zeigt sich dann auch das spezifische Problempotential einer prädikativ-datenökonomischen Infrastrukturierung der Person: Proble-

matisch ist weniger, dass Prognosen falsch sein können, sondern die Art und Weise, wie Zukunftsoptionen durch den Prozess der Prädiktion sozial präpariert wird (Esposito 2022: 101). »The problem in this case is not just the risk of a wrong prediction, but the reduction of future possibilities for all involved actors« (Esposito 2022: 101). Die Herausforderung besteht also darin, algorithmische Vorhersagen mit der unbestimmten Offenheit der Zukunft zu versöhnen (Esposito 2022: 104).

4.5 Outro: Die verteilte Person

In diesem Teil habe ich drei Studien unternommen in der Hoffnung mehr zu erfahren über den digitalen Wandel der Personalisierung. Die Entwicklungen, die mir dabei begegnet sind, fasse ich wie angekündigt in der Figur der verteilten Person zusammen. Die verteilte Person ist zunächst eine These über die Gestalt der Personalisierung in Zeiten der Digitalisierung. Die verteilte Person darf dabei nicht als neue Primärform der Personalisierung verstanden werden, sondern zunächst als ein weiterer Modus, der zu den bestehenden hinzutritt. Die verteilte Person ist dann weiterhin der Vorschlag, bestimmte Verschiebungen in den Arten und Weisen postdigitaler Personalisierung in einem Begriff zusammenzuführen. Ein solcher Begriff muss abstrakt sein, um verschiedene Ausprägungen der bezeichneten Transformation zu umfassen, er muss aber zugleich präzise sein in der Bezeichnung des jeweils entscheidenden Unterschieds. Ich möchte hier und im folgenden Schlusskapitel versuchen, diesen Unterschied abschließend auf den Punkt zu bringen.

Zu diesem Zweck kann ich hier pointiert festhalten, wie sich die verteilte Person in den untersuchten Beziehungsweisen manifestiert. Im Fall der Freundschaft äußert sich die neue Verteiltheit in der Art und Weise, wie freundschaftliche Beziehungen in postdigitale Settings integriert werden. Dabei wird insbesondere die für die Freundschaft prägende Variabilität als Modell einer Digitalisierung der Intimität mobilisiert und intensiviert. Diese Passung zwischen freundschaftlicher Variabilität und postdigitalen Personalisierungsanlässen werde ich als Ausdruck einer Diffusion des Persönlichen. Erfolgreich sind Personalisierungsweisen, deren *Elemente* verteilt sind, insofern die Inhalte der Beziehung elastisch sind, deren *Techniken* verteilt sind, insofern die Formen relational sind, und deren *Situationen* verteilt sind, insofern ihr Verhältnis zum Privaten ambivalent ist. Die Verteiltheit bezieht sich im Falle der Freundschaft also auf deren Varianz und Streuung. Die Person ist

verteilt, insofern sie in heterogene persönliche Beziehungen eingebunden ist, die weder inhaltlich noch formal integriert sind.

Im Fall der Personalisierung mittels Selfies äußert sich die verteilte Person zuallererst in der Zerstreung ihrer Herstellung, deren Elemente, Techniken und Situationen nicht nur lokale Komponenten wie Körper, Smartphone und Software umfassen, sondern darüber hinaus über postdigitale Infrastrukturen an Plattformen und Publika angeschlossen sind. Damit sind die Konstitution und mit ihr die Gestaltung der persönlichen Erreichbarkeit auf unterschiedliche Instanzen verteilt. Verteilt ist aber auch der Effekt der so etablierten Erreichbarkeit: In meiner Untersuchung sind es Momente der Künstlichkeit, die darauf verweisen, dass es hier um einen Modus der persönlichen Erreichbarkeit geht, der nicht primär – wie die private Person – auf die Zentrierung der Person abzielt, sondern zuallererst auf deren Komposition und Performanz. Im Fall der Selfies bezieht sich Verteiltheit also auf die Bedingungen und Methoden der Personalisierung. Die Person ist verteilt, insofern sie kompositorisch und performativ hergestellt und ebenso erreichbar ist.

Im Fall der Ökonomie des Persönlichen und ihrer datenökonomischen Infrastrukturierung der Person tritt die verteilte Person als Bedingung ihrer eigenen Rezentrierung auf. Hintergrund bildet die Diagnose einer strukturellen Spannung zwischen einer netz-getriebenen Vermehrung von Optionen (Optionalität) und einer daten-getriebenen Verminderung von Optionen (Prädiktivität) (Ochs 2022: 435ff.). Die verteilte Person ist einerseits die Protagonistin der Optionalität, andererseits aber auch Ressource ihrer Prädiktivität, insofern die datafizierten Spuren ihrer Verteiltheit die Versprechen der Datenökonomie unterfüttern (Prietl/Houben 2018; Zuboff 2018: 311). Modell stehen hier daten-behavioristische Verfahren, die Innerlichkeit ausklammern, um Personen als intransparente Black Boxes zu adressieren (Stalder 2016: 199–202; Rouvroy 2013: 143–152). Unter diesen Vorzeichen sind Computersysteme in der Lage, unpersönliche Formen der Personalisierung anzustellen – das heißt, Erreichbarkeit zu simulieren, ohne Innerlichkeit operativ einzubeziehen (Reckwitz 2017: 243ff.; Esposito 2022: 60). Auf diese Weise werden Vorhersage- und Kontrollversprechen generiert, die – unabhängig von ihrer Genauigkeit und allein durch ihre Performanz – rezentrierende Effekte auf die Person zeitigen. Kurz: Im Rahmen datenökonomischer Unternehmungen wird die Verteilung der Elemente, Techniken und Situationen des Persönlichen zur Grundlage einer neuen Kanalisierung und Konzentration der Person.

5. Outro: Die verteilte Person und ihre Privatheit

Was bisher geschah: Im Laufe dieses Buches habe ich Personalisierung als den Aufbau persönlicher Erreichbarkeit eingeführt (1.). In diesem Prozess der Adressierung werden Person als Wesen erreichbar, die über eine reflexive Innenwelt verfügen sowie über die »Fähigkeit, einen Standpunkt einzunehmen« (Viveiros de Castro 2019: 45). Persönlich zu sprechen heißt, Innenwelten zu adressieren. Im zweiten Teil habe ich eine Studie zum historischen Zusammenhang zwischen Persönlichem und Privatem vorgestellt (2.). Dabei komme ich zu dem Schluss, dass das Persönliche in der modernen Gesellschaft durch verschiedene Privatheiten in unterschiedlicher Weise formatiert wird – aber stets so, dass die private Person als Zentrum der Personalisierung erscheint: Die private Person ist in diesen Konstellationen die Person schlechthin. Ich habe anschließend an zwei Kontroversen zur digitalen Krise des Privaten gezeigt, dass sich die Digitalisierung – verstanden als praktische und kulturelle Teilnahme digitaler Technologien an der sozialen Welt – in Problemen äußert, die Kontrollversprechen des Privaten unterlaufen und zur Suche nach Alternativen motivieren (3.). Im letzten Teil habe ich in drei Studien zu Freundschaft, Selfie-Produktion und Datenökonomie postdigitale Modi der Personalisierung dokumentiert (4.). Meine Beobachtungen habe ich schließlich in der Figur der verteilten Person zusammengeführt, also in der These, dass das Persönliche in postdigitalen Settings durch Dezentrierung geprägt ist. Die Person ist unter diesen Bedingungen verteilt, weil sie sich performativ und kompositorisch konstituiert.

Aus diesem Vorgehen ergibt sich ein Gegensatz zwischen privater und verteilter Person, den ich zum Titel dieses Buches eingeführt habe. Damit ist die These verbunden, dass es sich um zwei verschiedene Weisen der Personalisierung handelt. Metaphorisch zugespitzt drückt sich diese Differenz im Unterschied zwischen Zentrierung und Dezentrierung aus: Während die Erreichbarkeit der privaten Person auf einen Punkt innerhalb der Sphären

des Privaten zuläuft, ist die verteilte Person auf unterschiedliche, teils unverbundene Punkte distribuiert. Dieser Gegensatz soll keine vollständige Ablösung der einen Personalisierungsweise durch die andere unterstellen, aber durchaus Gleichzeitigkeiten und eine Erweiterung des gesellschaftlichen Personalisierungsregisters. Auch gehört dazu die Annahme, dass mit der verteilten Person Weisen der Personalisierung unter den Bedingungen der Digitalisierung bezeichnet sind, die mehr sind als Schrumpfformen des Persönlichen. Sicherlich wird das Persönliche in postdigitalen Zeiten mithin simuliert, kanalisiert oder ausgebeutet, es wird aber ebenso kreativ weiterentwickelt und neu erfunden. Ich hoffe, mit meinem Buch theoretische Konzepte und empirische Hinweise dazu beigetragen zu haben, diese Ambivalenz präsent zu machen.

Wenn es schließlich zutrifft, dass die verteilte Person mehr ist, als das Ergebnis ökonomischer oder politischer Manipulationsstrategien unter den Vorzeichen der Digitalisierung, wenn es sich also auch um eine potenziell eigenständige Weise persönlicher Erreichbarkeit handelt, mit deren Hilfe menschliche Wesen sich selbst und andere als Personen formieren, dann lässt sich abschließend die Frage stellen, wie diese Weise der Personalisierung institutionell begleitet werden könnte, um sie vor einseitigen Vereinnahmungen zu schützen und ihre Eigenständigkeit zu bewahren. Ziel wäre es, Menschen in postdigitalen Situationen in die Lage zu versetzen, zu Personen zu werden, die für persönliche Beziehungen erreichbar sind, die diesen Namen verdienen, weil sie die Beteiligten hochaufgelöst und facettenreich in der Welt vorkommen lassen. Eine dem angemessene Strategie könnte es sein, die Dezentralität als Bedingung der Entfaltung der verteilten Person zu bewahren und gegen Zentrierungsversuche abzuschirmen.

Die Aufgabe, die Person und ihre Genese durch Abschottung und Anleitung zu begleiten, kommt traditionell den institutionalisierten Varianten des Privaten zu. Die modernen Privatheiten – so meine These im zweiten Teil – sind Institutionen, die die Idee vertreten, dass die ganze, vollständige Person innerhalb des Privaten zu finden ist: Umso tiefer die Erreichbarkeit in diese Sphären hineinragt, desto näher kommt sie der authentischen, besonderen oder autonomen Person. »Eine Institution«, so Luc Boltanski, »ist ein körperloses Wesen, dem die Aufgabe übertragen wurde, zu sagen, was es mit dem, was ist, auf sich hat« (Boltanski 2010: 117). Im Anschluss daran ließen sich die modernen Privatheiten dann als jene Institutionen bezeichnen, die Auskunft über die Adresse der Person geben, die also sagen, wo die Person zu finden ist. Darüber hinaus lässt sich die Frage stellen, ob und unter welchen Bedin-

gungen das Private auch in Bezug auf die verteilte Person diese Aufgabe erfüllen kann. Jedenfalls müsste dabei der formatierende Effekt des Privaten auf die Arten und Weisen, eine Person sein zu können, in grundsätzlicher Weise mitreflektiert werden. Eine Privatheit, die Auskunft über die verteilte Person geben soll, müsste dann statt einer Zentrierung die Verteilung stark machen: Während die klassischen Privatheiten angeben, an welchem Ort die Person zu erreichen ist, müsste diese neue Privatheit darauf bestehen, dass die Person an mehr als einem Punkt existiert und über mehr als eine Adresse verfügt.

Im Gegensatz dazu erscheint es wenig wünschenswert, datenökonomisch getriebene Plattformen zu Institutionen zu machen, denen die Aufgabe überlassen wird, Auskunft über die Adresse der Person zu geben. Es ist dokumentiert, wie Plattformen versuchen, Personalisierungsprozesse zu kanalisieren und zur Manipulation ihrer Nutzer:innen einzusetzen (Zuboff 2018: 278–292; Yeung 2017; Priddat 2018; Muhle 2018). Auch in der in Kapitel 4.3 besprochenen Selfie-Produktion hat sich gezeigt, dass Plattformen Interessen in ihre Infrastrukturen einbauen und so unscheinbar, aber wirkmächtig an der Gestaltung der Person mitwirken. Auf der anderen Seite zeigen empirische Bestandsaufnahmen eine Reihe kreativer Grenzpraktiken von Nutzer:innen, die versuchen, Erreichbarkeit in verteilten Settings zu gestalten: Etwa indem sie persönliche Informationen durch Anspielungen oder Ironie verschleiern (Marwick/boyd 2014; Barth 2015) oder in größeren Mengen widersprüchlicher Äußerungen verstecken (Miller 2012: 104; Brunton/Nissenbaum 2015: 1). Zudem sind Techniken der Delegation zu verzeichnen, mit denen Nutzer:innen die Regulierung von Erreichbarkeit an andere Instanzen abgeben – insbesondere an die wenig vertrauenswürdigen Plattform-Unternehmen (Ochs/Büttner 2018: 61ff; Uhlmann 2020: 155f.). Solche Grenzpraktiken erzielen eine gewisse Distribution der Person, wenn es um die Erreichbarkeit der Nutzer:innen untereinander geht, sind allerdings im Lichte der Zentralstellung von Plattformen größtenteils ohnmächtig (Stalder 2019: 109, Dolata 2019: 188ff.).

In dieser Situation dürfen vereinzelte, individualisierte Grenzpraktiken, so kreativ sie auch sein mögen, nur auf eine bescheidene Reichweite hoffen. Notwendig scheint stattdessen eine institutionalisierende Privatheit, die Eingriffe in die Gestaltung persönlicher Erreichbarkeit grundsätzlich zu regulieren vermag. Wenn das Ziel die Dezentralität der Person ist, müsste diese Privatheit dazu in der Lage sein, unterschiedliche Personalisierungsanstrengungen so voneinander abzuschirmen, dass verschiedene Formen der Erreichbarkeit gelten können, ohne sich gegenseitig zu vereinnahmen (Matzner 2019: 70). Carsten Ochs hat in diesem Zusammenhang das Subjekt-Modell des *Blurry Self*

vorgeschlagen, mit dem eine institutionell abgesicherte Unschärfegarantie bezeichnet ist, die es Personen ermöglichen soll, in verteilten Settings persönlich erreichbar zu sein, ohne dabei Gefahr zu laufen, dass diese Erreichbarkeit zentral ausgebeutet wird (Ochs 2019a: 221f; Ochs 2022: 483ff.). Eine solche Privatheit der Unschärfe ist ein wertvoller konzeptioneller Baustein auf der Suche nach institutionellen Mitteln, um zentrale Akteur:innen davon abzuhalten, die Auskunft über die Adresse der Person zu monopolisieren. Dabei stellt sich allerdings die Frage, ob Verschwommenheit nicht zugleich erwünschte Formen hochaufgelöster Erreichbarkeit sabotiert. Wenn ich die Metapher des *Blurry Self* für ein Beispiel wörtlich nehmen darf: Ein unscharfes Selfie schützt vielleicht vor einer Gesichtserkennung durch staatliche oder ökonomische Akteur:innen, limitiert aber auch andere Personalisierungseffekte. Darüber hinaus wäre zu klären, welche Person hinter dem Schleier der Unschärfe hier vorausgesetzt wird. Weil sich in meiner Untersuchung gezeigt hat, dass das Private stets mit einer Formatierung des Persönlichen einhergeht, wäre analog zu prüfen, mit welchen Prämissen eine Institutionalisierung des verschwommenen Selbst arbeitet.

Ist eine verteilte Person vorausgesetzt, müsste eine entsprechende Privatheit jedenfalls auch Verbindungen kappen können, die die Person zu zentrierten drohen, weil zu viele Stränge an einer Stelle zusammenlaufen. Um die Bedingungen einer solchen Trennung von Zugriffen in verteilten Settings zu verstehen, hilft Urs Stäheli Konzept der *Entnetzung*, weil es Möglichkeiten erkundet, Verbindungen mit den Mitteln der Vernetzung zu lösen (Stäheli 2021: 84). Entnetzung in diesem Sinne bedeutet, »sich der Adressierbarkeit in Netzwerken zu entziehen, ohne das Netzwerk zu verlassen« (Stäheli 2021: 225). Eine Privatheit, die die Dezentralität der Person gewährleisten soll, könnte entsprechend eine Privatheit der Entnetzung sein, der es nicht um die Herauslösung der einen, wahren Person aus dem Netzwerk geht, sondern um deren fortlaufende Dezentrierung innerhalb des Netzwerks durch partielle Nichterreichbarkeit, die Teil des Verbindungsgeschehens ist (Stäheli 2021: 206). Stäheli formuliert für sein Konzept der Entnetzung eine wichtige Bedingung, die ebenfalls für eine entsprechende Privatheit gelten müsste: Entnetzung kann keine individuelle Aufgabe sein, sondern muss als Eigenschaft der vernetzten Konstellation auftreten (Stäheli 2021: 217). Ein souveränes Individuum zu unterstellen, um diesem die alleinige Verantwortung für die Kontrolle seiner Konnektivität zuzuschieben, hätte nichts anderes als eine neuerliche Zentrierung der Person zur Folge (Stäheli 2021: 423). Wirksame Entnetzung ist demgegenüber auf Infrastrukturen angewiesen, die »membranhafte Einrichtungen«

(Stäheli 2021: 226f.) zur Regulierung von Verbindungen unterhalten und die Fähigkeit der Entnetzung so zu einer Eigenschaft einer kollektiven »Konnektivitätsökologie« machen (Stäheli 2021: 437). Stähelis Überlegungen legen somit nahe, dass die verteilte Person erst noch lernen muss, auch eine entnetzte Person zu sein, deren Komponenten in einem Verhältnis des »interaktionslosen Nebeneinanders« stehen können oder müssen (Stäheli 2021: 211, 308).

Wenn das Private die Dezentralität der Person gewährleisten soll, könnte ihre schwierigste Aufgabe schließlich darin bestehen, von Grund auf zu verankern, dass Person und Innenwelt verteilt sind. Dafür braucht es nicht zuletzt eine Semantik, die Alternativen zur modernen Vorstellung menschlicher Einheit anbietet. Entsprechende Konzepte verteilter Existenz können etwa auf den Begriff des *Dividuums* zurückgreifen. Der Begriff tritt seiner Wortbedeutung nach als Gegenstück zum Individuum auf: während Individuum wörtlich Unteilbares bedeutet, bezeichnet Dividuum folglich das Geteilte.¹ Abgesehen von der ersten prominenten Verwendung durch Friedrich Nietzsche (1988 [1878]: 76) wurde der Begriff durch Gilles Deleuze (1993: 258) geprägt. Deleuze' kurzes *Postskriptum über die Kontrollgesellschaft* (1993) ist nicht nur eine einschlägige Referenz des Begriffs, sondern gilt auch als wichtige Kritik der digitalen Gesellschaft (Ott 2015: 175ff; Raunig 2011; Wiedemann 2011). So operiere die Kontrollgesellschaft mit »Maschinen der dritten Art, Informationsmaschinen und Computern«, unter deren Beteiligung »die Individuen [...] ›dividuell geworden« seien (Deleuze 1993: 258f.). In dieser Transformation drücke sich schließlich ein neuer Modus der Macht aus, der Menschen nicht mehr »vermassend und individuierend« erfasse, sondern als in Daten zerteilte »Chiffren« (Deleuze 1993: 258).

Demgegenüber wird der Begriff des Dividuums in anthropologischen Arbeiten nicht für Zwecke der kritischen Zeitdiagnose verwendet, sondern zur Erweiterung ontologischer Register. Ausgangspunkt sind Wiederentdeckungen nicht-moderner Personalisierungsweisen, welche die Existenz und das Werden menschlicher und nicht-menschlicher Wesen von Elementen und Beziehungen abhängig machen, die deren Körpern äußerlich sind (Strathern 1990: 275; Wagner 1991: 166; Descola 2013: 183; Gell 1998: 140). In eine

1 Bedeutung und Verwendung des Begriffs des Individuums haben eine lange und verzweigte Geschichte und gehen über den Sinn der Unteilbarkeit hinaus. Eine Semantik-Geschichte des modernen Individuums hat Niklas Luhmann (1993b) verfasst. Eine wertvolle Systematisierung soziologischer Theoretisierungen des Individuums findet sich bei Markus Schroer (2007).

ähnliche Richtung zeigt die Arbeit der Ästhetiktheoretikerin Michaela Ott, die ihren Begriff der Dividuation mit Gilbert Simondon und Gilles Deleuze entwickelt. Ähnlich der Anthropologie bringt auch Ott das Dividuum nicht als Verfallsform in Stellung, sondern als sozialtheoretische Heuristik, die sowohl verarmte als auch reichhaltige Spielarten der Dividuation erfassen soll – diese ist damit »der Name für eine zunächst weder positiv noch negativ zu verstehende Kohärenz heterogener Teilhaben« (Ott 2015: 180).

Wichtiger Vordenker des Dividuums ist schließlich auch Michel Serres. Teil seiner originellen Theorie der Relationalität in *Le Parasite* (2016 [1980]) ist eine Skizze des Dividuums. Für Serres ist jede Einheit eine kurzfristig stabile Episode dynamischer Ketten von Wesen, Dingen und Zeichen (Serres 2016: 357). Nicht innere Qualitäten halten Einheiten zusammen, sondern sogenannte Quasi-Objekte, die unterschiedliche Wesen in Beziehungen setzen und dynamisch Identitäten in ihrem Lauf zurücklassen. Eine der Metaphern Serres' ist hier der Ball in einem Spiel, der um und zwischen Menschen zirkuliert und dabei Schwerpunkte setzt und verschiebt: »Das Quasi-Objekt bezieht seine Macht aus dieser Dezentrierung« (Serres 2016: 350) und »macht das Kollektiv. Sobald es anhält, schafft es ein Individuum« (Serres 2016: 356). So unterläuft Serres die Konzeption des Menschen als ungeteilte Einheit: »Wir sind keine Individuen. Wir wurden bereits dividiert, und wir sind ständig bedroht, nochmals geteilt zu werden« (Serres 2016: 358).

In diesen Ansätzen zeichnet sich eine Dividuum ab, das als Grundlage einer Privatheit der verteilten Person hilfreich sein kann, insofern es Konzepte liefert, um die Person und ihre Innerlichkeit als ein verteiltes Geschehen zu erfassen und eine Zentrierung zu erschweren. Eine Privatheit multipler Adressen könnte auf einer Idee des Dividuums aufbauen, um die Dezentralität der Person zu bewahren, ohne jede hochaufgelöste Erreichbarkeit zu verhindern, weil das Dividuum von Grund auf in Dezentrierung und Zirkulation gegründet ist. Fernab von einer fertigen Lösung erinnert das Problem des Dividuums daran, wie tiefgehend und weitreichend die Herausforderungen der verteilten Person und einer ihr entsprechenden Privatheit sind. Dabei ist nicht auszuschließen, dass die verteilte Person auch ohne Privatheit auskommt oder auskommen muss. In jedem Fall aber trete ich dafür ein, nicht über die Zukunft des Privaten nachzudenken, ohne die Frage nach der Person zu stellen. Es bleibt mir zu hoffen, dass dieses Buch zu künftigen Lösungen beiträgt.

Literatur

- Alberoni, Francesco (2017): *Friendship*. Leiden: Brill.
- Althusser, Louis (1977): *Ideologie und ideologische Staatsapparate: Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Hamburg/Berlin: VSA.
- Amnesty International (2016): *Privatsphäre ist ein Menschenrecht*, abrufbar unter: <https://www.amnesty.de/2016/9/2/privatsphaere-ist-ein-menschenrecht>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Autenrieth, Ulla (2011): *MySelf. MyFriends. MyLife. MyWorld: Fotoalben auf Social Network Sites und ihre kommunikativen Funktionen für Jugendliche und junge Erwachsene*. In: Klaus Neumann-Braun/Ulla Autenrieth (Hg.), *Freundschaft und Gemeinschaft im Social Web: Bildbezogenes Handeln und Peergroup-Kommunikation auf Facebook & Co*. Baden-Baden: Nomos, 123–162.
- Autenrieth, Ulla Patricia (2014): *Die Bilderwelten der Social Network Sites*. Baden-Baden: Nomos.
- Baecker, Dirk (2007): *Studien zur nächsten Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Baecker, Dirk (2018): *4.0 oder Die Lücke die der Rechner lässt*. Leipzig: Merve.
- Barad, Karen (2012): *Agentieller Realismus: Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken*. Berlin: Suhrkamp.
- Barlag, Charlotte/Büttner, Barbara/Geminn, Christian/Miedzianowski, Nadine (2017): *Datenschutz-Grundverordnung*. In: Joel Baumann/Jörn Lamla (Hg.), *Privacy-Arena. Kontroversen um Privatheit im digitalen Zeitalter*. Kassel: kassel university press, 117–191.
- Barth, Niklas (2015): *Kalte Vertrautheiten. Private Kommunikation auf der Social Network Site Facebook*. In: *Berliner Journal für Soziologie* 25/4, 459–489.

- Bateson, Gregory (1983): *Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bauman, Zygmunt (2016): *Flüchtige Moderne.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Baumgärtner, Maik/Gude, Hubert/Rosenbach, Marcel/Schindler, Jörg (2015): Neue Spionageaffäre erschüttert BND, abrufbar unter: <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/ueberwachung-neue-spionageaffaere-erschuettert-bnd-a-1030191.html>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Baym, Nancy K. (2010): *Personal connections in the digital age.* Cambridge/Malden: Polity.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Belden-Adams, Kris (2018): Locating the Selfie within Photography's History – and Beyond. In: Julia Eckel/Jens Ruchatz/Sabine Wirth (Hg.), *Exploring the Selfie. Historical, theoretical and analytical approaches to digital self-photography.* Cham: Palgrave Macmillan, 83–94.
- Berry, Marsha (2017): *Creating with Mobile Media.* Cham: Springer International Publishing.
- Biermann, Kai (2014a): Schüchtert der Bundestag Medien ein?, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2014-10/bnd-nsa-ausschuss-netzpolitik-blog/komplettansicht>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Biermann, Kai (2014b): BND schickte wissentlich Daten von Deutschen an die NSA, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/digital/datenschutz/2014-10/bnd-nsa-de-cix-daten-eikonol>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Biermann, Kai (2015a): Der Geheimhalter, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2015-11/nsa-bnd-nsaua-geheimdienst-ausschuss-wolff/komplettansicht>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Biermann, Kai (2015b): BND-Chef Schindler will nichts gewusst haben, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2015-05/schindler-bnd-nsa-untersuchungsausschuss>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Biermann, Kai (2016a): Geheim, weil peinlich?, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2016-07/nsa-bnd-spionage-gutachten-datenschutz/komplettansicht>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Biermann, Kai (2016b): Opposition will sich den BND vorknöpfen, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2016-02/ueberwachung-bnd-untersuchung-opposition/komplettansicht>, letzter Zugriff am 25.08.2023.

- Biermann, Kai (2016c): Der Teflon-Zeuge, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/politik/2016-03/nsa-afiaere-frank-walter-steinmeier-untersuchungsausschuss/komplettansicht>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Biermann, Kai (2016d): Ist Maaßen ein russischer Agent?, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2016-06/edward-snowden-maassen-verfassungsschutz-nsaua/komplettansicht>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Biermann, Kai (2016e): Voller Zugriff auf die Kabel der Telekom, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/digital/datenschutz/2016-06/bnd-bundesnachrichtendienst-gesetz-reform/komplettansicht>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Biermann, Kai (2017a): Kanzleramt erklärt NSA-Affäre endgültig für beendet, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2017-02/nsa-skandal-angela-merkel-kanzleramt-bnd-geheimdienste/komplettansicht>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Biermann, Kai (2017b): Die letzte Zeugin, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2017-02/nsa-untersuchungsausschuss-angela-merkel-datenspionage-aussage-bnd/komplettansicht>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Biermann, Kai/Beuth, Patrick (2015): Was sind eigentlich Selektoren?, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/digital/datenschutz/2015-04/bundesnachrichtendienst-bnd-nsa-selektoren-eikonal>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Biselli, Anna (2016a): NSA-Untersuchungsausschuss. Opposition stellt Antrag zur Erweiterung des Untersuchungsauftrages, abrufbar unter: <https://netzpolitik.org/2016/nsa-untersuchungsausschuss-opposition-stellt-antrag-zur-erweiterung-des-untersuchungsauftrages/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Biselli, Anna (2016b): NSA-Untersuchungsausschuss. Erweiterung des Untersuchungsauftrages mit Kompromissen, abrufbar unter: <https://netzpolitik.org/2016/nsa-untersuchungsausschuss-erweiterung-des-untersuchungsauftrages-mit-kompromissen/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Blatterer, Harry (2015): *Everyday Friendships*. London: Palgrave Macmillan.
- Blatterer, Harry (2016): *Intimacy as freedom. Friendship, gender and everyday life*. In: *Thesis Eleven* 132, 62–76.
- Block, Katharina/Dickel, Sascha (2020): *Jenseits der Autonomie. Die De-Problematisierung des Subjekts in Zeiten der Digitalisierung*. In: *BEHEMOTH A Journal on Civilisation* 13/1, 109–131.

- Boase, Jeffrey/Wellman, Barry (2006): Personal Relationships. On and Off the Internet. In: Anita L. Vangelisti/Daniel Perlman (Hg.), *The Cambridge handbook of personal relationships*. Cambridge/New York: Cambridge University Press, 709–723.
- Bogk, Andreas/Müller-Maguhn, Andy/Kurz, Constanze/Rieger, Frank (2010): CCC-Jahresrückblick 2010, abrufbar unter: https://media.ccc.de/v/27c3-4298-de-ccc_jahresueckblick_2010, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Bogusz, Tanja/Laux, Henning/Ettrich, Frank (2013): Editorial. In: *Berliner Journal für Soziologie* 23/3-4, 305–309.
- Boltanski, Luc (2010): *Soziologie und Sozialkritik*. Berlin: Suhrkamp.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2007): *The new spirit of capitalism*. London: Verso.
- Bowker, Geoffrey C./Star, Susan Leigh (2000): *Sorting things out. Classification and its consequences*. Cambridge, Massachusetts/London: The MIT Press.
- boyd, danah (2008): *Taken Out of Context. American Teen Sociality in Networked Publics*. Dissertation, Information Management and Systems. Berkley: University of California Press.
- boyd, danah (2011): *Living in a publicity world. Privatsphäre und Öffentlichkeit in Sozialen Netzwerken*. In: #public_life: digitale Intimität, die Privatsphäre und das Netz. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung, 28–35.
- boyd, danah (2014): *It's complicated. The social lives of networked teens*. New Haven: Yale University Press.
- boyd, danah (2019): *Friendship*. In: Mizuko Itō et al. (Hg.), *Hanging out, messing around, and geeking out: Kids living and learning with new media*. Cambridge/London: The MIT Press, 79–115.
- Bratton, Benjamin H. (2015): *The stack. On software and sovereignty*. Cambridge/Massachusetts: MIT Press.
- Breiman, Leo (2001): *Statistical Modeling: The Two Cultures*, in: *Statistical Science* 16/3, 199–215.
- Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich (2013): *Der Mensch ist das Maß aller Schneider*. In: Michael Corsten (Hg.), *Der Mensch – nach Rücksprache mit der Soziologie*. Frankfurt a.M.: Campus, 105–124.
- Brunton, Finn/Nissenbaum, Helen Fay (2015): *Obfuscation. A user's guide for privacy and protest*. Cambridge: MIT Press.

- Bude, Heinz (2017): Soziologie der Freundschaft. In: *Berliner Journal für Soziologie* 27/3, 547–557.
- Bundesregierung (2016): Klare Regeln für Auslandsaufklärung, abrufbar unter: <https://www.bundesregierung.de/Content/DE/Artikel/2016/06/2016-06-28-gesetz-bnd-ausland-ausland-fernmeldeaufklaerung.html>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Burkart, Patrick/Andersson Schwarz, Jonas (2014): Post-Privacy and Ideology. In: André Jansson/Miyase Christensen (Hg.), *Media, Surveillance and Identity*. Bern: Peter Lang US, 218–237.
- Büttner, Barbara/Geminn, Christian L./Hagendorff, Thilo/Lamla, Jörn/Ledder, Simon/Ochs, Carsten/Pittroff, Fabian (2016): Die Reterritorialisierung des Digitalen. Zur Reaktion nationaler Demokratie auf die Krise der Privatheit nach Snowden. Kassel: Kassel University Press.
- BVerfGE (1983): Urteil des Ersten Senats vom 15. Dezember 1983. BVerfGE 65,1. [Volkszählungsurteil].
- Byron, Paul (2020): *Digital Media, Friendship and Cultures of Care*. London: Routledge.
- Cadwalladr, Carole/Graham-Harrison, Emma (2018): Revealed: 50 million Facebook profiles harvested for Cambridge Analytica in major data breach, abrufbar unter: <https://www.theguardian.com/news/2018/mar/17/cambridge-analytica-facebook-influence-us-election>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Callon, Michel (2017): Einige Elemente einer Soziologie der Übersetzung. Die Domestikation der Kammuscheln und der Fischer der St. Brieuc-Bucht. In: Susanne Bauer/Torsten Heinemann/Thomas Lemke (Hg.), *Science and Technology Studies. Klassische Positionen und aktuelle Perspektiven*. Berlin: Suhrkamp, 292–338.
- Castells, Manuel (2009): *Communication power*. Oxford: Oxford University Press.
- Castells, Manuel (2010): *The rise of the network society*. Cambridge: Wiley-Blackwell.
- Castoriadis, Cornelius (1990): *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Certeau, Michel de (1988): *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve.
- Chambers, Deborah (2013): *Social Media and Personal Relationships*. London: Palgrave Macmillan UK.
- Chambers, Deborah (2017): Networked intimacy. Algorithmic friendship and scalable sociality. In: *European Journal of Communication* 32, 26–36.

- Chaos Computer Club e.V. (2016): Gutachten für NSA-BND-Untersuchungsausschuss. BND-Operationsgebiet Inland, abrufbar unter: <https://www.ccc.de/de/updates/2016/operationsgebiet-inland>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Chaos Computer Club e.V. (o.J. a): Webseite des Chaos Computer Club e.V., abrufbar unter: <https://www.ccc.de>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Chaos Computer Club e.V. (o.J. b): Hackerethik, abrufbar unter: <https://www.ccc.de/en/hackerethik>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Clark, Andy (2016): *Surfing uncertainty: prediction, action, and the embodied mind*, Oxford/New York: Oxford University Press.
- Clarke, Adele E. (2012): Situationsanalyse. Grounded theory nach dem Postmodern Turn. Reiner Keller (Hg.), Wiesbaden: Springer VS.
- Clarke, Adele/Star, Susan Leigh (2008): The Social Worlds Framework. A Theory/Methods Package. In: Edward J. Hackett (Hg.), *The handbook of science and technology studies*. Cambridge: MIT Press, 113–137.
- Coll, Sami (2014): Power, knowledge, and the subjects of privacy: understanding privacy as the ally of surveillance. In: *Information, Communication & Society* 17/10, 1250–1263.
- Cramer, Florian (2015): What Is Post-digital? In: David M. Berry/Michael Dieter (Hg.), *Postdigital Aesthetics*. London: Palgrave Macmillan, 12–26.
- Daub, Adrian (2020): Was das Valley denken nennt. Über die Ideologie der Techbranche. Berlin: Suhrkamp.
- Deleuze, Gilles (1993): Postskriptum über die Kontrollgesellschaften. In: *Unterhandlungen: 1972–1990*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 254–262.
- Deleuze, Gilles (2015): *Foucault*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1992): *Tausend Plateaus: Kapitalismus und Schizophrenie*. Berlin: Merve.
- Dellwing, Michael (2013): Moving Armies of Stop Signs. In: *Philosophy of the Social Sciences* 43/2, 225–245.
- Descola, Philippe (2013): *Jenseits von Natur und Kultur*. Berlin: Suhrkamp.
- Deutscher Bundestag (2009): Untersuchungsausschüsse, abrufbar unter: <http://www.bundestag.de/blob/190568/ce3840e6f7dbfe7052aa62deb812326/untersuchungsausschuesse-data.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2013a): Opposition fordert Aufklärung über Datenspionage, abrufbar unter: https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2013/45634153_kw26_de_internetueberwachung/213038, letzter Zugriff am 25.08.2023.

- Deutscher Bundestag (2013b): Der Untersuchungsausschuss kommt mit Sicherheit, abrufbar unter: https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2013/47926096_kw48_interview_stroebele-214076, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2013c): Einigkeit in der Kritik an der NSA-Abhörpraxis, abrufbar unter: https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2013/47804054_kw47_de_nsa/214020, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2014a): Drucksache 18/843: Einsetzung eines Untersuchungsausschusses, abrufbar unter: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/18/008/1800843.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2014b): Plenarprotokoll 18/23, abrufbar unter: <http://dip21.bundestag.de/doc/btp/18/18023.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2014c): Experten für proaktiven Schutz vor Cyberangriffen, abrufbar unter: https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2014/kw26_1ua_nsa/283442, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2014d): Papier: Staat muss die Grundrechte wahren, abrufbar unter: https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2014/nsa_untersuchungsausschuss/279296, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2014e): Zeuge: G-10-Daten werden streng kontrolliert, abrufbar unter: https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2014/kw48_pa_nsa/341248, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2014f.): Protokoll Ausschusssitzung, abrufbar unter: https://www.bundestag.de/resource/blob/372062/c2d0b5bb723e881f20b95c2a502ae376/05-papier_hoffmann-riem_baecker_endgueltig-data.pdf, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2014g): Plenarprotokoll 18/14, abrufbar unter: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btp/18/18014.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2014h): Drucksache 18/420: Einsetzung eines Untersuchungsausschusses, abrufbar unter: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/18/004/1800420.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2014i): Drucksache 18/483: Einsetzung eines Untersuchungsausschusses NSA, abrufbar unter: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/18/004/1800483.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2014j): Keine Informationen an die NSA übermittelt, abrufbar unter: https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2014/kw46_pa_1ua/339510, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2014k): Plenarprotokoll 18/56, abrufbar unter: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btp/18/18056.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.

- Deutscher Bundestag (2015): Stenographisches Protokoll der 77. Sitzung, abrufbar unter: https://www.bundestag.de/blob/407450/439d2da82430a5e034176b6ca8cde609/77_2-a-sch_geschwaerzt-data.pdf, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2016a): NSA-Ausschuss soll sich auch mit BND-Selektoren befassen, abrufbar unter: <https://www.bundestag.de/webarchiv/Presse/hib/201606/426804-426804>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2016b): Drucksache 18/7565, abrufbar unter: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/18/075/1807565.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2016c): Plenarprotokoll 18/176, abrufbar unter: <http://dip21.bundestag.de/doc/btp/18/18176.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2016d): Drucksache 18/8683, abrufbar unter: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/18/086/1808683.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2016e): Drucksache 18/10068, abrufbar unter: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/18/100/1810068.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2016f.): Plenarprotokoll 18/184, abrufbar unter: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btp/18/18184.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2016g): BND-Gesetzentwurf stößt auf kontroverse Bewertung, abrufbar unter: <https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2016/kw39-pa-inneres/459384>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2016h): Plenarprotokoll 18/197, abrufbar unter: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btp/18/18197.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (2016i): Drucksache 18/9041, abrufbar unter: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/18/090/1809041.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (o.J. a): 1. Untersuchungsausschuss (»NSA«), abrufbar unter: <https://web.archive.org/web/20161012160427/www.bundestag.de/ausschuesse18/ua/1untersuchungsausschuss>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Bundestag (o.J. b): Gremien zur Kontrolle, abrufbar unter: https://www.bundestag.de/parlament/aufgaben/regierungskontrolle_neu/kontrolle/grem/255458, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutscher Journalisten-Verband (2016): Nein zur Journalisten-Hatz!, abrufbar unter: <https://web.archive.org/web/20181130141804/https://www.djv.de>

- jv.de/startseite/profil/der-djv/pressebereich-download/pressemitteilung/detail/article/nein-zur-journalisten-hatz.html, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Deutschlandfunk (2016): Systematische Gesetzesverstöße des BND, abrufbar unter: <https://www.deutschlandfunk.de/bundesdatenschutzbeauftragte-systematische-100.html>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Dewey, John (2016): *The public and its Problems. An Essay in Political Inquiry*. Athens: Swallow Press.
- Diaz-Bone, Rainer (2009): Konvention, Organisation und Institution. Der institutionentheoretische Beitrag der »Économie des conventions«. In: *Historical Social Research* 34/2, 235–264.
- Diaz-Bone, Rainer (Hg.) (2011): *Soziologie der Konventionen. Grundlagen einer pragmatischen Anthropologie*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Digitalcourage (2014): Eine Million Aufkleber fordern Asyl für Edward Snowden, abrufbar unter: <https://digitalcourage.de/blog/2014/eine-million-aufkleber-fordern-asyl-fuer-edward-snowden>, letzter Zugriff am 25.08.2023 25.08.2023.
- Dijck, José van (2013): *The culture of connectivity: A critical history of social media*. Oxford: Oxford University Press.
- Dinhopf, Anja/Gretzel, Ulrike (2016): Selfie-taking as touristic looking. In: *Annals of Tourism Research* 57, 126–139.
- Dolata, Ulrich (2019): Privatization, curation, commodification. Commercial platforms on the Internet. In: Christoph Musik/Alexander Bogner (Hg.), *Digitalization and society. A sociology of technology perspective on current trends in data, digital security and the internet*. Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Sonderheft 19. Wiesbaden: Springer VS, 181–197.
- Durkheim, Émile (2014): *Die Regeln der soziologischen Methode*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Eckel, Julia/Ruchatz, Jens/Wirth, Sabine (2018): The Selfie as Image (and) Practice. Approaching Digital Self-Photography. In: Julia Eckel/Jens Ruchatz/Sabine Wirth (Hg.), *Exploring the Selfie: historical, theoretical and analytical approaches to digital self-photography*. Cham: Palgrave Macmillan.
- Egbert, Simon/Esposito, Elena/Heimstädt, Maximilian (2022): Vorhersagen und Entscheiden: Predictive Policing in Polizeiorganisationen, in: *Soziale Systeme* 26/1-2, 189–216.
- Elias, Norbert (1997a): *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Band 1*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Elias, Norbert (1997b): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Band 2. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Esposito, Elena (2022): *Artificial communication: How algorithms produce social intelligence*. Cambridge/London: The MIT Press.
- Fasel (2011): Was mich antreibt »Spacko« zu sein, abrufbar unter: <https://blog.spackeria.org/2011/03/23/was-mich-antreibt-spacko-zu-sein/>, letzter Zugriff am 25.08.2023 25.08.2023.
- Fennen, Nicolas (2013): BND hat Zugriff auf deutschen Internetknoten DE-CIX, abrufbar unter: <https://netzpolitik.org/2013/bnd-hat-zugriff-auf-deutschen-internetknoten-de-cix/>, letzter Zugriff am 25.08.2023 25.08.2023.
- Foucault, Michel (1978): *Dispositive der Macht: Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1984): *Von der Freundschaft als Lebensweise: Im Gespräch*. Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1989): *Der Gebrauch der Lüste*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2006): *Geschichte der Gouvernementalität I: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung*. Vorlesung am Collège de France 1977–1978. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2009): *Hermeneutik des Subjekts*. Vorlesungen am Collège de France (1981/82). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2013a): Die Ethik der Sorge um sich als Praxis der Freiheit. In: *Ästhetik der Existenz: Schriften zur Lebenskunst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 253–279.
- Foucault, Michel (2013b): Eine Ästhetik der Existenz. In: *Ästhetik der Existenz: Schriften zur Lebenskunst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 280–286.
- Foucault, Michel (2013c): Subjekt und Macht. In: *Ästhetik der Existenz: Schriften zur Lebenskunst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 81–104.
- Foucault, Michel (2013d): Technologien des Selbst. In: *Ästhetik der Existenz: Schriften zur Lebenskunst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 287–317.
- Foucault, Michel (2013e): Zur Genealogie der Ethik. Ein Überblick über die laufende Arbeit. In: *Ästhetik der Existenz: Schriften zur Lebenskunst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 191–219.
- Foucault, Michel (2014a): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2014b): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Foucault, Michel (2017): Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit III. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Friebe, Holm/Lobo, Sascha (2007): Wir nennen es Arbeit. Die digitale Boheme oder: Intelligentes Leben jenseits der Festanstellung. München: Heyne.
- Friston, Karl J./Daunizeau, Jean/Kilner, James/Kiebel, Stefan J. (2010): Action and behavior: a free-energy formulation. In: *Biological Cybernetics* 102, 227–260.
- Fuchs, Peter (1997): Adressabilität als Grundbegriff der soziologischen Systemtheorie. In: *Soziale Systeme* 3/1, 57–79.
- Ganz, Kathrin (2011): Die Datenfresser und post-private Technologien des Selbst, abrufbar unter: <http://iheartdigitallife.de/die-datenfresser-und-post-private-technologien-des-selbst/>, letzter Zugriff am 25.08.2023 25.08.2023.
- Ganz, Kathrin (2015): Zehn Jahre Netzbewegung. Konflikte um Privatheit im digitalen Bürgerrechtsaktivismus vor und nach Snowden. In: *Forschungsjournal Neue soziale Bewegungen* 28, 35–45.
- Ganz, Kathrin (2017): Die Netzbewegung: Subjektpositionen im politischen Diskurs der digitalen Gesellschaft. Opladen/Berlin: Barbara Budrich.
- Garland, Alex (2014): *Ex Machina*. UK/USA: Film4/DNA Films.
- Gehlen, Arnold (2016): *Der Mensch: seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann.
- Geist, Anton/Gjerding, Sebastian/Moltke, Henrik/Poitras, Laura (2014): NSA ›third party‹ partners tap the Internet backbone in global surveillance program, abrufbar unter: <https://www.information.dk/udland/2014/06/nsa-third-party-partners-tap-the-internet-backbone-in-global-surveillance-program>, letzter Zugriff am 25.08.2023 25.08.2023.
- Gell, Alfred (1998): *Art and Agency*. Oxford: Clarendon Press.
- Gertenbach, Lars/Laux, Henning (2019): *Zur Aktualität von Bruno Latour*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Geuss, Raymond (2013): *Privatheit: Eine Genealogie*. Berlin: Suhrkamp.
- Giddens, Anthony (1993): *Wandel der Intimität: Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch.
- Giddens, Anthony (1995): *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gitelman, Lisa/Jackson, Virginia (2013): Introduction. In: Lisa Gitelman (Hg.), *Raw data is an oxymoron*. Cambridge/London: The MIT Press, 1–14.
- Goffman, Erving (1966): *Behavior in public places. Notes on the social organization of gatherings*. New York: The Free Press.

- Goffman, Erving (1983): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper.
- Golem.de (o.J.): NSA-Untersuchungsausschuss, abrufbar unter: <https://www.golem.de/specials/nsa-untersuchungsausschuss/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Goodfellow, Ian/Bengio, Yoshua/Courville, Aaron (2016): *Deep learning*. Cambridge: The MIT Press.
- Goriunova, Olga (2019): Face abstraction! Biometric identities and authentic subjectivities in the truth practices of data. In: *Subjectivity* 12/1, 12–26.
- Götschenberg, Michael (2015): BND hörte deutschen Diplomaten ab, abrufbar unter: <https://web.archive.org/web/20151112034310/www.tagesschau.de/inland/bnd-selektorenliste-103.html>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Granovetter, Mark S. (1973): The Strength of Weak Ties. In: *American Journal of Sociology* 78/6, 1360–1380.
- Grassegger, Hannes/Krogerus, Mikael (2016): Ich habe nur gezeigt, dass es die Bombe gibt, abrufbar unter: <https://www.tagesanzeiger.ch/ich-habe-nur-gezeigt-dass-es-die-bombe-gibt-652492646668>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Greenfield, Rebecca (2012): Inside the Method to Amazon's Beautiful Warehouse Madness, abrufbar unter: <https://www.theatlantic.com/technology/archive/2012/12/inside-method-amazons-beautiful-warehouse-madness/320913/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Greenslade, Roy (2013): How Edward Snowden led journalist and film-maker to reveal NSA secrets, abrufbar unter: <https://www.theguardian.com/world/2013/aug/19/edward-snowden-nsa-secrets-glenn-greenwald-laura-poitras>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Greenwald, Glenn (2013): NSA collecting phone records of millions of Verizon customers daily, abrufbar unter: <https://www.theguardian.com/world/2013/jun/06/nsa-phone-records-verizon-court-order>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Grünenfraktion (2016): BND wird offiziell zur Massenüberwachungsmaschine, abrufbar unter: <https://web.archive.org/web/20160701014503/https://www.gruene-bundestag.de/presse/pressemitteilungen/2016/juni/bnd-wird-offiziell-zur-massenueberwachungsmaschine-28-06-2016.html>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Habermas, Jürgen (1988): *Der philosophische Diskurs der Moderne: Zwölf Vorlesungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Habermas, Jürgen (1995): *Theorie des kommunikativen Handelns*. Band 2: *Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (2013): *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hagendorff, Thilo (2017): *Das Ende der Informationskontrolle*. Zur Nutzung digitaler Medien jenseits von Privatheit und Datenschutz. Bielefeld: transcript.
- Halatsis, Panayotis/Christakis, Nicolas (2009): *The challenge of sexual attraction within heterosexuals' cross-sex friendship*. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 26/6-7, 919–937.
- Haraway, Donna Jeanne (2008): *When species meet*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Hayden, Michael (2016): *Wir sind perfekt*. Nur die Einschätzungen zum Irak waren falsch, wirklich falsch, abrufbar unter: <https://www.stern.de/politik/ausland/michael-hayden--ex-chef-von-nsa-und-cia--wir-haben-fehler-gemacht--6858586.html>, letzter Zugriff am 25.08.2023 25.08.2023.
- Heller, Christian (2008): *Embracing Post-Privacy*. Optimism towards a future where there is »Nothing to hide«. Vortrag auf dem 25. Chaos Communication Congress in Berlin, abrufbar unter: https://media.ccc.de/v/25c3-2979-en-embracing_post-privacy, letzter Zugriff am 25.08.2023 25.08.2023.
- Heller, Christian (2011): *Post-Privacy*. *Prima leben ohne Privatsphäre*. München: C. H. Beck.
- Heller, Christian (o.J.): *PlomWiki*, abrufbar unter: <https://www.plomlompom.de/PlomWiki/>, letzter Zugriff am 25.08.2023 25.08.2023.
- Hensel, Alexander (2012): *Das Milieu der Piraten*. *Die Erben der Internetkultur*. In: Christoph Bieber/Claus Leggewie (Hg.), *Unter Piraten: Erkundungen in einer neuen politischen Arena*. Bielefeld: transcript, 41–52.
- Hine, Christine (2015): *Ethnography for the internet*. *Embedded, embodied and everyday*. London: Bloomsbury Academic.
- Huber, Bertold (2016): *BND-Gesetzreform – gelungen oder nachbesserungsbedürftig?* In: *Zeitschrift für Rechtspolitik* 49/6, 162–166.
- Hull, Gordon (2015): *Successful failure*. *What Foucault can teach us about privacy self-management in a world of Facebook and big data*. In: *Ethics and Information Technology* 17/2, 89–101.
- Humanistische Union (2016): *Gesetzlich enthemmter Geheimdienst*, abrufbar unter: https://www.humanistische-union.de/nc/aktuelles/aktuelles_

- detail/back/aktuelles/article/gesetzlich-enthemmter-geheimdienst/, letzter Zugriff am 25.08.2023 25.08.2023.
- Humphreys, Lee (2018): *The qualified self. Social media and the accounting of everyday life.* Cambridge/London: The MIT Press.
- Hutter, Michael/Teubner, Gunther (1994): *Der Gesellschaft fette Beute. Homo juridicus und homo oeconomicus als kommunikationserhaltende Fiktionen.* In: Peter Fuchs/Andreas Göbel (Hg.), *Der Mensch – das Medium der Gesellschaft?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 110–145.
- Illouz, Eva (2007): *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Jamieson, Lynn (1998): *Intimacy. Personal relationships in modern societies.* Cambridge/Malden: Polity.
- Jandt, Silke (2016): *Informationelle Selbstbestimmung.* In: Jessica Heesen (Hg.), *Handbuch Medien- und Informationsethik.* Stuttgart: J. B. Metzler, 195–202.
- Kaerlein, Timo (2018): *Smartphones als digitale Nahkörpertechnologien: Zur Kybernetisierung des Alltags.* Bielefeld: transcript.
- Kempmann, Antonius/Pinkert, Reiko (2013): *NSA-Untersuchungsausschuss: Geplänkel statt Aufklärung, abrufbar unter: <http://daserste.ndr.de/panorama/aktuell/NSA-Untersuchungsausschuss-Geplaenkel-statt-Aufklaerung,nsa284.html>*, letzter Zugriff am 25.08.2023 25.08.2023.
- Kitchin, Rob (2014): *The data revolution: big data, open data, data infrastructures & their consequences.* Los Angeles/London/New Dehli/Singapore/Washington DC: SAGE.
- Knorr Cetina, Karin (2009): *The Synthetic Situation: Interactionism for a Global World.* In: *Symbolic Interaction* 32/1, 61–87.
- Körte, Mona/Weiss, Judith Elisabeth (2013): *Gesichter zwischen Erkennung und Auflösung: Eine Einleitung.* In: Mona Körte/Judith Elisabeth Weiss (Hg.) *Gesichtsaufösungen.* Berlin: Zentrum für Literatur und Kulturforschung, 4–11.
- Koschorke, Albrecht (1999): *Körperströme und Schriftverkehr: Mediologie des 18. Jahrhunderts.* München: Fink.
- Kracauer, Siegfried (2011a): *Gedanken über die Freundschaft.* In: *Werke. Band 5: Essays, Feuilletons, Rezensionen 1924–1927.* Berlin: Suhrkamp, 332–350.
- Kracauer, Siegfried (2011b): *Über die Freundschaft.* In: *Werke. Band 5: Essays, Feuilletons, Rezensionen 1924–1927.* Berlin: Suhrkamp, 29–59.
- Kubrick, Stanley (1968): *2001: A Space Odyssey.* UK/USA: Metro-Goldwyn-Mayer.

- Kurz, Constanze (2016): Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts, abrufbar unter: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/aus-dem-maschinenraum/steinmeier-im-nsa-untersuchungsausschuss-14136313.html>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Kurz, Constanze/Rieger, Frank (2011): *Die Datenfresser*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Lamla, Jörn (2013): *Verbraucherdemokratie: Politische Soziologie der Konsumgesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Lamla, Jörn (2019): Selbstbestimmung und Verbraucherschutz in der Datenökonomie. In: *APuZ* 24–26, 49–54.
- Latour, Bruno (2002): *Die Hoffnung der Pandora: Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Latour, Bruno (2006): Technik ist stabilisierte Gesellschaft. In: Andréa Belliger/David J. Krieger (Hg.), *ANThology: Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript, 369–397.
- Latour, Bruno (2007a): *Elend der Kritik: Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang*. Zürich/Berlin: Diaphanes.
- Latour, Bruno (2007b): Turning Around Politics: A Note on Gerard de Vries' Paper. In: *Social Studies of Science* 37/5, 811–820.
- Latour, Bruno (2009): Eine andere Wissenschaft des Sozialen? Vorwort zur deutschen Ausgabe von Gabriel Tardes *Monadologie und Soziologie*. In: *Monadologie und Soziologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 7–15.
- Latour, Bruno (2010): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Latour, Bruno (2013): *An inquiry into modes of existence: an anthropology of the moderns*. Cambridge: Harvard University Press.
- Latour, Bruno (2015): *Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Latour, Bruno (2018): *Existenzweisen: Eine Anthropologie der Modernen*. Berlin: Suhrkamp.
- Laux, Henning (2014): *Soziologie im Zeitalter der Komposition: Koordinaten einer integrativen Netzwerktheorie*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Lawrence, Christine/Cambre, Carolina (2020): »Do I Look Like My Selfie?«. *Filters and the Digital-Forensic Gaze*. In: *Social Media + Society* 6/4, 1–13.
- Law, John/Hassard, John (1999): *Actor network theory and after*. Oxford/Malden: Wiley-Blackwell.

- Law, John/Mol, Annemarie (2001): Situating Technoscience: An Inquiry into Spatialities. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 19/5, 609–621.
- Levy, Steven (2010): *Hackers*. Sebastopol: O'Reilly.
- Lialina, Olia (2012): Turing Complete User, abrufbar unter: <http://contemporary-home-computing.org/turing-complete-user/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Linek, Leoni (2017): Zwischen höchstpersönlicher Liebesanerkennung und zweckrationalem Kalkül: Auf der Suche nach einer Soziologie der Freundschaft. In: *Berliner Journal für Soziologie* 27/3-4, 559–578.
- Linek, Leoni (2018): Book review: *Friendship*. In: *Thesis Eleven* 147/1, 120–124.
- Linksfraktion (2016): Opposition lässt nichts unversucht – Zeuge Snowden soll nach Deutschland, abrufbar unter: <https://www.linksfraktion.de/presse/pressemitteilungen/detail/opposition-laesst-nichts-unversucht-zeuge-snowden-soll-nach-deutschland/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Lobo, Sascha (2012): Die Netzgemeinde ist eine Notwehr-Lobby, abrufbar unter: <https://www.spiegel.de/netzwelt/web/s-p-o-n-die-mensch-maschine-die-netzgemeinde-ist-eine-notwehr-lobby-a-819559.html>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Lobo, Sascha (2016): Warum ich ein Fan des neuen BND-Gesetzes bin, abrufbar unter: <https://www.spiegel.de/netzwelt/netzpolitik/sascha-lobo-warum-ich-grosser-fan-des-neuen-bnd-gesetzes-bin-a-1117297.html>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Lobo, Sascha/Lauer, Christopher (2014): *Aufstieg und Niedergang der Piratenpartei*. Hamburg: Sobooks.
- Lovink, Geert (2017): *Im Bann der Plattformen: Die nächste Runde der Netzkritik*. Bielefeld: transcript.
- Lovink, Geert (2019): *Sad by design: On platform nihilism*. London: Pluto.
- Luhmann, Niklas (1965): *Grundrechte als Institution. Ein Beitrag zur politischen Soziologie*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Luhmann, Niklas (1972): *Rechtssoziologie*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Luhmann, Niklas (1980): Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition. In: *Gesellschaftsstruktur und Semantik, Band 1*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 9–71.
- Luhmann, Niklas (1987): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1992): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Luhmann, Niklas (1993a): Vorwort. In: *Gesellschaftsstruktur und Semantik, Band 3*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 7–10.
- Luhmann, Niklas (1993b): Individuum, Individualität, Individualismus. In: *Gesellschaftsstruktur und Semantik, Band 3*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 149–258.
- Luhmann, Niklas (1994): *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1995a): Die Form »Person«. In: *Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch* Opladen: Westdeutscher Verlag, 142–154.
- Luhmann, Niklas (1995b): Was ist Kommunikation?. In: *Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 113–124.
- Luhmann, Niklas (1998): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2002): *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*. Dieter Lenzen (Hg.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2014): *Liebe: Eine Übung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lupton, Deborah (2016): *The quantified self: A sociology of self-tracking*. Cambridge/Malden: Polity.
- Mackenzie, Adrian (2015): The production of prediction: What does machine learning want? In: *European Journal of Cultural Studies* 18/4-5, 429–445.
- Madianou, Mirca/Miller, Daniel (2013): *Migration and New Media*. London: Routledge.
- Maleyka, Laura (2019): *Selfie-Kult: Bildvermittelte Kommunikation und Selbstbildnis als Kommunikationskode im digitalen Raum*. In: *kommunikation@gesellschaft* 20/1, 1–28.
- Markus, Maria R. (2010): *Lovers and Friends. »Radical Utopias« of Intimacy?* In: *Thesis Eleven* 101/1, 6–23.
- Marres, Noortje (2007): *The Issues Deserve More Credit: Pragmatist Contributions to the Study of Public Involvement in Controversy*. In: *Social Studies of Science* 37/5, 759–780.
- Marres, Noortje (2017): *Digital sociology. The reinvention of social research*. Cambridge/Malden: Polity.
- Marwick, Alice E./boyd, danah (2014): *Networked Privacy. How Teenagers Negotiate Context in Social Media*. In: *New Media & Society* 16/7, 1051–1067.
- Mascolo, Georg (2014): *BND leitete Daten von Deutschen an NSA weiter, abrufbar unter: <https://www.sueddeutsche.de/politik/spaeh-affaere>*

- bnd-leitete-daten-vondeutschen-an-nsa-weiter-1.2157406, letzter Zugriff 27.08.2021.
- Mascolo, Georg/Leyendecker, Hans/Goetz, John (2014): Codewort Eikonale – der Albtraum der Bundesregierung, abrufbar unter: <https://www.sueddeutsche.de/politik/geheimdienste-codewort-eikonale-der-albtraum-der-bundesregierung-1.2157432>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Matzner, Tobias (2019): Mediale und soziale Bedingtheit der Subjekte des Privaten – ein Versuch mit Hannah Arendt. In: Hauke Behrendt/Wulf Loh/Tobias Matzner/Catrin Misselhorn (Hg.), *Privatsphäre 4.0*. Stuttgart: J. B. Metzler, 55–72.
- Mau, Steffen (2017): *Das metrische Wir: Über die Quantifizierung des Sozialen*. Berlin: Suhrkamp.
- Mauss, Marcel (2010): *Gabentausch – Todesvorstellung – Körpertechniken*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mead, George Herbert (1969): *Geist, Identität und Gesellschaft: Aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Meister, Andre (2014a): Aussagegenehmigung: Wir veröffentlichen die Liste an Sachen, die BND-Mitarbeiter dem Parlament nicht sagen dürfen (Update), abrufbar unter: <https://netzpolitik.org/2014/aussagegenehmigung-wir-veroeffentlichen-die-liste-an-sachen-die-bnd-mitarbeiter-dem-parlament-nicht-sagen-duerfen/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Meister, Andre (2014b): Live-Blog aus dem Geheimdienst-Untersuchungsausschuss: Sitzung nach wenigen Minuten abgebrochen, abrufbar unter: <https://netzpolitik.org/2014/live-blog-aus-dem-geheimdienst-untersuchungsausschuss-bnd-abhoer-techinker-im-zeugenstand/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Meister, Andre (2016a): Geheimer Prüfbericht: Der BND bricht dutzendfach Gesetz und Verfassung – allein in Bad Aibling (Updates), abrufbar unter: <https://netzpolitik.org/2016/geheimer-pruefbericht-der-bnd-bricht-dutzendfach-gesetz-und-verfassung-allein-in-bad-aibling/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Meister, Andre (2016b): Das neue BND-Gesetz: Alles, was der BND macht, wird einfach legalisiert. Und sogar noch ausgeweitet, abrufbar unter: <https://netzpolitik.org/2016/das-neue-bnd-gesetz-alles-was-der-bnd-macht-wird-einfach-legalisiert-und-sogar-noch-ausgeweitet/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Meister, Andre (2017): *Drei Jahre Geheimdienst-Untersuchungsausschuss. Die Aufklärung bleibt Wunschdenken, die Überwachung geht weiter,*

- abrufbar unter: <https://netzpolitik.org/2017/kommentar-zum-geheimdienst-untersuchungsausschuss-doch-nur-ein-ritual-das-die-illusion-einer-untersuchung-erwecken-soll/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Miller, Daniel (2012): *Das wilde Netzwerk: Ein ethnologischer Blick auf Facebook*. Berlin: Suhrkamp.
- Mol, Annemarie (2002): *The body multiple: Ontology in medical practice*. Durham: Duke University Press.
- Mol, Annemarie (2010): Actor-Network Theory. Sensitive terms and enduring tensions, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Sonderheft, 50, 253–269.
- Morris, Charles W. (1988): *Grundlagen der Zeichentheorie, Ästhetik der Zeichentheorie*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch.
- Muhle, Florian (2018): Stochastically Modelling the User: Systemtheoretische Überlegungen zur ›Personalisierung‹ der Werbekommunikation durch Algorithmen. In: Thorben Mämecke/Jan-Hendrik Passoth/Josef Wehner (Hg.), *Bedeutende Daten: Modelle, Verfahren und Praxis der Vermessung und Verdaten im Netz*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 143–169.
- Mühlhoff, Rainer (2021): Predictive privacy: towards an applied ethics of data analytics. In: *Ethics and Information Technology* 23/4, 675–690.
- Murphy, Michelle (2015): Unsettling care: Troubling transnational itineraries of care in feminist health practices. In: *Social Studies of Science* 45/5, 717–737.
- Nassehi, Armin (2019): *Muster: Theorie der digitalen Gesellschaft*. München: C. H. Beck.
- Nebel, Maxi (2020): *Persönlichkeitsschutz in Social Networks: Technische Unterstützung eines grundrechtskonformen Angebots von Social Networks*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Neff, Gina/Nafus, Dawn (2016): *Self-Tracking*. Cambridge: MIT Press.
- Netzpolitik.org (2015): Live-Blog aus dem Geheimdienst-Untersuchungsausschuss: »Jeden Tag eine halbe Million Telefonate mitgeschnitten.«, abrufbar unter: <https://netzpolitik.org/2015/live-blog-aus-dem-geheimdienst-untersuchungsausschuss-37-sitzung-mit-e-b-und-r-s-vom-bnd-schoeningen/#zeuge1>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Netzpolitik.org (o.J.): NSAUA-Liveblog, abrufbar unter: <https://netzpolitik.org/tag/nsaua-liveblog/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Neumann, Felix (2010): *Der post-private Übermensch*, abrufbar unter: <https://fxneumann.de/2010/10/07/der-post-private-uebermensch/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.

- Nietzsche, Friedrich (1988): *Menschliches, Allzumenschliches I und II*. Berlin: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Niewöhner, Jörg (2014): Perspektiven der Infrastrukturforschung: care-full, relational, ko-laborativ, in: Diana Lengersdorf/Matthias Wieser (Hg.), *Schlüsselwerke der Science & Technology Studies*. Wiesbaden: Springer.
- Nissenbaum, Helen Fay (2010): *Privacy in context: Technology, policy, and the integrity of social life*. Stanford: Stanford University Press.
- Nötzoldt-Linden, Ursula (1994): *Freundschaft: Zur Thematisierung einer vernachlässigten soziologischen Kategorie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ochs, Carsten (2015): Die Kontrolle ist tot – lang lebe die Kontrolle! Plädoyer für ein nach-bürgerliches Privatheitsverständnis. In: *Mediale Kontrolle unter Beobachtung* 4/1, abrufbar unter: <https://www.medialekontrolle.de/wp-content/uploads/2015/11/Ochs-Carsten-2015-04-01.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Ochs, Carsten (2019a): Optionalität & Prediktivität: Privatheit und der Subjektivierungswiderspruch algorithmisch organisierter Überwachungsgesellschaften. In: Ingrid Stapf/Marlis Prinzing/Nina Köberer (Hg.), *Aufwachen mit Medien: Zur Ethik mediatisierter Kindheit und Jugend Baden-Baden: Nomos*, 211–224.
- Ochs, Carsten (2019b): Teilhabebeschränkungen und Erfahrungsspielräume: Eine negative Akteur-Netzwerk-Theorie der Privatheit. In: Hauke Behrendt/Wulf Loh/Tobias Matzner/Catrin Misselhorn (Hg.), *Privatsphäre 4.0. Eine Neuverortung des Privaten im Zeitalter der Digitalisierung*. Stuttgart: J. B. Metzler, 13–31.
- Ochs, Carsten (2021a): Datenbasierte Sichtbarkeit: Gesellschaftsstrukturelle Bedingungen zeitgenössischer Technikgestaltung, in: Michael Friedewald/Michael Kreutzer/Marit Hansen (Hg.): *Selbstbestimmung und Privatheit. Gestaltungsoptionen für einen europäischen Weg*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 35–55.
- Ochs, Carsten (2021b): *Privacies in Practice*. In: Ulrike Bergermann/Monika Dommann/Erhard Schüttpelz/Jeremey Stollow/Nadine Taha (Hg.), *Connect & Divide: The Practice Turn in Media Studies*. Zürich: Diaphanes, 277–294.
- Ochs, Carsten (2022): *Soziologie der Privatheit: Informationelle Teilhabebeschränkung vom ständischen Selbst bis zum blurry self*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

- Ochs, Carsten/Büttner, Barbara (2018): Das Internet als »Sauerstoff« und »Bedrohung«: Privatheitspraktiken zwischen analoger und digital-vernetzter Subjektivierung In: Michael Friedewald (Hg.), *Privatheit und selbstbestimmtes Leben in der digitalen Welt. Interdisziplinäre Perspektiven auf aktuelle Herausforderungen des Datenschutzes*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 33–80.
- Ochs, Carsten/Büttner, Barbara/Lamla, Jörn (2020):: Data-based Value Translation on a »Health and Fitness Platform«. In: *Science, Technology, & Human Values* 46/3, 1–27.
- Ochs, Carsten/Pittroff, Fabian/Büttner, Barbara/Lamla, Jörn (2016): Governing the Internet in the Privacy Arena. In: *Internet Policy Review. Journal on Internet Regulation* 5, abrufbar unter: <https://policyreview.info/articles/analysis/governing-internet-privacy-arena>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Oshii, Mamoru (1995): *Ghost in the Shell*. Japan/UK: Production I.G/Bandai Visual/Manga Entertainment.
- Ott, Michaela (2015): *Dividuationen. Theorien der Teilhabe*. Berlin: b_books.
- Paetau, Michael (2011): Parlament geentert, Piraten an Bord. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 10/11, abrufbar unter: <https://www.bl-aetter.de/archiv/jahrgaenge/2011/oktober/parlament-geentert-piraten-an-bord>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Papier, Hans-Jürgen (2016): Beschränkungen der Telekommunikationsfreiheit durch den BND an Datenaustauschpunkten. In: *Neue Zeitschrift für Verwaltungsrecht* 35, 1–15.
- Pascoe, Cheri J. (2019): Intimacy. In: Mizuko Itō et al. (Hg.), *Hanging out, messing around, and geeking out: Kids living and learning with new media*. Cambridge/London: The MIT Press, 117–148.
- Passig, Kathrin/Lobo, Sascha (2012): *Internet: Segen oder Fluch*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Pittroff, Fabian (2017a): Amplituden der Demokratie: Der NSA-Untersuchungsausschuss des Deutschen Bundestages als demokratische Reaktion auf Verunsicherungen nach Snowden. In: Joel Baumann/Jörn Lamla (Hg.), *Privacy Arena: Kontroversen um Privatheit im digitalen Zeitalter* Kassel: Kassel University Press, 59–95.
- Pittroff, Fabian (2017b): Profile als Labore des Privaten. In: Martin Degeling/Julius Othmer/Andreas Weich/Bianca Westermann (Hg.), *Profile: Interdisziplinäre Beiträge*. Lüneburg: Meson, 101–113.
- Pittroff, Fabian (2018): Perverse Privatheiten: Die Postprivacy-Kontroverse als Labor der Transformation von Privatheit und Subjektivität. In: Jonathan

- Kropf/Stefan Laser (Hg.), *Digitale Bewertungspraktiken: Für eine Bewertungssoziologie des Digitalen* Wiesbaden: Springer Fachmedien, 191–214.
- Pittroff, Fabian/Ochs, Carsten/Lamla, Jörn/Büttner, Barbara (2017): *Digitale Reterritorialisierung als politische Strategie: Die Reaktionsweisen der Demokratie in den Neuverhandlungen um Privatheit*. In: Lorina Buhr/Stefanie Hammer/Hagen Schölzel (Hg.), *Staat, Internet und digitale Gouvernamentalität*. Wiesbaden: VS Verlag, 141–165.
- Prey, Robert (2018): *Nothing personal: algorithmic individuation on music streaming platforms*. In: *Media, Culture & Society* 40/7, 1086–1100.
- Priddat, Birger P. (2018): *Das Kulturprogramm der digitalen Ökonomie: Personalisierte Märkte*. In: *Zeitschrift für Kulturphilosophie* 1, 49–58.
- Prietl, Bianca/Houben, Daniel (2018): *Einleitung: Soziologische Perspektiven auf die Datafizierung der Gesellschaft*. In: Daniel Houben/Bianca Prietl (Hg.), *Datengesellschaft: Einsichten in die Datafizierung des Sozialen*. Bielefeld: transcript, 7–32.
- PUAG (2001): *Gesetz zur Regelung des Rechts der Untersuchungsausschüsse des Deutschen Bundestages (Untersuchungsausschussgesetz – PUAG)*, abrufbar unter: <https://www.gesetze-im-internet.de/bundesrecht/puag/gesamt.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Puig de la Bellacasa, Maria (2011): *Matters of care in technoscience: Assembling neglected things*. In: *Social Studies of Science* 41/1, 85–106.
- Rainie, Harrison/Wellman, Barry (2012): *Networked: The new social operating system*. Cambridge: The MIT Press.
- Rammert, Werner (2016a): *Die Zukunft der künstlichen Intelligenz: verkörpert – verteilt – hybrid*. In: *Technik – Handeln – Wissen: Zu einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 227–248.
- Rammert, Werner (2016b): *Computer und Gesellschaft: Vom Kommandieren anonymer Rechenknechte zur Interaktivität mit persönlichen Agenten*. In: *Technik – Handeln – Wissen. Zu einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 249–256.
- Raunig, Gerald (2011): *Dividuen des Facebook: Das neue Begehren nach Selbstzerteilung*. In: Oliver Leistert/Theo Röhle (Hg.), *Generation Facebook: Über das Leben im Social Net* Bielefeld: transcript, 145–160.
- Raynes-Goldie, Kate (2010): *Aliases, Creeping, and Wall Cleaning: Understanding Privacy in the Age of Facebook*. In: *First Monday* 15, abrufbar unter: <https://doi.org/10.5210/fm.v15i1.2775>, letzter Zugriff am 25.08.2023.

- Reckwitz, Andreas (2000): Die Transformation der Kulturtheorien: Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Reckwitz, Andreas (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten: Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas (2020): Das hybride Subjekt: Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Berlin: Suhrkamp.
- Reichert, Ramón (2019): Selfies als Prosopopeia des Bildes: Zur Praxis der Subjektkritik in Sozialen Medien. In: Martin Stempfhuber/Elke Wagner (Hg.), Praktiken der Überwachten: Öffentlichkeit und Privatheit im Web 2.0 Wiesbaden: Springer Fachmedien, 141–155.
- Reporter ohne Grenzen (2016a): Ausländische Journalisten vor Überwachung durch den BND schützen, abrufbar unter: <https://www.reporter-ohne-grenzen.de/mitmachen/petitionen-protestmails/abgeschlossene-petitionen/petition-gegen-das-bnd-gesetz>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Reporter ohne Grenzen (2016b): Drei UN-Berichterstatter kritisieren BND-Reform, abrufbar unter: <https://www.reporter-ohne-grenzen.de/pressemitteilungen/meldung/drei-un-berichterstatter-kritisieren-bnd-reform>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- re:publica (2007): Leben im Netz, abrufbar unter: <https://07.re-publica.com/programm/index.en.html>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Rettberg, Jill Walker (2014): Seeing ourselves through technology: How we use selfies, blogs and wearable devices to see and shape ourselves. New York: Palgrave Macmillan.
- Rheinberger, Hans-Jörg (2021): Spalt und Fuge: Eine Phänomenologie des Experiments. Berlin: Suhrkamp.
- Rieger, Frank (2012): Kredit auf Daten, abrufbar unter: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/schufa-facebook-kredit-auf-daten-11779657.html>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Riesman, David/Glazer Nathan/Denney, Reuel (2001): The lonely crowd: A study of the changing American character. New Haven: Yale University Press.
- Romele, Alberto/Gallino, Francesco/Emmenegger, Camilla/Gorgone, Daniele (2017): Panopticism is not Enough: Social Media as Technologies of Voluntary Servitude. In: Surveillance & Society 15/2, 204–221.
- Rössler, Beate (2001): Der Wert des Privaten. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Rössler, Beate (2016): Wie wir uns regieren: Soziale Dimensionen des Privaten in der Post-Snowden-Ära. In: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung 13, 103–118.

- Rouvroy, Antoinette (2013): The end(s) of critique: data behaviourism versus due process. In: Mireille Hildebrandt/Katja de Vries (Hg.), *Privacy, Due Process and the Computational Turn: The Philosophy of Law Meets the Philosophy of Technology*. Abingdon/New York: Routledge, 152–167.
- Rubinstein, Daniel (2015): Gift of the Selfie. In: Alain Bieber/Douglas Coupland (Hg.), *Ausstellung Ego Update – Die Zukunft der Digitalen Identität*. Düsseldorf: NRW-Forum, 162–176.
- Ruppert, Evelyn (2011): Population Objects: Interpassive Subjects. In: *Sociology* 45/2, 218–233.
- Saltz, Jerry (2015): Kunst am ausgestreckten Arm: Eine Geschichte des Selfies. In: Alain Bieber/Douglas Coupland. (Hg.), *Ausstellung Ego Update – Die Zukunft der Digitalen Identität*. Düsseldorf: NRW-Forum, 30–48.
- Sanczny (2012): Postprivacy-Wunderland. In: sanczny. konsens. karos. kommunismus., abrufbar unter: <https://web.archive.org/web/20201230124321/http://sanczny.blogspot.eu/2012/09/05/postprivacy-wunderland/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Sanczny (2013): Das Postprivate ist politisch. In: sanczny. konsens. karos. kommunismus., abrufbar unter: [https://web.archive.org/web/20211020204336/http://sanczny.blogspot.eu/2013/11/21/das-postprivate-ist-politisch/h/](https://web.archive.org/web/20211020204336/http://sanczny.blogspot.eu/2013/11/21/das-postprivate-ist-politisch/), letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Sandbye, Mette (2016): It Has Not Been – It Is: The Signalitic Transformation of Photography. In: Kamila Kuc/Joanna Zylinska (Hg.), *Photoremediations: A reader*. London: Open Humanities Press, 95–108.
- Schaar, Peter (2011): Prima leben ohne Privatsphäre?, abrufbar unter: https://web.archive.org/web/20160307155128/https://www.bfdi.bund.de/bfdi_forum/showthread.php?t=2922, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Schäfer, Hilmar (2016): *Praxistheorie: Ein soziologisches Forschungsprogramm*. Bielefeld: transcript.
- Schatzki, Theodore R. (1996): *Social practices: A Wittgensteinian approach to human activity and the social*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schmidt, Robert (2012): *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*. Berlin: Suhrkamp.
- Schobin, Janosch/Leuschner, Vincenz/Flick, Sabine/Alleweldt, Erika/Heuser, Eric Anton/Brandt, Agnes (2016): *Freundschaft heute: Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie*. Bielefeld: transcript.
- Schramm, Julia (2011): Internet-Exhibitionisten »Spackeria«: »Privatsphäre ist so was von Eighties«, abrufbar unter: <https://www.spiegel.de/netzwelt>

- /netzpolitik/internet-exhibitionisten-spackeria-privatsphaere-ist-sowas-von-eighties-a-749831.html, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Schroer, Markus (2007): *Das Individuum der Gesellschaft: Synchrone und diachrone Theorieperspektiven*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Scott, Ridley (1982): *Blade Runner*. USA/Hongkong: The Ladd Company/Shaw Brothers/Blade Runner Partnership.
- Seemann, Michael (2011a): Was ist Postprivacy (für mich)?, abrufbar unter: <https://www.ctrl-verlust.net/was-ist-postprivacy-fur-mich/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Seemann, Michael (2011b): Das politische Denken der Piraten, abrufbar unter: <https://www.ctrl-verlust.net/das-politische-denken-der-piraten/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Seemann, Michael (2013): Netzgemeinde, abrufbar unter: <http://mspro.de/?p=3723>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Seemann, Michael (2014): *Das neue Spiel: Strategien für die Welt nach dem digitalen Kontrollverlust*. Freiburg: Orange-Press.
- Seemann, Michael (2015): Plattformprivacy: Die Zukunft der Privatsphäre, abrufbar unter: <https://www.zukunftsinstitut.de/artikel/plattformprivacy-die-zukunft-der-privatsphaere/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Seemann, Michael (2021): *Die Macht der Plattformen: Politik in Zeiten der Internetgiganten*. Berlin: Ch. Links.
- Selke, Stefan (2014): *Lifelogging: Wie die digitale Selbstvermessung unsere Gesellschaft verändert*. Berlin: Econ.
- Senft, Theresa M/Baym, Nancy K (2015): What Does the Selfie Say? Investigating a Global Phenomenon: Introduction. In: *International Journal of Communication* 9, 1588–1606.
- Sennett, Richard (1994): *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Sennett, Richard (2002): *The fall of public man*. London: Penguin.
- Sensburg, Patrick (2015): Sensburg: BND hat EU-Ziele nicht rausgehalten, abrufbar unter: https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2015/kw29_interview_sensburg/382788, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Sensburg, Dr Patrick/Warken, Nina/Flisek, Christian (2017): *Beschlussempfehlung und Bericht des 1. Untersuchungsausschusses*, <https://dserver.bundestag.de/btd/18/128/1812850.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Serres, Michel (1998): *Die fünf Sinne: Eine Philosophie der Gemenge und Gemische*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Serres, Michel (2016): *Der Parasit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Siegel, Eric (2013): Predictive analytics: the power to predict who will click, buy, lie, or die. Hoboken, N.J.: Wiley.
- Simmel, Georg (1992): Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Simmel, Georg (1995): Die beiden Formen des Individualismus. In: Aufsätze und Abhandlungen: 1901–1908. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Snowden, Edward (2014): ohne Titel, abrufbar unter: <https://www.europarl.europa.eu/document/activities/cont/201403/20140307ATT80674/20140307ATT80674EN.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Solove, Daniel J. (2009): Understanding privacy. Cambridge/London: Harvard University Press.
- Sørensen, Estrid/Schank, Jan (2017): Einführung [zu Annemarie Mol: Krankheit tun]. In: Susanne Bauer/Torsten Heinemann/Thomas Lemke (Hg.), Science and Technology studies: Klassische Positionen und aktuelle Perspektiven. Berlin: Suhrkamp, 407–428.
- Spackeria (o.J.): Die datenschutzkritische Spackeria, abrufbar unter: <https://spackeria.wordpress.com/about/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Spiegel Online (2015): BND spionierte Ministerien befreundeter Staaten aus, abrufbar unter: <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/bundesnachrichtendienst-spionierte-systematisch-freunde-aus-a-1061517.html>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Srnicek, Nick (2017): Platform Capitalism. Cambridge Malden, MA: Polity.
- Staab, Philipp (2019): Digitaler Kapitalismus: Markt und Herrschaft in der Ökonomie der Unknappheit. Berlin: Suhrkamp.
- Stäheli, Urs (2012): Gesellschaftsstruktur und Semantik. In: Oliver Jahraus/Armin Nassehi/Mario Grizelj/Irmhild Saake/Christian Kirchmeier/Julian Müller (Hg.), Luhmann-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart/Weimar: Verlag J. B. Metzler, 214–219.
- Stäheli, Urs (2021): Soziologie der Entnetzung. Berlin: Suhrkamp.
- Stalder, Felix (2011): Autonomy beyond Privacy? A Rejoinder to Colin Bennett. In: Surveillance & Society 8/4, 508–512.
- Stalder, Felix (2016): Kultur der Digitalität. Berlin: Suhrkamp.
- Stalder, Felix (2019): Autonomie und Kontrolle nach dem Ende der Privatsphäre. In: Martin Stempfhuber/Elke Wagner (Hg.), Praktiken der Überwachen: Öffentlichkeit und Privatheit im Web 2.0. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 97–110.

- Star, Susan Leigh (2017): Die Ethnografie von Infrastruktur. In: Sebastian Gießmann/Nadine Taha (Hg.), *Grenzobjekte und Medienforschung*. Bielefeld: transcript, 419–436.
- Star, Susan Leigh/Ruhleder, K (2017): Schritte zu einer Ökologie von Infrastruktur. Design und Zugang für großangelegte Informationsräume. In Sebastian Gießmann/Nadine Taha (Hg.): *Grenzobjekte und Medienforschung*. Bielefeld: transcript, 359–402.
- Stempfhuber, Martin/Liegl, Michael (2016): Intimacy Mobilized: Hook-Up Practices in the Location-Based Social Network Grindr. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 41/1, 51–70.
- Strathern, Marilyn (1990): *The gender of the gift: Problems with women and problems with society in Melanesia*. Berkeley: University of California Press.
- Strauss, Anselm (1978): A social world perspective. In: *Studies in Symbolic Interaction* 1, 119–128.
- Strauss, Anselm L. (1993): *Continual permutations of action*. Hawthorne: De Gruyter.
- Süddeutsche.de (o.J.): NSA-Ausschuss, abrufbar unter: <https://www.sueddeutsche.de/thema/NSA>, letzter Zugriff am 23.08.2023.
- Süddeutsche.de (2014a): Blog Netzpolitik verfolgt NSA-Untersuchungsausschuss, abrufbar unter: <https://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/interne-t-blog-netzpolitik-verfolgt-nsa-untersuchungsausschuss-dpa.urn-newsml-dpa-com-20090101-141017-99-06967>, letzter Zugriff am 23.08.2023.
- Süddeutsche.de (2014b): So biegt sich der BND das Recht zurecht, abrufbar unter: <https://www.sueddeutsche.de/politik/nsa-ausschuss-so-biegt-sich-der-bnd-das-recht-zurecht-1.2242129>, letzter Zugriff am 23.08.2023.
- Suttles, Gerald D. (2017): Friendship as a Social Institution. In: George J. McCall/Michal M. McCall/Norman K. Denzin/Gerald D. Suttles/Suzanne B. Kurth (Hg.), *Friendship as a Social Institution*. London: Routledge, 95–135.
- Tante (2013): Datenschutz in Zeiten von Prism, abrufbar unter: <https://tante.cc/2013/08/09/datenschutz-in-zeiten-von-prism/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Tarde, Gabriel (2009): *Monadologie und Soziologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Taylor, Charles (1994): *Quellen des Selbst: Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Technische Aufklärung (2015): TAO01 – Was macht eigentlich der deutsche Geheimdienst-Untersuchungsausschuss, abrufbar unter: <https://technisc>

- he-aufklaerung.de/ta001-was-macht-eigentlich-der-deutsche-geheimdienst-untersuchungsausschuss/, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Tenbruck, Friedrich H. (1964): Freundschaft: Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 16/3, 431–456.
- Tifentale, Alise (2016): The Networked Camera at Work: Why Every Self-Portrait Is Not a Selfie, but Every Selfie Is a Photograph. In: Santa Mičule (Hg.), *Riga Photography Biennial 2016*, 74–83.
- Tripp, Volker (2016): BND-Reform verhindern: Telefonaktion und Petition gegen Massenüberwachung, abrufbar unter: <https://digitalegesellschaft.de/2016/09/bnd-reform-verhindern/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Turner, Fred (2008): From counterculture to cyberculture: Stewart Brand, the Whole Earth Network, and the rise of digital utopianis. Chicago: University of Chicago Press.
- Uhlmann, Markus (2020): Netzgerechte Datenschutzgestaltung: Herausforderungen, Kriterien, Alternativen. Baden-Baden: Nomos.
- Venturini, Tommaso (2010): Diving in magma: How to explore controversies with actor-network theory. In: *Public Understanding of Science* 19/3, 258–273.
- Villi, Mikko (2015): The Selfie Connects. In: *The Smart View. Reflections on Mobile Photography* 1, 30–31.
- Viveiros de Castro (2019): *Kannibalische Metaphysiken: Elemente einer post-strukturalen Anthropologie*. Berlin: Merve.
- Wachowski, Lana/Wachowski, Lilly (1999): *The Matrix*. USA/Australia: Warner Bros./Village Roadshow Pictures/Groucho II Film Partnership/Silver Pictures.
- Wagner, Roy (1991): The fractal person. In: Maurice Godelier/Marilyn Strathern (Hg.), *Big men and great men: Personifications of power in Melanesia*. Cambridge: Cambridge University Press, 159–173.
- Wagner, Peter (1993): Die Soziologie der Genese sozialer Institutionen – Theoretische Perspektiven der ›neuen Sozialwissenschaften‹ in Frankreich. In: *Zeitschrift für Soziologie* 22/6, 464–476.
- Weeks, Jeffrey/Heaphy, Brian/Donovan, Catherine (2001): *Same Sex Intimacies: Families of Choice and Other Life Experiments*. London/New York: Routledge.
- Wendt, Brooke (2014): *The allure of the selfie: Instagram and the new self-portrait*. Amsterdam: Institut of Network Cultures.

- Wenger, Etienne (2008): *Communities of practice: Learning, meaning, and identity*. Cambridge: Cambridge University Press.
- White, Harrison C. (2008): *Identity and control: How social formations emerge*. Princeton: Princeton University Press.
- Wiedemann, Carolin (2011): Facebook: Das Assessment-Center der alltäglichen Lebensführung. In: Oliver Leistert/Theo Röhle (Hg.), *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: transcript, 161–182.
- Wikileaks.org (2015a): NSA Untersuchungsausschuss, abrufbar unter: <https://wikileaks.org/bnd-nsa/sitzungen/37/index.de.html>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Wikileaks.org (2015b): NSA Untersuchungsausschuss, abrufbar unter: <https://wikileaks.org/bnd-nsa/press/index.de.html>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Wikileaks.org (2015c): Bundestag Inquiry into BND and NSA, abrufbar unter: <https://www.wikileaks.org/bnd-nsa/sitzungen/18/>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Wissenschaftliche Dienste des Deutschen Bundestages (2006): *Der Kernbereich exekutiver Eigenverantwortung*, abrufbar unter: <https://www.bundestag.de/blob/412760/1e98af44462dee55fd1ee3925501dbf4/wd-3-383-06-pdf-data.pdf>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Wissenschaftliche Dienste des Deutschen Bundestages (2016): *Verfassungsfragen des Entwurfs eines Gesetzes zur Ausland-Ausland-Fernmeldeaufklärung des Bundesnachrichtendienstes*, abrufbar unter: https://www.andre-hahn.eu/app/uploads/2016/09/gutachten-wd-3_verfassungsfragen-des-entwurfes-eines-gesetzes-zur-ausland-ausland-fernmeldeaufklaerung-des-bundesnachrichtendienstes.pdf, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Wohlrab-Sahr, Monika (2011): *Schwellenanalyse – Plädoyer für eine Soziologie der Grenzziehungen*. In: Kornelia Hahn/Cornelia Koppetsch (Hg.), *Soziologie des Privaten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 33–52.
- Wolf, Virginia (2001): *Ein eigenes Zimmer*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Wong, Julia Carrie (2019): *Zuckerberg says Facebook is pivoting to privacy after year of controversies*, abrufbar unter: <https://www.theguardian.com/technology/2019/mar/06/mark-zuckerberg-facebook-privacy-vision>, letzter Zugriff am 25.08.2023.
- Yeung, Karen (2017): *Hypernudge: Big Data as a mode of regulation by design*. In: *Information, Communication & Society* 20/1, 118–136.
- Zeit Online (2014): *Kanzleramt droht NSA-Ausschuss mit Strafanzeige*, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2014-10/kanzleramt->

drohung-straftanzeige-nsa-untersuchungsausschuss, letzter Zugriff am 25.08.2023.

Zeit Online (2016): Maassen beklagt sich über NSA-Untersuchungsausschuss, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/digital/datenschutz/2016-06/nsa-untersuchungsausschuss-hans-georg-maassen-verfassungsschutz-edward-snowden-kritik>, letzter Zugriff am 25.08.2023.

Zeit Online (o.J.): Spionage in Deutschland, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/thema/nsa-affeere>, letzter Zugriff am 22.08.2023.

Zuboff, Shoshana (2018): Das Zeitalter des Überwachungskapitalismus. Frankfurt a.M./New York: Campus.

Dank

Das Schreiben eines Buches ist eine einsame Angelegenheit und doch allein nicht zu schaffen. Ich danke deshalb allen, die diese Zeilen lesen – es besteht eine gute Chance, dass sie durch ihre Praxis, Empathie und Intelligenz an diesem Buch mitgewirkt haben oder mitwirken werden. Ich danke Jörn Lamla für eine engagierte und verantwortungsvolle Betreuung – seine theoretische Kreativität und sein strategischer Scharfsinn haben mich immer beeindruckt. Ich danke Claude Draude für eine bereichernde und unterstützende Betreuung sowie eine jener diffusen Internet-Kontakte, die Teil der postdigitalen Erfahrung sind, die diesem Buch vorausgeht. Ich danke Carsten Ochs für sein kluges, diszipliniertes und solidarisches Vorbild sowie die Gespräche über Science und Fiction. Ich danke Michael Flörchinger für seinen witzigen Sinn für Kultur, seine ernste Kritik der Großkopferten und dafür, dass er mich ein Jahr lang in seinem Büro toleriert hat. Ich danke Enrico Hörster für seine außergewöhnliche Sicht auf die Dinge, seine zurückhaltende Art und seine handfeste Unterstützung bei der Arbeit an diesem Buch. Ich danke Stefan Laser für seine inspirierende Energie und sein gemütliches Sofa. Ich danke Goda Klumbyte für den intellektuellen und freundschaftlichen Glamour, den sie nach Kassel gebracht hat. Ich danke den Kolleg:innen der Universität Kassel für die positive und freundliche Atmosphäre in der Unteren Königsstraße, am Holländischen Platz und in der Pfannkuchstraße. Ich danke Julia Hoffmann für ihre leidenschaftliche Sorge. Ich danke Svenja Kirsch für die Herzen und die Blumen. Ich danke Elisabeth Weidinger für ihre mutige Beziehungsarbeit und ihre Nulltoleranz für unnötig kompliziertes Schreiben. Ich danke Lea Roth für ihren starken Einsatz für Schwäche, die schöne Musik und die beste Freundschaft jemals. Ich danke meiner Mutter, die mir eine Freude an Kultur und eine Offenheit des Denkens beigebracht hat, ohne die alles nicht möglich gewesen wäre.

